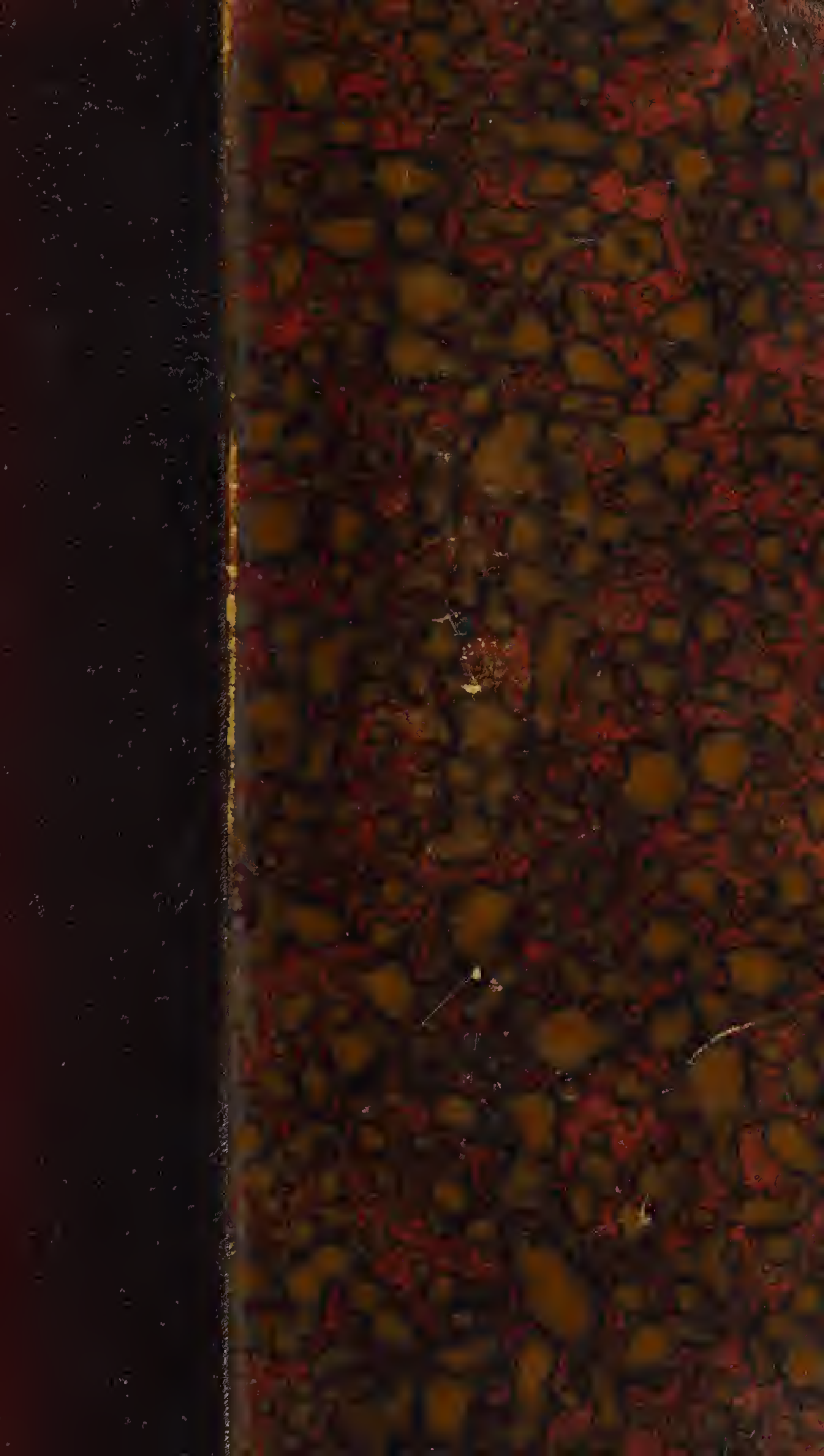
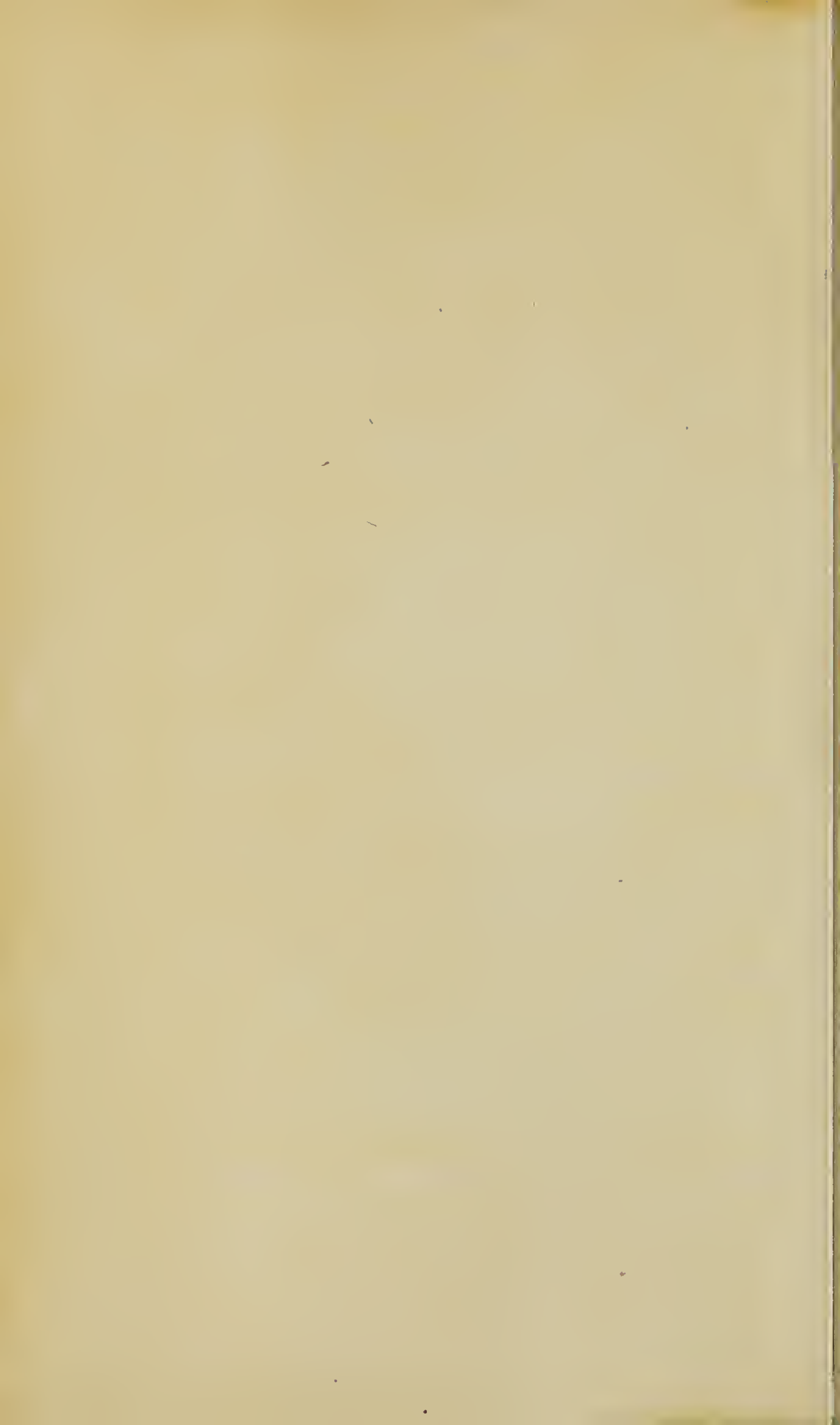



LIBRARY
Brigham Young University
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
THE GLORY OF GOD IS INTELLIGENCE
1875
PROVO, UTAH







Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1821.



Zürich,

gedruckt bey Orell, Füßli und Compagnie.

Bey den nicht zahlreich besuchten Versammlungen der Gesellschaft in den nächstvorgehenden zwey Jahren blieb man wegen ihres Wiederaufblühens zwischen Hoffnung und Besorgniß getheilt. Irrungen bey Ausschreibung des Versammlungs-Tages, und die auf denselben einfallende ungünstige Witterung verstärkten die Besorgniß. Auf die erfreulichste Weise gewann aber die Hoffnung den Sieg. Dann zahlreicher als bis-

her haben sich sowohl Mitglieder, als auch neue Freunde, vom Wunsch in den Schooß der Gesellschaft aufgenommen zu werden hergeführt, eingefunden. Es ist nicht zu zweifeln, daß die abwesenden wie die anwesenden Glieder der Gesellschaft sich überzeugen werden, daß die nach Stürmen und Gefahren der Zeit neu belebte Gesellschaft, auch mit neuer Kraft und Freudigkeit ihre alten edeln Zwecke anstreben wird. Möge die folgende Nachricht von ihren Verhandlungen sie darin bestärken.

Schon am Abend des 21. May begrüßten sich manche Freunde im Bade Schinznach. Am Morgen des 22. eröffnete der Präsident der Gesellschaft, Herr Stadt-Pfarrer Thaddäus Müller von Luzern, die Sitzung mit einer

Rede: „über das Verdienst der Helvetischen Gesellschaft um die religiöse Toleranz in unserm Vaterlande." Einmüthig und mit gerührtem Herzen dankte ihm die Gesellschaft dafür: Daß er eines der wenig gekannten und geschätzten und doch so hochwichtigen Verdienste der Gesellschaft um unser Vaterland so klar erwiesen und dargestellt, und an unserer Gesellschaft selbst ein so treffliches Vorbild aufgestellt hatte: wie bey aller Treue für eigenthümliche religiöse Ueberzeugung, doch im Glauben an eben denselben Gott und Vater, im Genuß der gemeinschaftlichen Freyheit, in den Erweisungen der christlichen Vaterlands- und Bruderliebe, Friede und Freyheit, Eintracht und Segen in unserm Freystaaten-

Bunde blühen können; wie die Verschiedenheit in Religionsbekenntniß und Gottesverehrung die Herzen nicht trennt, aber wohl ächte Religiosität und Vaterlandsliebe sie unzertrennlich eint.

Nachdem hierauf die Ehrengäste abgetreten waren, schritt man zur Berathung über Aufnahme neuer Mitglieder. Aus eben dem Grunde, wie im verflossenen Jahre, um die Neubelebung der Gesellschaft zu befördern, und besonders auch die Freude über den so zahlreichen Besuch der Gesellschaft von eidgenössischen Freunden, auch aus entfernten Gegenden des Vaterlandes, zu bezeugen, ward beschlossen: auch dies Jahr noch die zur Aufnahme empfohlenen Ehrengäste zu Mitgliedern der Gesellschaft zu ernennen. Von

nun an aber soll die Aufnahme nach den frühern Statuten der Gesellschaft statt haben, welchen zufolge derjenige, so Mitglied zu werden wünscht, zwey Jahre die Gesellschaft besuchen und dann von den Mitgliedern seines Kantons zur Aufnahme empfohlen werden muß, worauf die Gesellschaft über dessen Annahme durch Stimmenmehrheit entscheidet. — Jedoch behält sich die Gesellschaft vor, bey besondern Veranlassungen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen.

Alsdann wurde vom Comite der Vorschlag gemacht, wieder einen bleibenden Sekretär für die Gesellschaft zu erwählen und genehmigt. Einmüthig wurde von der ganzen erneuerten Gesellschaft dazu erwählt Herr Pfarrer Schuler zu Bözberg. —

Hierauf ward vom Präsidium ein Vorschlag des Herrn Spitalverwalters Ott von Bern eröffnet: „Daß der Gesellschaft eine für das Vaterland rühmliche und nützliche Bestimmung auch dadurch gegeben werden möchte, daß sie sich durch ihre Glieder alljährlich Kenntniß von dem verschaffe, was in unserm Gesammtvaterlande Beyfallwerthes für dessen Nutzen und Ehre sich ereignet, um daher Gelegenheit zu nehmen, dasselbe auf die zweckmäßigste Weise ehrenvoll anzuerkennen und zu befördern." Die Versammlung verdankt den ächt patriotischen Vorschlag, so wie das Anerbieten, denselben in Verbindung mit dem Comite weiter auszuarbeiten, und erwartet für die künftige Sitzung diejenigen Vorschläge,

welche die Schwierigkeiteu des Antrags beseitigen, und dessen erwünschten Zweck befördern könne.

Herr Professor Hottinger von Zürich las nun einen Abschnitt aus der Schweizer-Geschichte, die sich an die klassischen Arbeiten von Müller und Glutz anschließen wird. „Die Verhältnisse der Schweiz zu Wirtemberg in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts,“ als sich das eingeborne Fürstenhaus mit Oestreich um den Besitz dieses so wichtigen Nachbarlandes stritt, waren der Gegenstand seiner Vorlesung. Die Gesellschaft war innig erfreut, daß unser vaterländisches Volk die Hoffnung hat, seine durch That und Schrift zugleich so klassisch gewordene Geschichte von

Meisterhand vollendet, und den Verfasser den edeln Wettlauf in Geist und Kraft mit seinen vortrefflichen Vorfahren so glücklich beginnen zu sehen.

Herr Provisor und Stadtrath Fröhlich von Bruck feyerte dann in einer kurzen aber gehaltreichen Darstellung des Lebens von Herrn Pfarrer Konrad Fischer zu Birr, das Andenken dieses geistvollen würdigen Mannes.

Man schritt zur Wahl eines Präsidenten für künftiges Jahr. Mit Simmenmehrheit ward ernannt: Herr Doktor und Professor Troxler von Luzern.

Das Comite ward in Befolgung der Statuten ergänzt:

Ohne Wahl sind Mitglieder desselben

der neuerwählte und der abtretende Präsident. Als zurückbleibende die zwey vom vorigen Comite anwesenden Mitglieder.

Herr Gerichtsschreiber Bertschinger von Lenzburg.
" Stifts-Liquidator Steinmann von St. Gallen.

Neugewählt wurden:

Aus dem Kanton Zürich, Herr Doktor Schinz.
" " " Bern, Hr. Spitalverwalter Ott.
" " " Basel, Hr. Pfarrer Luz zu Läufelfingen.
" " " Schaffhausen, Hr. Pfarrer Vetter zu Neukirch.
" " " Thurgau, Hr. Pfarrer u. Kirchen-Rath Widmer zu Bußnang.

Dazu Hr. Pfarrer Schuler, Sekretär.

Beym frohen Mahle erhielt die Gesellschaft von einigen ihrer Mitglieder das angenehme Geschenk vaterländischer Lieder, die mit brüderlichem Frohsinn gesungen wurden.

In einer Abendsitzung erneuerte Herr Pfarrer Luz von Läufelfingen in einer Lebensgeschichte das Andenken des im Bade Schinznach verstorbenen, verdienstvollen Staatsmannes, Herrn Burgermeister Buxtorfs von Basel, welcher lange Mitglied der Helvetischen Gesellschaft und im Jahr 1778 ihr Vorsteher gewesen war.

Herr Provisor und Stadtrath Fröhlich von Bruck unterhält die

Gesellschaft wieder mit einer kräftigen Apostrophe an das izt handelnde Geschlecht in Versen.

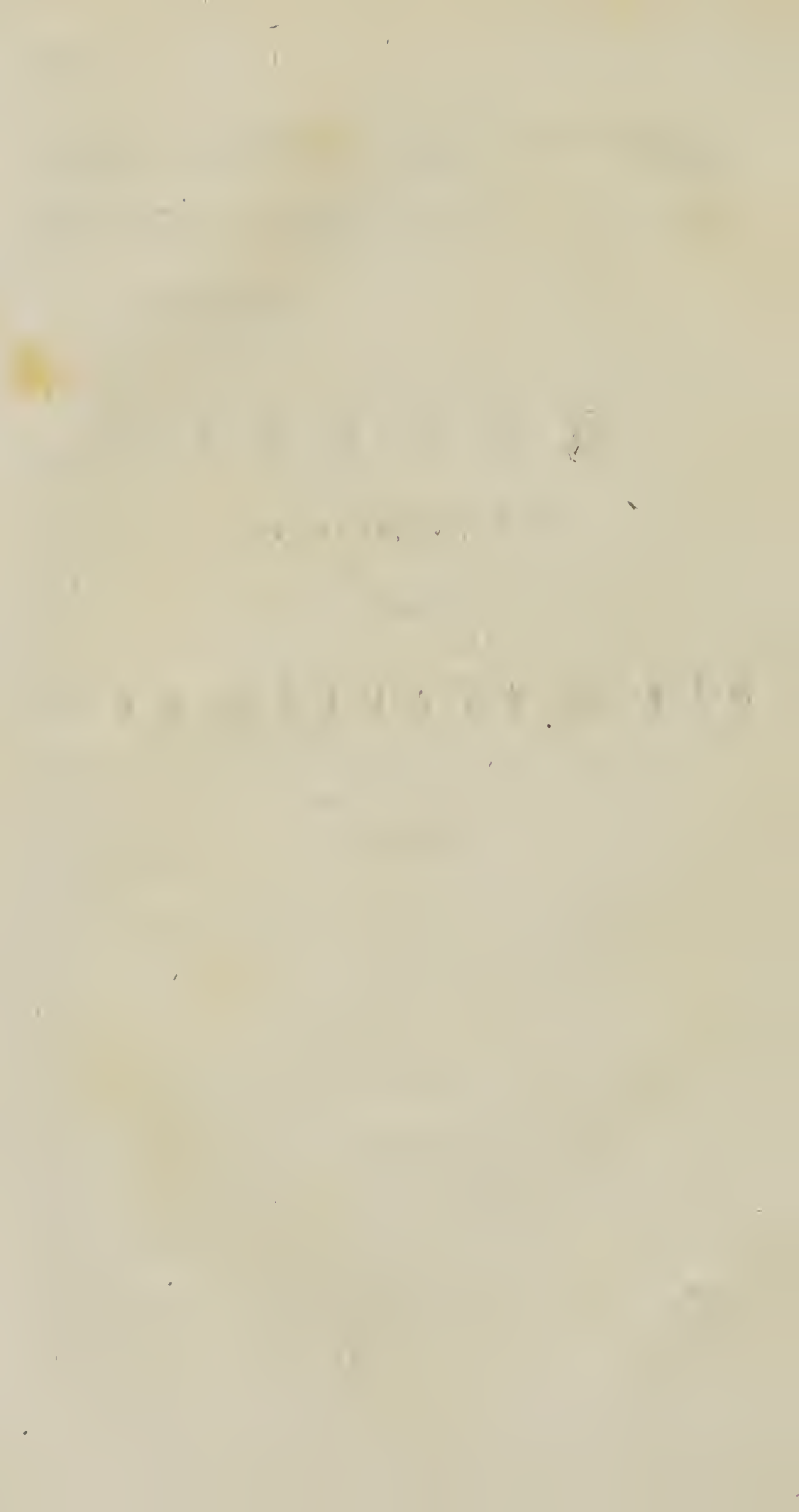
Da der regnerische Abend die noch anwesenden Mitglieder ins Zimmer einschloß, so erfreute sie Herr Doktor Diethelm Lavater von Zürich mit einer interessanten Vorlesung aus Schillers nachgelassenen Werken, die durch seine richtige Deklamation und angenehmes Sprachorgan noch größern Werth erhielt. —

Die Bestimmung des Tages, an dem sich im künftigen Jahr die Gesellschaft wieder versammeln soll, ist dem neuen Herrn Präsidenten und dem

Comite überlassen. Zur Versammlungs-orte aber ist wieder das Bad Schinznach bestimmt.

Schinznach, den 22. May
1821.

Anrede
des Präsidenten
an
die Gesellschaft.



Theuerste Freunde,

Brüder und Eydsgenossen!

Sie haben mich im vorigen Jahre, obwohl ich seit 1796 durch Amt und Verhältnisse gehindert, nicht mehr in Ihrem Kreise mich einfand, beynahe einmüthig zum Vorsteher dieser achtungswürdigen Gesellschaft erwählt. Ich war durch diese Wahl überrascht; jedoch, ich will das offene Geständniß thun, so sehr erfreut, als meine Anhänglichkeit an die Gesellschaft immer stark und meine Theilnahme an ihren Schicksalen lebhaft war. Ein gewisses Hinsehnen hatte mich jedesmal ergriffen, wenn die Tage der Versammlung angekommen waren, und ich zurückbleiben mußte. Seyen Sie mir also willkommen, seyen Sie mir herzlich gegrüßt, theure Freunde des Vaterlandes und alles Guten, was dem va-

terländischen Boden entsprießt. Ich danke Ihnen, daß Sie der freundschaftlichen Einladung folgen, und sich in Schinznach einfinden wollten. Wir kommen in den schönsten Frühlingstagen zusammen nach einem ganz friedlichen Jahr, und unser theures Vaterland ist wieder von den Besorgnissen frey, welche die neulichen politischen Bewegungen einiger, zum Theil benachbarter Staaten herbeyzuführen schienen. Doch allzufrühe Besorgnisse dieser Art dürfen jetzt, da die Schweizer nur einen Sinn und einen Willen für die National-Unabhängigkeit und für die Ehre des Vaterlandes haben, eitel seyn. Aber was soll ich nun zu Ihnen sprechen? Ich dachte oft darüber nach, was dieser Gesellschaft wichtig, was zeitgemäß wäre. Ich mußte aber auch dabey mich fragen, was ich leisten könnte; nicht ob mich ein Gegenstand anspräche oder reizte, sondern ob ich ihn für eine solche Gesellschaft zu behandeln fähig wäre. Der Umstand setzte

mich auch in einige Verlegenheit, daß ich mir die Versammlung, die ich anreden sollte, nicht genau vor die Augen stellen konnte, und ungewiß war, ob sie etwa (wenn schon die Zahl nicht alles, sondern mehr das Geistesgewicht der Männer, die dahin kommen, und die Innigkeit der Freundschaft die Hauptsache ausmacht) nur aus gar wenigen Mitgliedern bestehen, oder ob ich mehrere und eigentlich die helvetische Gesellschaft finden würde. In einem Heft des Morgenblatts vom vorigen Jahre ward von unserer Gesellschaft Meldung gethan, als von einer ehemaligen, nun bereits eingegangenen. Mein vorletzter Vorgänger im Präsidium, der Thurgauische Herr Antistes Sulzberger, sagte vor zwey Jahren, er wisse nicht, ob die Versammlung, der er vorsitze, das Ende der Geschichte, oder der Anfang einer neuen Periode seyn werde. Und im vorigen Jahr, obwohl dem Präsidenten, dem Herrn Doktor Schinz von Zürich, dem die Schweiz nicht blos

Vaterland, sondern Seele und Leben ist, alles hätte zuströmen sollen, war die Anzahl der anwesenden Mitglieder und Gäste nicht sehr gestiegen. — So dachte ich mir die Gesellschaft zwar neu konstituirt, aber immer noch der Gefahr nicht entrissen, dem Kranken in den kritischen Tagen der Entscheidung seines Uebels gleich, oder noch schwebend zwischen Leben und Tod.

Aber wie freudig bin ich jetzt überrascht so viele edle Männer, Eidsgenossen aus verschiedenen Gegenden der Schweiz vor mir zu sehen, belebt von dem Wunsche, der alten helvetischen Gesellschaft Ehrfurcht zu bezeigen und Leben zu ertheilen. Der Gegenstand, zu dem ich mich auf jeden Fall entschlossen hatte, ist für eine so ansehnliche Versammlung, die ich nicht erwarten durfte, nicht zu geringfügig; ist der Gesellschaft eigen, gehört zu ihren vorzüglichen Zwecken, und ist an Winken und Bemerkungen fruchtbar, die auch zu unserer Zeit noch zur Belehrung dienen, oder

ein Wort zur Zeit werden können. Ich will von dem Verdienste der helvetischen Gesellschaft um die religiöse Toleranz zwischen beyden Konfessionen, der katholischen und evangelischen in der Schweiz meine Ansichten darlegen, und der Gesellschaft, die nun von so vielen als überflüssig angesehen wird, eine kurze Apologie sprechen, die ihr auch um deßwegen gebührt.

Sie werden von selbst voraussetzen, meine Freunde! daß ich nicht von einer sogenannten theologischen Toleranz rede, oder die Lehre, in der wir ja eben geschieden sind, berühre, sondern von der Duldung, die der gesellschaftliche und bürgerliche Verein von uns fordert, das ist, von dem Benehmen der Mitglieder der Gesellschaft und des Staats gegeneinander, wo beyde Konfessionen aufgenommen, und jene stets mit einander in Berührung sind, oder von der bürgerlichen Duldung. Nein, es ist und kann nicht die Rede seyn (ich

muß mich selbst gegen Mißdeutung verwahren) von Beurtheilung der Lehre der einen oder andern Kirche, von Gleichachtung derselben, als ob eine solche Gleichachtung zum Begriff der bürgerlich-religiösen Duldung gehörte, oder von Hingebung seines Glaubens aus Gefälligkeit gegen eine andersdenkende Partey. Heilig sey dem Menschen der Glaube seiner Ueberzeugung; unangetastet und frey sey überall das Bekenntniß und die Uebung der Lehre einer Kirche, die unter ihren eigenen Gesetzen besteht, und vom Staate geachtet und beschützt wird; und um deßwillen, daß Einer seinem redlichen Gewissen treu bleibt, und seiner Ueberzeugung folgt, schätze ihn der Andere. Keinem seye das friedsame Forschen nach Wahrheit und Licht, oder die bessere Begründung seines Glaubens untersagt; oder zum Vorwurf gemacht. Aber daß wir, zu welcher Konfession wir gehören, im gesellschaftlichen, bürgerlichen und auch christlichen Verhältnisse uns einander verpflichtet achten und

darum alle Pflichten der Gerechtigkeit und Liebe gegen einander erfüllen, daß wir in dem gemeinschaftlichen, in unserm guten und gesegneten Vaterlande einen besondern Vereinigungspunkt unsrer Freundschaft und alles gemeinnützigen Strebens finden; daß wir, wenn wir in Pflichtverhältnissen oder freywilligen Verbindungen zusammentreten, nie die Frage denken: weß Glaubens ist der? Was für ein Kleid trägt jener? und über Vorurtheile, statt blind und leidenschaftlich sie zu unterhalten, uns belehren, und sie ablegen; daß wir uns gegenseitig mit Freude unsere Dienste weihen, unsere Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen, wo es die Bruderliebe verlangt, und wo ein edler Zweck auszuführen ist; daß wir so die Scheu gegen einander verbannen, und von Verachtung fern uns des achtungsvollsten Betragens überall gegen einander, seye es im Umgange, seye es in Schriften, befleißen, und Zutrauen geben, wo wir Trugloſigkeit, guten Willen und Herzlich-

keit finden; das ist die Toleranz, die ich meine, und die zum Theil aus dem Schooße unsrer Gesellschaft hervorgegangen, und sich über das ganze Vaterland verbreitet hat. —

Ob es nun, abgesehen von dem, was wir allein aus Menschenpflicht, die durch keine Religions-Verschiedenheit kann aufgehoben werden, gegen einander zu erfüllen haben, ein Verdienst seye oder keines, solche Duldung zu fördern; ob es nicht ein wichtiges Verdienst seye, wenn man demselben Vaterlande und Staate angehört, und in einem Föderativstaate lebt, der ohnehin dem freyen Bürger- und Vaterlandssinn genug Schranken aufstellt, darüber kann bey keinem aus uns eine unentschiedene Meynung seyn. Aber bedenken wir die besondern Umstände der Schweiz! Durch die Glaubenstrennung waren wir doch zu weit aus einander gekommen, — ich will wieder nicht sagen, in der Lehre, was nicht hieher gehört, sondern im Ge-

müthe. Eine offene Befehdung im heißen Felde der Schlacht, Niederlage und Sieg, und Wechsel von Sieg und Niederlage mußte das, auch unter ehevorigen Brüdern, bewirken. Wir stuhnden eigentlich auch nach geschlossenem Frieden feindselig einander gegenüber. Die Landesfriedensinstrumente, die ein neues Band der Ordnung und der Ruhe hätten seyn sollen. sind doch durch ihre Artikel der sprechende Beweis, wie man einander in Wort und That behandelt hatte. Die Grenzen der Kantone, wo das Kreuz aufgerichtet stuhnd und nicht stuhnd, wurden scheu angesehen, und man dünkte sich, wenn man hinüber trat, auf fremdem Boden, im unsichern Lande, wie in Feindeslande, beyderseits zu seyn. Die Parteyung war im ganzen Volk, nicht bloß bey geistlichen oder weltlichen Führern der Sachen, war in die Hütten der Landschaften wie in die Städte, in alle Thäler der Schweiz und auf alle Hochgebirge gedrungen, was das Eigne

ist bey Streiten um Religion, die die heiligste Angelegenheit jedes guten Menschen ist. Dazu kommen zur Vergrößerung des Uebels die Irrbegriffe, die man von der alten Lehre aufnahm und verbreitete, und die leidenschaftliche gehässige Art, mit der man die neue angriff, was Abneigung und Vorurtheile vermehrte, und bis auf folgende Geschlechter fortpflanzte. Was konnte dem Vaterlande die Fortdauer dieser erhitzten Entzweyung frommen? Selbst auf gemeineidsgenössische Geschäfte hatte sie den schädlichsten Einfluß. Man sah, was auch behandelt wurde, und einträchtig hätte behandelt werden sollen, im Hintergrunde den Protestanten oder den Katholiken, und die Unparteylichkeit war dahin, und das Vertrauen verloren. Der Eidsgenössische Gruß war nicht rein, und nicht selten auf den Tagen der Eidsgenossen voll bitterer Anspielungen, die den Groll aufweckten und unterhielten. Mußte so die Schweiz nicht zugleich an Unabhängigkeit

und Kraft in der Stellung gegen das Ausland durch die innere Getheiltheit und Eifersucht Schaden leiden? Eintracht ist die Kraft, die einen Bundesstaat stark macht, und ihm, wenn er auch schwache Mittel, sich gegen Uebermacht zu schützen hätte, Ehrfurcht verschafft. Aufgelöst, werden die einzelnen Stäbe leicht gebrochen; zusammen gebunden widerstehen sie einer gewaltvollen Hand, die sie brechen will. Wie wurde die Schweiz mißbraucht von äußern Mächten, da diese noch der Leidenschaft, mit der die Kantone einander selbst zerstören wollten, sie zu ihrem Willen haben konnten! Ich will eine Stelle des unvergeßlichen Hrn. Felix von Balthasar, Sohns des Mitstifters unsrer Gesellschaft, aus seinen kurz vor seinem Tod herausgegebenen fünf politischen Jahrhunderten des Kantons Luzern zum Beleg hievon anführen. Sie ist aus dem Religions-Jahrhundert, wie er das XVI. bezeichnet, und unbeleidigend; denn sie spricht

mit Ruhe nichts anders aus, als wie jede Partey nach ihren Interessen handelte, und zu handeln sich befugt glaubte. „Jede der Religionspartenen — sagt der verdienstvolle Mann und Kenner der Geschichte — bildete gleichsam einen besondern Staat unter dem Namen der katholischen und der reformirten Eidsgenossenschaft. Besondere Bündnisse und Bürgerrechte entstuhnden zur Sicherung der einten, wie der andern Partey. Protestantische Städte, Fürsten und Könige waren zur Unterstützung der Protestanten bereit. Rom und seine Nuntien, die Könige von Spanien, die Herzoge von Savoyen, und der zu dieser Zeit entstandene, und auch in die Stadt Luzern, als katholisches Vorort, verpflanzte Jesuiten-Orden, hatten bey den Angelegenheiten der katholischen Kantone einen ausgezeichneten Einfluß, wurden derselben Rathgeber, Vertheidiger und Protektoren. Eben dieser Einfluß und das Gerücht, daß die Jesuiten daran arbeiteten, das föderative Staats-

wesen, wie möglich, zu söndern, und zu trennen, häufte Mißtrauen auf Mißtrauen. Es erfolgte ein sonderbarer Auftritt, die ansehnliche Gesandtschaft aus den vier Städten Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, die im Jahr 1585 in der Stadt Luzern sich eingefunden, vermittelst eines feyerlichen Vortrags, der Religionsmißhelligkeiten und auswärtiger Bündnisse wegen klagend auftrat, die alte Eintracht und den innern Ruhestand empfahl, mit Zurücklassung einer merkwürdigen Denkschrift, die den übrigen katholischen Orten mitgetheilt wurde. Die Antwort erfolgte, und eine eben so ansehnliche Gesandtschaft überbrachte dieselbe in jede der besagten vier Städte. Der Inhalt lautet in mehrern Stellen bündig, wahrhaft und eidsgenössisch, in andern aber hart, weitschweifig und polemisch. Der Versuch also von Erzielung ehevoriger Einigkeit und Zutrauen lief fruchtlos ab, da jeder Theil am redlichsten gehandelt haben wollte, und die

evangelischen Stände die Ursache des poli- tischen Uebels und der Zerwürfnisse den auswärtigen Intriguen, die katholischen aber der Sönderung in Glaubenssachen, und der daraus erfolgten großen Ertzweyung der Gemüther zuschrieben." Der unparteyische Verfasser bemerkt noch, daß der bald darauf zwischen den katholischen Kantonen errichtete sogenannte goldene Bund und ein frisches Bündniß mit Spanien aufs neue großes Aufsehen machte, und Besorgnisse erregte, und so alle Hoffnungen zu einer bessern Zukunft, das ist, zu einer friedlichen Stimmung und Ausgleichung der Gemüther zernichtet waren. Das Vaterland war also zu seinem eigenen Nachtheil zerrissen, und es scheint, daß frühere Besänftigung zwischen den eidsgenössischen Brüdern hätte gehofft werden können, wenn kein Fremder zwischen sie getreten wäre. Aber die Spannung blieb lang, und die Schweiz wurde noch oft durch heftige Ausbrüche des religiösen Par-

tengeistes und neue blutige Kämpfe, wie Jedermann bekannt ist, in Unruhe und Gefahr gesetzt.

Allein die Zeit wird eine Versöhnerinn; sie betrachtet die Schuld der Vorzeit mit edelm Gemüthe und nachsichtsvollem Sinn; sie vereinigt die Getrennten wieder und umschlingt sie mit liebender Hand; die Wunden sind geheilet und vernarbet. Mit dem Umschwung, den die Wissenschaften in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und in der Schweiz nahmen, besonders in deinen Mauern und auf deinen Schulen, weises Zürich, kehrte die Humanität zurück, die milde Freundin der Geselligkeit und des Friedens. Die Geister verbanden sich und huldigten dem Schönen und Wahren, und sobald folgten die Herzen und huldigten dem Guten. In diese Tage fällt unser Schinznachische Schweizerbund, der in diesem Monat May gerade 60 Jahre lang blüht, zuweilen ersterben wollte, aber wieder erwachte und lebt,

wie jeden Frühling die ewigkräftige Natur. Dem edeln Iselin — man giebt ihm doch nur den rechten Namen, wenn man ihn den Menschenfreund nennt, und den frommen und patriotischen Ursus Balthasar und andern Freunden der Tugend und des Vaterlandes, war's nun ein Wonnegedanke, einsichtsvolle und wohlgesinnte Männer der Schweiz bey der aufgehenden Sonne einer schönern und gebildetern Zeit einander, ohne Rücksicht auf Religion, Kanton oder andere politische Verhältnisse näher zu bringen. Sie wußten zu wohl, daß im Schooße der Freundschaft und im vertraulichen Umgange die Menschen einander ganz anders finden, als sie in der Ferne, von Meynungen eingenommen, einander sich denken. Sie wußten, daß manche gute Seite, mancher liebenswürdige Zug, die ohne nähere Bekanntschaft verborgen bleiben, da ins Licht fallen, und daß Duldung dann leicht, so ungezwungen als ungeheuchelt, aus Achtung und

Liebe hervorgehn. Ein enges Band zwischen Katholiken und Protestanten um des gemeinsamen theuern Vaterlandes willen zu knüpfen, war wohl, wenn schon ein etwas versteckter, doch der erfreulichste Gedanke bey Schließung ihres Bundes. Sie durften nicht allemal sprechen, was sie dachten, offenbaren, was sie wollten; aber sie sahen ihren stillen Wunsch doch bald verwirkliche. Wie herzlich war der Ton ihrer ersten Zusammenkünfte, wie hingebend ihr Vertrauen, und ohne Hemmung die freundschaftliche Ergießung ihrer Herzen! Wie ein Freund vom Freunde nie ohne Wehmuth scheidet, und dankbar die Erinnerung von des Freundes Liebe in dem Herzen trägt, so vermißten sie sich schwer, wenn sie einander verlassen hatten, und fanden, von der Gesellschaft wieder in der Heimath ankommend, eine Leere in ihrem Hause, in ihrem Herzen, und ein Zurücksehnen nach dem zu bald entflohenen Geistes- und Herzens-Genuß in Schinznach. —

O redliche und unschuldige Menschen! Iselin schreibt unterm 12ten May 1761 nach der ersten Versammlung an Hirzel: *) „O Freundschaft, o Tugend, ihr allein macht glückselig, ihr allein ertheilet den andern Gütern des Lebens einen Werth, und einen Adel, der des Menschen würdig ist. Immer soll mir der Ort heilig seyn, wo wir bey so einer einfältigen und nur für tugendhafte Seelen feyerlichen Zusammenkunft die alte Freundschaft erneuert, und neue gestiftet haben. Ewig soll mir Schinznach der schönste, der reizendste aller Oerter seyn. Wir müssen unser Wort halten, es soll für uns ein heiliges, ein unverletzliches Versprechen seyn. Ein jeder kommende Frühling soll, so lang wir leben und Gesundheit haben, uns in dem stillen, der Freundschaft und den Musen geheilig-

---

*) Der nachherige Seckelmeister Hirzel, der erst vor einigen Jahren in hohem Alter in Zürich starb.

ten Hain versammeln. Da wollen wir in vertraulicher Unterredung und in süßen unschuldigen Scherzen unsere Tugend und unsern Geist erhöhen."

Das war's, was der Gesellschaft einen schönen Anfang gab, und würdige Männer anzog; und dadurch wurde ein großer Vorschritt zu jener wahren Duldung in Helvetien gethan, die nicht geboren werden muß, sondern sich selbst erzeugt. Toleranz-Edikte machen keine Toleranz, aber das Herz des Menschen schafft sie. Wie schonend gieng man gegen einander zu Werke, um jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das den Mitgliedern der einen oder andern Konfession den Zutritt minder angenehm hätte machen können. So schreibt Iselin, wenn man über den Ort der Zusammenkunft sich berathet, und Brugg oder Baden im Auge hat, auch an Hirzel: „Gefällt denen von Luzern und Schwytz Baden besser, so soll man ihnen willig entsprechen." Ein kleiner Zug, aber

eine schöne Gesinnung! In einer der ersten Versammlungen ward die Gesellschaft lebhaft ergriffen und gerührt, als Herr Altrath Glutz von Solothurn *) eine edle Handlung, in der ächter Duldungssinn athmet, der Gesellschaft erzählend vortrug: „Wie nämlich der Solothurner Schultheiß Wengi zur Zeit der Reformation vor eine geladene Kanone hingetreten war, die man eben gegen ein Haus, in welchem die Freunde der Reformation eine Berathschlagung hielten, abfeuern wollte, mit dem entschlossenen Wort: Wenn ihr Bürgerblut vergießen wollet, so vergießet meines, ehe ich zugebe, daß ihr diese ehrlichen Leute, die meine und euere Brüder und Mitbürger sind, wenn sie schon anders denken als wir, so grausam zu Grunde richtet." Die Gesellschaft gab ihrem anwesenden Mitgliede, dem unsterblichen Dichter Salomon Geßner den Auftrag, diese

*) Nachher Schultheiß.

edle Handlung zu beschreiben, damit sie den Eidsgenossen zur Nachahmung diene. Solche Züge aus der Geschichte der Schweiz zu sammeln, und andern, welche nur die Gemüther reizen, und die Versöhnung hindern könnten, in Vergessenheit untergehen zu lassen, war ihre Absicht, ihr Bestreben, wozu sie oft einander ermunterten. Man kann doch gewiß daraus schließen, was sich die Gesellschaft für einen Geist aneignen wollte. Wie sprach sich über gegenseitige Toleranz auch der Doktor Zellweger, sonst ein fester Protestant, in seinem Abschiede an die Gesellschaft so billig und wahr aus: „Das Hauptwesen der Religion", sagt er, indem er von Beziehung der Religion auf Erfüllung bürgerlicher Pflichten redet, „ist, wie ich meyne, allen ehrlichen, verständigen, tugendhaften Eidsgenossen gemein und einerley, und hat keinen andern Einfluß auf die geschwornen Bünde, als daß man einander Treue und Glauben halte, es redlich meyne, und sich

brüderlich liebe. Weil aber", setzt er hinzu, „doch zuletzt ein jeder Mensch, nicht auf Kredit, sondern für sich selbst, vor Gott und seinem Gewissen Rechenschaft seines Glaubens abzulegen hat, so soll man billig jedem die an seinem Orte eingeführten Lehrsätze und Ceremonien mitzuglauben und mitzumachen überlassen." Gewiß richtig und duldsam, mit Achtung für die Gewissensfreyheit, die mit Rückweisung auf die Gewissenspflicht allen Menschen gestattet werden muß, gesprochen. In derselben Schrift kommt der heilige Wunsch vor: „Wollte Gott, es könnten aller Eidsgenossen Herzen gleichsam in Ein Herz zusammengeschmolzen werden, daß nach dem Exempel der zu Schinznach versammelten Eidsgenossen Ein Geist sie belebte, der gleiche patriotische Eifer sie beherrschte, und ihre Reden gleichsam wie aus einem Munde flössen. Welch' ein seliger Zustand verbündeter Republiken, wie wohlgefällig unserm obersten Beherrscher im Himmel,

der ein Gott des Friedens und der Liebe ist; welch' herrlicher und gesegneter Ruhestand inner unsern Grenzen, wie unüberwindlich unsern Feinden, welche uns antasten möchten, und welch ein freudiger Anblick, wenn ein Eidsgenoß den andern auch ausser Landes antrifft, und beyden die Herzen aufwallen, einander als Bundesverwandte und Brüder umarmen zu können."

In diesem Geist, in welchem die Gesellschaft angehoben, lebte sie fort, und dieser Sinn eroberte die ganze Schweiz. Die Mitglieder waren nun bereits in allen Theilen Helvetiens zerstreut. Man hatte einander kennen und achten gelernt, und es war eine große Scheidewand gefallen. Man sah ein, daß jede Religion ihre guten Menschen habe, und daß ein feindseliger und verfolgender Sinn keiner Religion, wohl aber der Leidenschaft bey allen Religionsbekenntnissen eigen seye. Schon im Anfange sah man katholische Geistliche un-

ter der Gesellschaft, wie die Domherren von Beroldingen von Ury, bald die zwey würdigen Männer, Abbe Hermann und Chorherr Gugger von Solothurn, dessen Rede, die er als Präsident gehalten, zu den vorzüglichern gehören mag, und unter andern eine kraftvolle Schilderung von Republikanismus und republikanischem Geist enthält. Ihnen folgte der fromme Pfarrer Ringold von Sarmenstorf, und so viele rechtschaffene und einsichtsvolle katholische Pfarrer, unter denen auch solche waren, die nichts weniger als im Rufe der Heterodoxie stuhnden. Selbst manche würdige Ordensmänner traten bey. Alle fanden die Gesellschaft ungefährdend. Niemand ward je gekränkt um seines Glaubens willen, oder dafür angesehen, daß er anderer Konfession seye. Niemand durfte eine Verachtung oder Hintansetzung fürchten. Ein Religionsstreit ist seit 60 Jahren unsers Lebens nie in unserm Kreise gehört, ein theologisch-polemisches Gespräch nie ge-

führt worden. Man liebte sich und freute sich zusammen; man freute sich des duldsamen Vaterlandes und seines Glückes. Man sang Freundschaftslieder, Lavaters begeisternde Schweizerlieder, und dem großen hochherzigen Friedensstifter Niklaus von der Flüe, ertönte so oft von hundert Schweizerstimmen das Lob. So naiv als unschuldig und wohlgemuth oder gemüthlich sang der Domherr J. von Beroldingen:

Singt vereint die reinen Freuden,
Die ein Schweizerherz gewinnt,
Wenn es Leute von den beyden
Glaubenslehren einig findt.

Seht, es drücken beyde Stände,
Geist- und weltlich sich die Hände:
Reformierte Schweizertreu
Ist mit Röm'scher einerley.

Eins! — So sey der Eidsgenossen
Stimm', Empfindung, Herz und Sinn,

Durch Gesang in Eins gegossen,
Wie von Bundes Anbeginn.

Wenn des strengen Priesters Lehren
Gleiches Kirchenlied uns wehren,
O so sey im Oltnerlied
Wenigstens kein Unterschied.

Das war die Eintracht der Gesellschaft und ihre gemeinschaftliche Frohsinnigkeit, ja besonders auch, als wir im freundschaftlichen und einfachen Olten Hand in Hand, oft sehr zahlreich, zusammengiengen. Hat denn, meine Freunde, die helvetische Gesellschaft nicht wirklich Verdienst um religiöse Toleranz in der Schweiz, und damit, will ich eben sagen, Verdienst um das Vaterland? Wie viele Freundschaften stifteten sich, wie manches wissenschaftliche Band knüpfte sich an, und wie ward, was man hier einander abgehört, zu Hause, zum Beßten der Mitbürger, in eigenen Verhältnissen benutzt, und so die Gesellschaft gemeinnützig gemacht! Man fand

sich auf Schweizerreisen wieder, und erneuerte die Freundschaft, und freute sich, auf dem hohen Alpenwege zusammen den Schöpfer der Natur zu preisen, den Majestätsvollen Gott, der die Schweizerberge gegründet und ihre Zinnen an den Himmel angeheftet hat. Auch auf politische Handlungen der Schweiz wirkten die Bekanntschaften, die man bey unserm Verein gemacht hatte, gewiß wohlthätig ein, da die bedeutendsten Mitglieder der helvetischen Regierungen sich zu uns gesellten, und hier einander vertraut geworden waren. Und ich muß es ganz unterschreiben, was ich neulich in einem öffentlichen geschätzten Schweizerblatt gelesen. Es laßt sich nachweisen, sagt der Verfasser des Aufsatzes: Rückblick auf Leben und Streben in der Schweiz im Jahr 1820 in den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, da eben von der helvetischen Gesellschaft die Rede ist, daß durch die hier gemachten persönlichen

Bekanntschaften, durch die gestifteten freundschaftlichen Verbindungen von achtbaren und verdienstvollen Männern aller Gegenden, die Staatsumwälzung der alten Eidsgenossenschaft, und der aus ihr erwachsene Partheygeist minder grausam und blutdürstig war, als er in andern Ländern Europens gewesen ist. Sind die übrigen neuen helvetischen Vereine, die gleichsam aus unserm Schooße hervorgegangen, und Töchtergesellschaften der unsrigen zu nennen sind, uns gar nichts schuldig? — Ich kann sagen, sie wären mühesamer zu Stande gekommen, wenn nicht unser Bund die Macht des Vorurtheils gebrochen, nicht freyere Toleranz im Vaterlande herbeygeführt hätte. Und so wollen wir, was sie selbst jetzt wieder zu größerer Ausbreitung eines edeln Duldungssinns thun, zum Theil als unser Werk ansehen. Es fängt sich jetzt in der Schweiz, als eine reife Frucht unsrer ältesten Verbindung, alles zu einander zu gesellen an, und selbst die helveti-

schen Militairs bereiten eine frohe Zusammenkunft, als wollten sie die zu bald erloschene helvetisch-militairische Gesellschaft in Sursee, die sich uns in unsern schönen Tagen brüderlich an die Seite gesetzt hat, wieder ins Leben rufen.*) Es sey hier im Vorbeygehen gesagt, daß die jetzigen gemeinschaftlichen Zusammenkünfte der Schweizer aus unterschiedlichen Kantonen einen wichtigen Vorzug vor den ältern zu haben scheinen, daß sie nämlich unsrer Zeit zusagen, und auf Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf die Cultur wie auf die Vertheidigung des Landes, und auf Erleichterung und Unterstützung der bedrängten und leidenden Menschheit ihre unmittelbare Richtung nehmen, und nicht bloß, wie die ehemaligen, die einer unkultivirtern Zeit angehörten, oder ein Ueberrest des unordentlichen Reislaufens waren,

---

*) Diese Zusammenkunft hat seither in Zug statt gefunden.

Faßnachtsspiele, Lustfahrten und pomphafte Kriegsumzüge sind. Damit sey aber den frühern ihr Werth weder benommen, noch geschmälert, und das viele Gute, das sie in den Tagen ihrer Einfalt, Herzlichkeit, ich will sagen, ihrer Tugend angebahnt und gestiftet, nicht verkannt, vielweniger die Feyer großer Erinnerungen, die sie oft dabey zur Absicht hatten, getadelt. Alles hat s e i n e Zeit. — Es ist wohl auch ein Zeichen der unsrigen, daß die Schweizer, was seit der Reformation nie, wie dermalen, mag bemerkt worden seyn, so häufig, oder, richtiger zu sagen, schaarenweis, und aus allen Ständen des Volkes selbst ihr Vaterland bereisen, sich überall umsehen, und jede schöne Gegend sich zu eigen machen, weil sie dem Schweizerlande angehört; und daß sie nirgends, w o h e r und w e ß G l a u b e n s s i e s e y n m ö g e n, finster oder unfreundlich angesehen werden, sondern überall den freundlichen Hirtengruß und den biedern Hand

schlag der Brudertreue empfangen. Das ist Eidsgenössisch, und der Duldung lieblichster Kranz. Aber dennoch ist das Erfreulichste, was das eigentliche Werk religiöser Toleranz ist, daß jetzt beyde Religionstheile ruhig neben einander ihre Religion nach der Vorschrift ihrer Kirche auch an solchen Orten ausüben, wo es vorher nicht geschah, und gewiß größere Schwierigkeiten als jetzt gefunden hätte. So haben die Katholiken in den bevölkerten Städten Zürich, Bern und Basel Tempel und Altar, und in der Hauptstadt des frey- und edelsinnigen Kantons, in welchem wir da zusammen sind, und der ehemals als gemeineidsgenössischen Herrschaft oder Unterthanenland sich so oft herleihen mußte, um den Tummelplatz der einander um der Religion willen aufreibenden Partheyen zu seyn, leben Katholiken und Protestanten in der glücklichsten Harmonie, und ein Theil erbauet sich an der sittlichen Zucht und an dem Gottes-

dienste des andern, wobey der Geist und das Einwirken unsers verehrten Mitglieds, des katholischen Herrn Pfarrers Bock in Aarau nicht zu verkennen ist. — So waren auch die Eidsgenossen der reformirten Kirche gerührt von der Achtung, die die helvetische Bundesstadt Luzern, sammt ihren Bewohnern, ihnen und ihrer Gottesverehrung in den zwey verflossenen Jahren, da Luzern der Sitz der Tagsatzung war, erwiesen hat, und drückten ihre volle Zufriedenheit darüber aus. Sie begiengen frey in einer unsrer schönsten Kirchen den sonntäglichen Gottesdienst, feyerten Abendmahl und Taufe, und einige ihrer verstorbenen Brüder erhielten ein ehrenvolles Grab und öffentliche Beerdigung. Die neuen helvetischen Konstitutionen sichern zwar der irgendwo eingeführten oder herrschenden Religion ihren Besitz und ihre Rechte; garantiren aber auch die freye Religionsübung beyder Konfessionen, wo sie schon Statt hatte. Keine spricht sich

intolerant aus, und die schweizerischen Magistraten geben das erste Beyspiel der Duldung, da sie auf den vaterländischen Tagen mit unverletzter Würde, aufrichtigem Wohlwollen und mit Achtung der Person, ohne Unterschied der Konfession, neben einander erscheinen. Ich will nicht sagen, daß alles das zunächst von unserer Gesellschaft ausgegangen, aber doch unstreitig von dem Geist, der sie belebte. Man darf behaupten: Sie hat die Bahn gebrochen. Sie seye daher auch dafür geachtet!

Allein, man sagt jetzt: „Die helvetische Gesellschaft hat ihre Zeit verlebt; sie hat sich ein schönes und bleibendes Denkmal im Vaterlande eben durch solche Duldung gesetzt; sie hat sich einen unverwelklichen Kranz gewunden. Jetzt aber soll man von Duldung überall gar nicht mehr sprechen; sie läßt sich doch ohne Zweifel voraussetzen; sie bedarf der fernern Aushilfe oder Nachhilfe der Vormünder der Mensch-

heit und des Vaterlandes nicht mehr. Sie ist ein erworbenes Gut der Zeit und der Fortschritte der menschlichen Vernunft, und wird sich durch sich selbst erhalten. Wer müßte sich jetzt nicht religiöser Unduldsamkeit schämen"? Aber, meine theuern Freunde, gerade die gegenwärtige Zeit scheint uns anders zu belehren, und mich zu rechtfertigen, wenn ich die gegenseitige Duldung ehemaliger guter Eidsgenossen als Muster aufstelle. Ich will Niemanden anklagen und die Schuld auf keinen Theil allein legen. Aber der alte Zorn scheint hier und da aufzuwachen, und eher die Frucht eines abgeneigten oder gehässigen Willens als reinen Eifers zu seyn. Er macht eine unholde Miene gegen den gemeinschaftlichen Frieden, und scheint ihm in den Weg treten zu wollen. Doch ich will das Kleine und die Aufwallungen des Augenblicks übergehen und gering achten. Aber es giebt immer Leute, wenn wir auf die Erscheinungen der Zeit auf-

merksam seyn wollen, die der Schweiz ihre Eintracht und ihr Glück mißgönnen, die bey jedem Anlaße Versuche machen, Schritte zu thun, sie in ihrem Innern zu theilen, die Alles, und so auch, wenn's gelegen scheint, die Religionsverschiedenheit aufgreifen, um etwas zu finden, was ein Saame der Uneinigkeit, ein Zunder, ich will nicht eben sagen, des Kriegsfeuers, aber doch glüh'nder Zwietracht zwischen Parteyen werden könnte. Solche Leute, gehören sie unserm Vaterlande an, oder seyen sie ihm fremd, haben ein ganz anderes Interesse als jenes unsers Vaterlandes, und nicht das der Religion des Friedens, die mit der Vaterlandsliebe in so enger Verbindung steht, sondern ein dem Geiste wahrer Religion und Vaterlandsliebe Fremdartiges. Und wer durchdringt die Zukunft, und bestimmt das Ungewisse der Begebenheiten? Wer weiß es, was die Zeit für Ereignisse anspinnt? Immer wird uns Eintracht besser als Mißverständniß und Spannung

seyn, und gegenseitiges Zutrauen ist die Bedingung und die Folge der Eintracht. Man kann der Eintracht der Schweizer nicht genug Stützpunkte geben, um sie unzerstörlicher und kräftiger zu machen. Ist es nicht eben die Religion, (die Geschichte unsers Vaterlandes giebt uns hierüber die traurigsten Erfahrungen) welche so oft gar bald in den Streit gezogen ward, der aus ganz andern Ursachen entstuhnd, ein Streit den Herrschsucht, eine engherzige oder schlaue Politik und allerley Leidenschaften führten. Die Religion mußte hervorgestellt werden, um die unbefangenen Gemüther in Unruhe zu bringen, um die wahre Absicht böser Anschläge zu verhüllen, einer unrichtigen Sache den Anschein des Rechts zu geben, und den Eifer des Volks, das man als Werkzeug brauchte, bis zur Hitze des Fanatismus zu steigern und zu entflammen. Das hieß man dann Religionskriege. Die schweizerischen Archive werden einst vielleicht die wahre

Ursache unserer einheimischen, lange nach der Reformation entstandenen Religionskriege enthüllen. Wahrlich ein Volk, das in unterschiedliche Glaubensbekenntnisse getheilt ist, aber sich kennt, sich vertraut, und eben durch unangetastete gegenseitige Duldung belehrt ist, daß er seines Glaubens, der ihm heilig bleibt, sicher sey, kann nicht so leicht von Unruhestiftern in Bewegung gesetzt und zum Dienst fremden Interesses mißbraucht werden. Darum wünschte ich, auch in dieser Hinsicht, unserm vaterländischen Verein eher die Fortsetzung, als daß er verschwinde, und kann mich nicht bereden, daß er ganz entbehrlich geworden, und seine Aufgabe schon erfüllt habe. Aus gleicher Ursache ist auch der neugebildete Verein schweizerischer Jünglinge aus unterschiedlichen Kantonen und Studienanstalten nicht zu mißbilligen, wenn er in dem Geist fortlebt, in dem er so rühmlich angefangen, und den Klippen ausweicht, an denen er

scheitern könnte; wenn nämlich die jungen Freunde der Wissenschaften und des Vaterlandes gleichsam nicht mehr Jünglinge, die von jugendlichem Feuer oft hingerissen werden, sondern im Betragen wie in der Gesinnung schon Männer sind, die dem Vaterland Achtung einflößen, und die schönen Hoffnungen, die es auf das künftige Geschlecht setzt, befestigen.

„Toleranz heißt aber nicht die Mutter des Indifferentismus, der die Religion nicht unter die wichtigen Angelegenheiten des Menschen zählt, darum jede für gleich gut hält, und den Geist der Religion aufzufassen, und mit dem wirklichen Leben zu verbinden, verachtet"! Nein, im Gegentheil setzt die Toleranz Achtung für Religion und Religiosität voraus, und jeder tolerirende Theil beharrt lieber an der Kirche, an die er angeschlossen ist, als daß er Glauben und religiöses Leben wegwerfe. Der Indifferentismus ist die Tochter einer andern Mutter als der Toleranz,

nämlich der Frivolität, des Leichtsinns, der Geistesträgheit und der Ueppigkeit; in den Lustfesseln der Sinnlichkeit wird er erzeugt und geboren. Wie soll er braven Schweizern, deren Charakterzug Religiosität ist, als theure Uebergabe ihrer Väter, von Frevlern aufgebürdet werden? Er kann Männern nicht eigen seyn, die die Pflichten gegen ihr Vaterland mit Pietät erfüllen. In unserm gesellschaftlichen Kreise, wenn wir einander mit der herzlichsten Liebe umarmen, wird kein Religionsindifferentismus mitgetheilt. Wem sein Herz für's hohe Göttliche glüht, bey dem wird die Glut an unserm Heerde nicht erkalten. Der verehrteste Herr Antistes Sulzberger sagt, wenn er am Ende seiner Präsidialrede auch den Gegenstand der Religion kurz berührt: „Religion war den Vätern unserer Gesellschaft und ihren Söhnen immer das Erste. Sie bildeten keinen religiösen Verein, aber die Gesellschaft bestuhnd aus religiösen Männern beyder

Konfessionen". Richtiger und treffender könnte man es nicht sagen. Nur bey solchen, wie Herr Sulzberger bemerkt, konnte Schlossers kraftvolle Rede, die die Ehrfurcht für die Gottheit empfahl, Eingang und den lebhaftesten Beyfall finden. Und nur bey solchen, setze ich hinzu, durfte sich der Greis Balthasar seinen frommen Herzensergießungen frey und ungescheut, ohne Hehl überlassen. Wir sind die Söhne der Väter. — „Aber den Proselitismus erleichtert die Toleranz"! Nein, sie ist offen; und da gegenseitiges Vertrauen und jede pflichtmäßige Wirksamkeit, mit Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes, ihr Gegenstand und Zweck ist, so verhüllt sie keinen andern. Die Proselitensucht geht nicht auf öffentlichem Wege; sie treibt sich im Geheimen herum; sie schleicht. Sie ist gar nicht unser Thun, und würde uns gegenseitig eher die Marken der Intoleranz als des Duldungssinns aufprägen. Wir ehren die

Rechte jeder Konfession, und lassen jedem Einzelnen die Freyheit seine Ueberzeugung zu suchen, wo er sie finden zu können meint. Möge es nur jedesmal aus redlichen Absichten geschehen, und keine Umstände mit der Sache verbunden seyn, welche die Religion und den Religionswechsel zum Spiel machen! Keine Konfession gewinnt durch Uebergang, wenn er nicht heilige Absichten oder gleichsam eine moralische Nöthigung zum Grund hat, und aus Gewissen und Ueberzeugung kommt. Wir sollen ihn aber ehren, wenn er sie hat. — Lavater, unsers Andenkens immer werth, dem doch wohl auch mit Unrecht proselitische Projekte zur Last gelegt wurden, sang im hohenDom zu Einsiedeln, seiner frommen Phantasie mit Hingebung, mit Lust folgend, ein Feyerlied für Christus, in welchem er die katholischen Ceremonien in Anspruch nimmt, und er blieb doch entschiedener Protestant. So kam der Katholik, in die Geschichte

zurückgehend, so manchem Zwecke der Reformation Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und doch nicht aufhören, treuer Katholik zu seyn. Die, welche auf Glaubensverläugnung schließen, wenn ein Katholik mit einem Protestanten spricht, oder mit ihm biedere Freundschaft und Umgang pflegt, sind eifersüchtige oder hypokritische Menschen, in denen keine Liebe, vielleicht wenig Tugend wohnt. Wenn Religionsvereinigung im Willen der Vorsehung liegt, wie wir wünschen dürfen, so wird sie durch Toleranz freylich eher gefördert als gehindert werden, nicht durch Proselitismus (es liegt ein arger Begriff in diesem Worte). Herr Sulzberger meint, sie wäre vielleicht nur im Himmel zu finden, und will, und zwar sehr weislich, hierin keine Uebereilung und keinen Zwang mit Geistergewalt. Ich sage, wir wollen sie nicht eben bis auf den Himmel versparen, sondern der höhern Leitung überlassen. Wenn wir sie allein mit unserer Klugheit vornehmen, oder ge-

bieterisch ausführen wollten, o es würde ein elendes menschliches Machwerk, ungefähr so etwas, das jenen politischen Konstitutionen, wie man sie in den vorigen Jahrzehnten zu fabriziren gewohnt war, gleich sähe, herauskommen, und des Göttlichen Spur und Weihe kaum an sich tragen. Wir würden mit einander kapituliren wollen, oder sollen; und ihr wißt es, meine Freunde, daß Kapitulationen als etwas Gebothenes oder Nothgedrungedrungenes selten wahren und dauerhaften Frieden bringen, zum wenigsten in Sachen der Religion, wo vielleicht verborgene Heucheley, wenn das Vereinigungs-Projekt auch laut gepriesen, und mit Herr Gott dich loben wir! gefeyert würde, die unglückliche Folge davon auf beyden Seiten werden könnte. Die religiöse Toleranz, besonders die, deren wir in unserer Gesellschaft uns freuen, lehnt alle Einwendungen die irgend ein schadenfroher oder böswilliger Geist gegen sie ausdenken mag, von sich ab.

Unser Bund, die Freundschaft, die wir einander weihen, gehört dem Vaterlande. Laßt uns in dem Verhältniß, in dem wir als Katholiken und Protestanten zu einander stehen, dem Vaterlande so viel Gutes thun, als wir können. Es bedarf treuer, uneigennütziger, leidenschaftloser, regsamer, thätiger lichtvoller Freunde. Wir haben dieses Verhältniß nicht selbst gemacht; wir haben es in der Zeit, in die wir gefallen, angetroffen; und wir sind wahrscheinlich nicht dazu geboren, uns zu hassen und zu verfolgen, und die Mutter, die uns am gleichen Busen erzieht, zu zerfleischen. Aber die Duldung der Eidsgenossen seye gegenseitig, und mit öffentlichem Spott werde nie, was einer Partey eigenthümlich und theuer ist, sey es Lehre oder Gebrauch, behandelt. Spott erzeugt nur Haß und Erbitterung, verengert die Grenzen der Duldung, und widerlegt nichts und beweiset nichts. Es läßt sich in unserm Vaterlande, wo die Geistes-Kultur so un-

gleich als das Land selbst ist, nicht Eines und dasselbe überall bewerkstelligen, was von einer andern Seite, sey es auch mit Billigkeit, gewünscht wird, besonders wenn kein höheres leitendes Ansehen zu Hilfe kömmt. Der Protestant ist oft über das Wesentliche des katholischen Lehrbegriffs, durch äußere Zeichen mißleitet, im Irrthum, und der Katholik setzt sich nicht auf den Standpunkt des Protestanten, wo er schonender urtheilen würde. Nichtsdestoweniger werden die gemeinen Christen, wenn man sie nicht aufreizt, einander in beyden Konfessionen wohl verstehen, und nicht nur dulden, sondern achten und lieben. Die gegenseitige Dienstfertigkeit, und das natürliche menschliche Wohlwollen ist das Band ihrer Liebe. Aber die Gelehrten und die Zeitblätter beyder Religions-Parteien können es oft in der Sache versehen, und dem Volk, das seine Kirche und den Glauben, den es bekennt, geehrt sehen will, zum Anstoß werden. „Die

Wahrheit soll keine Hemmung haben, und sich keinen Schleyer aus Menschenfurcht anthun", höre ich mir antworten. Aber die Vaterlandsliebe und die Liebe überhaupt hat auch ihre Pflichten, und fodert Umsicht und Klugheit. Ist man übrigens nur so redlich und gut, einander beyderseits keine bösen Absichten zuzutrauen, so hat die Duldung überall Weg gefunden, und wird uns zum Glück des Vaterlandes ungestört bleiben.

Unser Bund gehört dem Vaterland. Darum wenn ihn keine helvetische Kirche fürchten darf, soll er auch keiner Schweizerregierung zum Mißbelieben seyn. Man hat diese Gesellschaft schon bey ihrer Entstehung und seither mit Schüchternheit und Mißtrauen ansehen wollen, als ob sie die eingeführten Regierungssysteme und Regierungsformen durch den Geist, der von ihr ausgehen würde, durch den damals erwachenden philosophischen Geist, erschüttern könnte. Vielleicht war das eine Ursache,

die einst im Canton Luzern, als er vom Anschein innerer Unruhen beängstigt war, das Verbot veranlaßte, sie zu besuchen, bis unser hier anwesende Freund, der Herr Erziehungsrath Balthasar die Schranken brach, und der Erste den Muth hatte, die Gesellschaft, die sein Groß-vater sterbend gesegnet, wieder zu besuchen. Es hat diesen Schritt bey besserm Geist der Zeit niemand mehr rügen wollen. Nein, die Gesellschaft hat den Vorwurf nie ver-dient, dem Vaterlande eine unruhige Zeit vorzubereiten, und auch jetzt falle kein Schatten eines Mißtrauens auf sie. Mein theurer Freund Schinz hat in seiner vor-jährigen freymüthigen Rede (sie mußte es seyn, weil sie furchtlos der Wahrheit hul-digt) das rechte Wort gesprochen. „Nie sollen unsere Regierungen in unserm Ver-ein einen Feuerheerd neuer Revolutionen sehen; nie sollen sie fürchten, daß der, der dahin kommt, von Jakobinischem (sage jetzt Karbonarischem) Geist ergriffen werde."

Ohne Scherz, meine Freunde, unsere Gesellschaft muß mit unserer Republik, mit ihren Verfassungen, mit ihren Regierungen, sich verbinden. Wir würden umsonst die bessern Bürger des Vaterlandes seyn wollen, und mit Vaterlandsliebe blos groß thun, wenn wir so etwas seyn oder werden wollten, was man einen Staat im Staat heißen könnte, oder wenn wir uns zu einer schiefttadelnden oder anmaßlich richtenden Aufsichts-Behörde über die Regierungen konstituieren wollten. Aber, (daß ich im Geist des patriotischen Herrn Schinz fortspreche), Menschen, die eine freye Prüfung lieben, eine unverhüllte Sprache in den Angelegenheiten des Vaterlandes führen, Recht liebende Männer, Schweizer, die für den alten Ruhm des Vaterlandes, für Nationalgröße und Nationalehre eifern, wird keine Regierung Ursache zu fürchten haben, und scheel ansehen; und in gefährlichen Tagen des Vaterlandes wird jede bey solcher die treueste Gesinnung finden. Nein, die Zeiten

haben sich geändert. Jede Schweizer-Regierung würde sich jetzt entehrt fühlen, wenn man ihr nicht Achtung für solche Gesellschaften zutraute, und man würde wohl jeder Unrecht thun. Solche Vereine verbreiten den eidsgenössischen Gemeinsinn im Gegensatze zum Kantonalgeist, machen alles Gute im Vaterland zum Gemeingut, vereinigen alle Kräfte und Talente, die vereinzelt unbekannt und viel unwirksamer blieben, sind die Ehre der Schweiz im Auslande; und ihr höchstes Verdienst ist doch das, daß sie eben die Schranken alles unduldsamen Wesens aufheben, und durch freundschaftliche Verbindungen zum sichersten den Frieden des Vaterlandes begründen. Das Aufleben unserer Gesellschaft im gegenwärtigen Zeitpunkte werden die hohen Regierungen der Schweiz vorzüglich wünschen, und ihre achtbaren Mitglieder werden auch wieder zu uns kommen. Ueberhaupt ist es ein Gewinn der Schweizer-Revolution, wenn sie schon

große Opfer gekostet hat, daß die neuen Verfassungen mehr Popularität angenommen haben, daß so auch die Regierungen dem Volke näher stehen; daß sie des Volkes Sache, wie es vielleicht im Anfange war, oder hätte seyn sollen, jetzt wirklich zur ihrigen machen; daß sie nicht mit Verlegenheit ausgebreitete Kenntnisse unter dem Volke heranreifen sehen, sondern selbst höhere Lehranstalten sie überall wecken und befördern. Freylich gehört dem allgemeinen Erwachen und Aufstreben der Menschen zur Freyheit und Selbstständigkeit der Bürger zu ihren gesetzlichen Rechten auch seine Leitung, und die ist eben in die Weisheit und in den Patriotismus der Regierungen niedergelegt.

Unser Bund gehört dem Vaterlande. Also auch allem Wahren, Schönen und Guten, was da zu Hause ist, und gepflogen wird. Wollten gleich die Stifter unserer Gesellschaft keinen gelehrten Verein bilden, wollten sie jedem wohldenkenden Schweizer

den Zutritt lassen, so waren sie doch selbst gelehrte Männer, und die Gesellschaft wird immer nach ihnen aus vielseitig und wissenschaftlich gebildeten Männern bestehen. Sie konnte darum auch den Namen der gelehrten Gesellschaft nicht ausweichen oder ablehnen, und bis auf jetzt nicht verlieren. Haben andere schweizerische Gesellschaften ihre bestimmten Gegenstände, deren wissenschaftliche Bearbeitung ihr Zweck ist, und schränken sie sich auf diese Gegenstände ein, wie auf Geschichte, Naturforschung, Kunst u. s. w., so schließt unsere Gesellschaft nichts aus, was ins Gebiet der Wissenschaften, Künste und des Nützlichen einschlägt. Sie würde sich vielleicht zum ehesten wieder beleben, wenn die gelehrten Männer, die der Ruhm verschiedener Kantone sind, sich, wie ehemals, aber mit eidsgenössischem Biedersinn, an sie anschlössen. Es würde dann jährlich nicht an interessanten Vorlesungen, und beym traulichen Umgang nicht an wichtigem Ge-

dankenwechsel fehlen. Die Gesellschaft kann ihr Leben nur haben vom Geiste der Männer, die ihr angehören, und die sie besuchen. Mag es gleich in ihren Wünschen liegen, daß gelehrte Arbeiten, die ihr vorgelegt werden, vorzüglich auf die Schweiz sich beziehen, so muß ihr doch alles willkommen seyn, was von einem Schweizer herrührt, und ihr angeboten wird, und sich entweder durch ausgezeichneten wissenschaftlichen Werth, oder durch edeln Freysinn, oder durch Gemeinnützigkeit empfiehlt. Je vielfältiger die Berührungspunkte der Männer sind, die da zusammentreten, desto größer wird der freundschaftliche Genuß seyn; denn die Freundschaft wird erst durch die Wichtigkeit dessen, was sich Freunde sind, was sie einander geben, von einander nehmen, erhöht und kostbar.

Unser Bund gehört dem Vaterland. Aber für's Vaterland vorzüglich dir, heilige Freundschaft! Da ist der Freundschaft Stätte. Der wiederkommende Frühling

belebt sie, und schließt die Herzen auf, und entwölkt die Stirne. Die Freude macht beredt, und laßt den Freund mit Wonne dem wiedergefundenen Freunde sich mittheilen und ausgießen. Aber manches edle gedrückte Herz muß sich auch entlasten; hier ist der Ort der Freyheit! In der Heimath läßt sich oft der Geistesfreund nicht finden, der gewünscht wird, oder man muß mit ihm nur eine leise Sprache führen. Schinznach führt die Gleichen zusammen, und kein Heuchler, kein Arglistiger, kein Spaher soll unter ihnen seyn. Sie theilen ihren Kummer oder ihre Hoffnungen über Gegenwart und Zukunft der Zeit. Sie ermuntern sich und geben einander den treuen Handschlag, auf den Wegen des Lichts, der Wahrheit und des Rechts unerschrocken, und gegen alle Hindernisse fortzuwandeln. Einer kann in des andern Schicksalen, einer in des andern fester Tugend Ermuthigung finden. Das Andenken an edelgesinnte Menschen beglei-

tet uns nach Hause, veredelt uns und verschönert unser Leben. Wohl dem, dem es gelungen ist, auf dem Wege seiner irdischen Wanderung vortreffliche Menschen gefunden, und den Bund der Freundschaft mit ihnen geschlossen zu haben! Das dankten vor uns so Viele, das danken wir jetzt, werthes Schinznach, dir!

Meine Freunde, darf ich also die Frage an Sie stellen: Soll unsere Gesellschaft aufhören oder fortleben? Sie ist ein theures Geschenk aus einer schönen Zeit, der Sorge der Enkel und der Aufbewahrung werth. Das Vaterland kann sie nicht mit Gleichgültigkeit untergehen sehen, und solche Institute, wenn sie eingegangen sind, lassen sich in den ersten Tagen nicht wieder herstellen. Auf einer Zeit, in welcher unsere ehrwürdige Gesellschaft, sich selbst überlassen, ganz zerfallen würde, dürfte wohl kein gutes Angedenken ruhen. Nein, wir wollen deine Ehre, Schinznach, und die Hoffnungen des Vaterlandes, die daran

geknüpft sind, aufrecht halten. Nicht, ob die Gesellschaft fortleben soll — das wäre eine schmähliche Berathung, — sondern wie wir sie beleben, nach dem Geist unserer Zeit bilden, mit den übrigen Schweizer-Vereinen ins Verhältniß setzen, sie allen Schweizern wichtig, und dem Schweizerlande wohlthätig machen können, das komme in die Frage. Zwey und zwanzig Kantone sind nun Theilnehmer; keine Ungleichheit in ihren politischen Rechten macht sie einander fremd, keine Spaltung ist zwischen ihnen; Ein Gesetz, die gleiche Bundesverfassung verbindet sie; die gleiche Sonne gieng ihnen auf und strahlt über sie. Sie seyen zu uns eingeladen mit warmer Bruderliebe. Den Schwur wollen wir heute im Namen des ganzen Vaterlandes erneuern, — dieses Erbgut der Väter, den Schinznacher-Verein, wie die alten Eidsgenossen die Freyheit, zu bewahren; und die Schatten der Stifter unsers Bundes steigen von den Gefilden ihrer Ruhe zu

uns herab, hören unsern Eid, und nehmen ihn in ihre Hand auf! Sprechen wir zusammen mit Wahrheit:

Wir wollen uns nicht verlassen, und der Schinznacher-Bund soll mit dem 60ten Jahre seines Lebens nicht alt geworden, nicht gestorben seyn! Er soll sich verjüngen!

Neues Bundeslied
für die
Helvetische Gesellschaft,
vom
Präsidenten ihr dargereicht.

Brüder, wir sind an der Stätte,
Wo der heil'ge Bund entstand;
Seelenvoll, wie im Gebethe,
Grüßet euer Vaterland!
Chor. „Hier wo sanft die Aare fließet,
Vaterland, sey uns gegrüßet!"

Fühlt ihr nicht ein Geisterschweben
Um und um im hohen Saal?
Die den Bund uns einst gegeben,
Segnen unser frohes Mahl.
Chor. „Sind es unsre frommen Ahnen?
Seyd verehrt, ihr theuern Manen."

„Seyd gegrüßt, der Nachwelt Kinder,
Uns willkomm an diesem Ort!
Liebt die Schweiz, wie wir, nicht minder,
Rein wie wir! — Gebt euer Wort!"
Chor. „Fey'rlich sey es ausgesprochen,
Große Väter, — nie gebrochen."

„Seyd die Guten, seyd die Weisen,
Seyd des Vaterlandes Kern!
Und von euern trauten Kreisen
Sey das Unvertrauen fern."
Chor. „Ja, wir wollen uns bestreben,
Gute Väter, so zu leben."

„Eintracht ist das Band der Staaten,
Zwietracht kehrt die Staaten um:
Was wir suchten, was wir thaten,
Söhne, das sey euer Ruhm!"
Chor. „Diesen wollen wir nun suchen,
Und dem Zwietrachtsdämon fluchen."

„Freundschaft ist das Band der Herzen,
Ist ein seliges Gefühl;
Sie erfreut und lindert Schmerzen,
Wird dem Vaterlande viel."

Chor. „Ach, sie ist auch unsre Wonne,
Ist des matten Glaubens Sonne."

„Lebet recht, nach eu'rem Glauben,
Treu aus Glauben jeder Pflicht:
Niemand sucht ihn euch zu rauben;
Aber kränkt die Liebe nicht."
Chor. „Nein, wir lieben alle Brüder,
Geben ihnen Achtung wieder."

„Ehrt des Landes hohe Rechte;
Ihr seyd Bürger, ihr seyd frey:
Werdet nicht der Menschen Knechte,
Aber bleibt der Ordnung treu."
Chor. „Edel ist's, die Freyheit ehren,
Edler noch, der Frechheit wehren."

„Stehet kräftig, — viele spähen;
Euer Vaterland hat Reitz —
Laßt sie eure Mannheit sehen,
Männer ihr der alten Schweiz!"
Chor. „Nur ein Mann soll bey uns weilen,
Und die Freundschaft mit uns theilen."

„Mehrt den Bund mit Patrioten,
Scheuet diesen Namen nie:
Er bezeichnet eure Todten, —
Patrioten waren sie."
Chor. „Ja, der Patrioten Saamen
Sey der Bund! Heil diesem Namen."

„Suchet euch im Schweizerlande;
Hehr und schön ists überall,
An der Seen und Flüsse Strande,
Im Gebirg, am Wasserfall."
Chor. „Wo wir steigen, wo wir treten,
Sind wir auf der Freyheit Stätten."

„Kommt der süße Frühling wieder,
— Er war unsre Bundeszeit —
Fliegt die Lust vom Himmel nieder,
Eilt hieher von nah und weit!"
Chor. „Ja wir kommen und wir kommen:
Es wird unserm Lande frommen."

„Gebt dem Bund jetzt neu die Weihe;
Söhne, schlaget Hand in Hand:

Und gelobt euch ew'ge Treue,
Für das gute Vaterland!"
Chor. „Unserm Bund sey neue Weihe,
— Hört es Väter! — ew'ge Treue!"

Trinket jetzt, ihr Bundesfreunde;
Tinkt den Tell aus dem Pokal!
Trinkt aufs Wohl dem Freund und Feinde,
Daß die Aar' es wiederhall! —
Chor. „Unser theure Bund soll leben,
Und der Schweiz die Eintracht geben."

Verzeichniß

der anwesenden Mitglieder.

Herr Thaddäus Müller, Stadtpfarrer von Luzern, Präsident.
„ Dr. Ammann von Bünzen.
„ Balthasar, Schulrath und Kantonsbibliothekar zu Aarau.
„ Dr. Bertschinger von Lenzburg.

Herr Feer, Schulrath von Aarau.
„ Dr. Carl Feer von Aarau.
„ Helfer Fisch von Bruck.
„ Provisor und Stadtrath Fröhlich von Bruck.
„ Pfarrer Fröhlich von Bruck.
„ Fürstenberger von Basel.
„ Professor Hottinger von Zürich.
„ Apellationsrath Hürner von Aarau.
„ Herrose von Aarau.
„ Dr. Lavater von Zürich.
„ Pfarrer Lutz von Läufelfingen.
„ Meyer, Handelsmann von Lenzburg.
„ von Meiß, zu Bruck.
„ Professor Münch von Aarau.
„ Oberrichter von Orell von Zürich.
„ Spitalverwalter Oth von Bern.
„ Pfarrer Rahn zu Windisch.
„ Dr. Ruepp zu Sarmenstorf
„ Dr. Schinz von Zürich.
„ Dr. Schmutziger von Aarau.
„ Pfarrer Schuler von Bözberg.
„ Dr. Stäbli zu Königsfelden.
„ Stiftsliquidator Steinmann von St. Gallen.
„ Dr. Tanner von Aarau.
„ Trithen, Lehrer zu Bruck.

Herr Dr. und Professor Troxler von Luzern.
„ Pfarrer Vok zu Aarau.
„ Buchhändler Ziegler von Zürich.
„ Kirchenrath Zschokke von Aarau.

Ehrengäste,

die zu Mitgliedern angenommen worden.

Herr Kupferstecher Amsler von Schinznach.
„ Fürsprech Amsler zu Wildenstein.
„ Dr. Amsler auf Wildeck.
„ Dr. Bauer von Muri.
„ Salomon Bertschinger von Lenzburg.
„ Geßner von Zürich.
„ Andreas Hagenauer von Aarau.
„ Kandidat Hagenauer von Aarau.
„ Verwalter Hartmann von Luzern.
„ Dr. Häusler von Lenzburg.
„ D. D. Häusler von Lenzburg.
„ Dr. Hegetschweiler von Rifferschweil.
„ Herzog-Herrose von Aarau.
„ Kaplan Koch von Villmergen.
„ Kammerer Kraft von Bruck.
„ Kaplan Meyer von Sarmenstorf.
„ Karl Meyer von Lenzburg.

Herr Professor von Orell von Zürich.
„ Konrad Pestaluz von Zürich.
„ Staatsrath Ed. Pfeifer von Luzern.
„ Pfarrer Pfleger von Aarau.
„ Hauptmann Rauchenstein von Bruck.
„ Ringier von Lenzburg.
„ Friedrich Rothpletz von Aarau.
„ Schleiniger von Klingnau.
„ Vikar Schmid von Aarau.
„ Tanner von Aarau.
„ Karl Tschiffeli von Bern.
„ Pfarrer Vetter von Neukirch, Kanton Schaffhausen.
„ Ferdinand Weidler von Aarau.
„ Pfarrer und Kirchenrath Widmer von Bußnang, Kanton Thurgau.

Fremde Ehrengäste.

Herr Karl Gustav Johmann.
„ Professor Menzel zu Aarau.
„ Professor Steingaß zu Aarau.
„ Dr. Dittmar von Berlin.
„ Professor Oehler zu Aarau.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1822.



Glarus,

gedruckt bei Cosmus Freuler.





Verhandlungen.

In die schönste Erfüllung gingen die frohen Hoffnungen, von denen die Gesellschaft in ihrer letztjährigen Versammlung neu belebt ward. Schon am Vorabend, den 7. Mai, begrüßten sich 27 Mitglieder und 19 eidgenössische und fremde Ehrengäste und am Morgen des 8. trafen noch so viele eidgenössische Freunde und Brüder ein, daß die Zahl der Mitglieder auf 42, die der Ehrengäste, von Eidgenoßen und Ausländern, auf 40 stieg. In solcher Anzahl war die Helvetische Gesellschaft seit der Revolution noch nie versammelt. Die herrlichen Frühlingstage, das oft überraschende Zusammentreffen entfernter Freunde, vor allem die Freude über das Wieder-

aufleben der Gesellschaft im Geiste und zu dem Zwecke ihrer edeln Stifter: Dieß alles beseelte die Versammlung mit Frohsinn und vaterländischem Hochgefühl.

In dieser Stimmung hörten die 72 Eidgenossen, samt den ausländischen Freunden unsers Vaterlandes, die Rede des Präsidenten, Herrn Dr. Professor Troxler von Luzern, worin er die Frage: Worauf beruht das Wohl unsers Vaterlandes? beantwortete, und mit der ächten Beredsamkeit, die das Herz durch Gewißheit für die Vernunft überzeugt, erwies: Es beruhe auf einer Politik, welche die auf's Staatsleben angewandte Sittlichkeit ist, die allein Volksheil und Staatsmacht zu bauen vermag, auf Vernunft und Freiheit, die das Leben des Volkes sein müssen, und deren Erzeugniß die Tugend ist. Unsittlichkeit hingegen sei die Wurzel des

Verderbens für jedes Land, und aus ihr sei immer, in jeder Verfassungsform, die Knechtschaft hervorgegangen. Dieser Entwickelung der einzig wahren Grundsätze ächter Volkswohlfahrt gab er denn die klarste Anschaulichkeit durch die Beweise aus der Geschichte des Eidgenoßenbundes. Hoffnung und Muth für die Zukunft stärkte der Redner mit dem Vertrauen auf die noch lebende Kraft, den freien gesunden Sinn, den hellen Geist, die Vaterlandsliebe unseres Eidgenössischen Volkes. Mit Aug und Mund und Hand ward dem vaterländischen Redner der verdiente Beifall ausgedrückt, ein heiterer Enthusiasm erfüllte die Versammlung, und der Geist der alten Republikaner, der Stifter unserer Gesellschaft, war sichtbar auf sie gekommen.

Um Mitgliedern und Gästen die Statuten der Gesellschaft in's Gedächtniß zu

rufen, wurden dieselben vorgelesen, mit der Bemerkung, daß zu allfälliger Verbesserung nach Bedürfnissen der Zeit und Umstände, besonders zu Erhaltung und Beförderung eines kräftig wirksamen Lebens in derselben, vom Comité eine Commission, bestehend in dem Präsidenten Hr. Dr. Troxler, Hr. Dr. Schinz von Zürich und Hr. Spitalverwalter Ott von Bern ernannt sei, welche eine Durchsicht der Statüten vornehmen, die einlaufenden Vorschläge von Mitgliedern einsammeln und berathen, dann dem Comité vor der nächsten Versammlung ihr Gutachten eingeben, und durch dasselbe der Gesellschaft zu beliebiger Beschlußnahme vorlegen soll. Bis zu allfälliger Abänderung sollen die im Jahr 1787 aufgestellten Statuten beobachtet werden.

Mit erneuerter Aufmerksamkeit richtete sich die Versammlung auf einen Vortrag

des Hr. Professor von Orelli von Zürich: über den geistigen Bildungstrieb der Schweizer und dessen beste Beförderung. Jezt müsse unser Volk zeigen, was sein wahres Leben und Streben sei, das sich aus seinem innern, noch kräftigen und gesunden Kern entwickeln soll. Nicht von oben herab kommt dieß geistige Leben, sondern es waltet frei im Volke und heilt von Innen heraus das Krankhafte in seinem Zustande, dieß muß nur durch Gewähren geistiger Freiheit befördert und entwickelt werden. Er wies auf die Ursachen hin, welche dieses gesunde Leben lähmen, ersticken, seine Kraft in wilde, fruchtlose Auswüchse treiben und sie dadurch erschöpfen könnten, wie z. B. die aus physischer und moralischer Schwäche entstandene und die geistige Lebenskraft verzehrende mystische Frömmelei. Er bezeichnete dann

die neu belebenden, bildenden, kräftigenden Beförderungsmittel des geistigen Lebens in unserm Volke. Freundeidgenößisch war es besonders, daß der Redner, Bürger des Vororts der alten Eidgenoßenschaft, es hervorhob, wie das jugendliche Staatsleben der neuen eidgenößischen Kantone und vorzüglich die Volksbildung in denselben, so überaus nützlich und wichtig für die gesammte Eidgenoßenschaft werden könne. Frohe Aussichten in die Zukunft zeigte er in der Hinweisung auf die studirende Jugend, ihr hoffnungsvolles, literarisches, durch Sittlichkeit veredeltes, und durch zweckmäßige Körperbildung erkräftigtes Leben und Streben, ihren eidgenößischen Brudersinn, der sich im Zofingerverein so warm und treu bewähre, ohne in unbesonnene Schwärmerei zu verirren, ihre Bildung auf den Hochschulen, besonders wenn nun Basels

einst veraltete, jezt jugendlich frisch auflebende Hochschule bald die eidgenößischen Jünglinge vorzüglich an sich ziehen werde, und wie dieß alles schon für unsere Gegenwart schöne Blüthen entfalte, an deren Früchten sich die Nachkommen erfreuen werden. Auch diesem Sprecher für Vaterlandsruhm und Freiheit und Heil, der die Herzen mit frohen Hoffnungen erfüllte, ward einmüthig inniger Dank, und der Wunsch bezeugt, daß sein Vortrag öffentlich bekannt gemacht werde.

Herr Pfarrer Lutz von Läufelfingen rief in dankbares Andenken, das stille aber überaus ehrenwerthe und nützliche Leben eines schon 1786 verstorbenen Stifters der Helvetischen Gesellschaft, des Cantor Hermann von Solothurn. Durch Kampf mit Armuth und Nahrungssorgen ward er in seiner Jugend gebildet. Als Jugend-Lehrer, als Landwirth, als

Stifter der Bibliothek und Bibliothekar, auch als Geschichtschreiber von Solothurn, verbreitete er Licht und Segen in vielfacher Beziehung. Dankbar erkannte die Versammlung das Verdienst des Herrn Lutz, den Werth eines so anspruchlos und doch so vielfach Segen stiftenden Mannes geschildert und zum Gegenstand dankbarer Verehrung aufgestellt zu haben, und ersuchte ihn, diese kleine Lebensbeschreibung in's Gesellschaftarchiv zu legen.

Nach Beendigung der Vorträge traten die Ehrengäste ab, und die Versammlung der Mitglieder wählte beinahe einmüthig zum Präsidenten des nächsten Jahres den Hrn. Spitalverwalter Ludwig Ott von Bern.

Auch das Comité ward in Befolgung der Statuten besetzt: Es besteht aus dem neuerwählten und dem abgehenden Herrn Präsidenten, und dem beständi-

gen Sekretair, als Gliedern desselben ohne Wahl; aus den letztes Jahr gewählten Herrn Dr. Schinz, jünger, von Zürich, Pfarrer Lutz von Läufelfingen im Kanton Basel, Pfarrer Vetter von Neukirch im Kanton Schafhausen, Pfarrer und Kirchenrath Widmer von Bußnang im Kanton Thurgau, und den an die Stellen der in Reihenfolge austretenden Glieder durch geheimes relatives Stimmenmehr neuerwählten Herrn: Stadtrath Steinmann v. St. Gallen, D. Schmuziger von Aarau, und Professor von Orelli von Zürich.

Da in Glarus keine Mitglieder der Gesellschaft mehr leben, so gestatteten es die Statuten, die drei anwesenden Glarner-Ehrengäste zu Mitgliedern anzunehmen, was auch mit einstimmiger Acclamation geschah und womit

Hr. Dietrich Schindler, Rathsherr.

Hr. Samuel Schindler, Dr. Med.
" Conrad Streif, Schützenhptm.,
alle von Mollis, zu Mitgliedern der Gesellschaft erklärt wurden.

Das Bad Schinznach wird wieder zum Ort der nächsten Versammlung bestimmt. Die nähere Bezeichnung des Versammlungstages ward unter der Bestimmung, daß er in dem Monat Mai, und vor der Eröffnung des Schinznacherbades ausgewählt werden soll, dem neuerwählten Herrn Präsidenten überlassen.

Zu Bestreitung der Druckkosten und anderer kleiner Ausgaben für die Gesellschaft ward eine Beisteuer von wenigstens Einem höchstens zwei Schweizerfranken jährlich für jedes Mitglied bestimmt, welche beim Empfang der Verhandlungen samt Leistung seines Beitrages entrichtet wird. Wer die Verhandlungen nicht annehmen will, wird als der Gesell-

schaft entsagend angesehen, und im Verzeichniß der Mitglieder getilgt.

Unter Wechsel von traulichem Gespräch und begleitet von sinnvollen, herzlichen Trinksprüchen (z. B. auf unser aller Eidgenoßen Wohlfahrt, so auch auf Sieg und Heil der Europäischen Kampfgenoßen gegen Barbarei und Tirannei) kreiste der alte Tellsbecher um das durch die heiterste Stimmung gewürzte Mahl, und die zahlreiche Sängerschaar schloß es mit einem herzerhebenden Vollgesang von Lavater's Schweizerliedern, von Nägeli's in Text und Melodie so ausgezeichneten Liedern für Männerchöre, und des Präsidenten Bundeslied.

Aller Herzen waren bewegt von dem Gedanken: wie theuer soll uns eine Gesellschaft sein, wo wir von allen Stämmen der Eidgenoßen zusammenkommen zum Bunde eidgenößischer Freundschaft und Treue, beglückt durch den Besitz und Ge-

nuß alter süßer Freiheit, in der Erinnerung der herrlichen Geschichte des Eidgenoßenbundes, wodurch der Eidgenoßen Name in der Zahl der durch den edelsten Ruhm geheiligten Völker steht, und in dem Frohgefühl, das Kleinod wahren Wohls in unserer heimischen Freiheit zu besitzen, wenn wir es recht in seinem Wesen und Werth erkennen und schätzen, zufrieden und weise genießen, treu erhalten und bewahren, um es unversehrt unsern Nachkommen zu überlassen. An diesem frohen Tage, dem Vaterlande und der Freundschaft heilig, wollen wir immer wieder erneuern das Gelübde: als freie Eidgenoßen zu leben und zu sterben. Man schied von einander mit den Worten im Herzen: Jung und ewig bleibt der Bund, heut erfrischt aus Herzensgrund.

Schinznach, den 8. Mai 1822.

J. M. Schuler,
Sekretär der Helv. Gesellschaft.

Rede

in der

Versammlung

der

helvetischen Gesellschaft,

gehalten

am 8ten Mai 1822

zu Schinznach,

von

ihrem Vorsteher,

Dr. J. P. V. Troxler, Professor

der Philosophie und Geschichte

zu Luzern.

Eidgenoßen,
theuere Freunde und Brüder!

Was mich ermuthigt, was mich erhebt und hinwegsetzt über die Bedenklichkeiten und die Umsichten alle, die an der Stelle, an der ich jetzt stehe, so oft zur Sprache gekommen sind, und die von all meinen Vorfahren Keinem, wie mir, in meiner Zeit und Lage, das Herz so sehr erschweren mußten — das ist die Güte, das unverdiente Vertrauen und Wohlwollen, womit Sie mir die hohe Ehre, diesem erlauchten und edeln Vereine in heutiger Versammlung vorzustehen, übertragen haben; es ist über dieß des gemeinsamen Vaterlandes heiliger Gedanke, der uns Alle, wie Einen, beseelt und bewegt. Nur diesen Gedanken hab' ich gedacht, und in ihm, glaubt' ich, die schönste, beste Weihe zu finden für meinen tiefgefühlten Beruf. Oertliche, vorübergehende, persönliche Beziehungen schwanden mir dahin vor ihm, wie auf Bergeshöhen niedriges Gewölk im Sonnenlicht. Nur von

einer Sache will ich reden, die Ihrer Theilnahme würdig, was Ihnen selbst das Theuerste und Schätzbarste ist, in reinem treuen Sinn, aber deswegen auch frei, wie es dem Freien, und vor Allen dem Schweizer ziemt.

Wir leben in Zeiten, die insofern mehr als viele andere glücklich zu preisen sind, daß wir am allerwenigsten, in trägen Schlummer gewiegt, Vaterland, Freiheit und Gott vergessen können. Täuschende Ruhe hat nun zwar seit Jahren Europa umlagert, und eine gleißende Gegenwart hat Viele betäubt. Wollten wir fremder, böser Besprechung glauben, so müßte uns eine ewige Neutralität beruhigen, und unser Heil läge in der uns als Staatsprinzip empfohlenen Kraft der Trägheit. Aber es gährt ja wirklich die Welt vor unsern Augen aus ihrem trügerischen Frieden auf, und die Fluth des Sturmes wird unfehlbar wieder an die Firnen unserer Berge schlagen. Es läßt sich ahnen, daß die nächste Frage, die das Schicksal vielleicht bald an uns thun wird, keine geringe sein kann, und endlich von uns selbst wird gelöst werden müssen.

Deswegen scheint es mir, sei auch an jeden aus uns die Frage gestellt, wie das Vaterland zu retten? auf was wir unser Vertrauen setzen sollen? worauf unsere Hoffnung richten, wohin unsere Kräfte wenden, und woher unser Heil erwarten?

Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! Ich habe sie ganz übersehen, die Grösse und die Kühnheit dieser Frage, und setze nun eben in diese mein Verdienst, wenn ich mir anders eins erwerben sollte, ja nicht in die Klugheit oder in das Geschick, mit welchen hier so manche große Aufgabe behandelt worden ist. Diese Stätte hat es mir geschienen, diese heilige Stätte, an welche die Vaterlandsliebe so schöne Erinnerungen aus naher und ferner Vergangenheit knüpft, sei der Wahrheit und Freiheit um so mehr geweiht, je mehr außer ihr in unserer Zeit ihr Spielraum beengt, ihre Thatkraft gelähmt erscheint. Ich weiß nicht, ob man eher als unglücklich das Vaterland beklagen, oder diese Gesellschaft für ihrem Urzweck abtrünnig erklären müßte, wenn man nicht eben in solch einem Verein, der bereits drei Generationen von Staatsver-

fassungen und Regierungen der Schweiz an sich vorüber- und untergehen sah, der von seinem Anbeginn an die besten Bürger und edelsten Männer in seinem Schooße zählte, die so oft an dieser Stätte vaterländische Herzen mit großen Wahrheiten erwärmt und befruchtet haben, das Recht des Geistes und des freien Worts ungeschmälert und unverkümmert genießen sollte, wenn nicht vorzüglich in den lebendigen Kräften solch eines Vereins, besser als der es Niemand mit dem Gesammtvaterlande meinen kann, das Unterpfand eines bessern Zustandes und der Keim der Wiedergeburt der alten Eidgenoßenschaft in neues Leben niedergelegt wäre.

Die neuere Welt hat überhaupt das Leben zersetzt, und seine unzertrennlichen Bestandtheile von einander abgelöst. Es hat ihr nicht genügt, den Inhalt des Lebens in Kirche und Staat aus einander zu legen, und jene ewigen, göttlichen Bestimmungen zu weihen, in diesem endliche, zeitliche Zwecke zu verfolgen. Das Lebendige selbst ward in beiden auf eine unnatürliche Weise als Unganzes begriffen, und dadurch sei-

nem Wesen nach zerstört. Doch zunächst geht uns hier nur der Staat an. Dieser schien losgerissen und für sich bestehend, bloß ein Leben zu befassen, dessen Inhalt und Endzweck nur irdisches Dasein ausmachte. Ausgehölt und ausgeleert also von allem Höhern und Innern, das auch schon seine Herrn und Besitzer gefunden, war der Staat nur Körper, nur Scholle und Waffe, nur Spiel und Triebwerk von Weltkraft. Die Religion, die Sittlichkeit, die Wissenschaft und Kunstthätigkeit, so wie die Poesie und Begeisterung, waren durch eine Art von Scherbengericht als Dinge, denen, wenn sie auch nicht an sich schon schwärmerisch und gefährlich wären, es doch an Verstand, Nutzen, Brauchbarkeit oder wenigstens an unmittelbarem Zusammenhang mit der handfesten Wirklichkeit fehlte, in das jenseitige Bereich über die Gränzmarken des Staats hinaus gewiesen worden. Es hatte sich daher auch eine eigene Religion für solch eine einseitige und ausgeschiedene Existenz gebildet, die ihr Heil in der Welt, in einem seiner Bestimmung treulosen, für sich

sein wollenden Sinnenleben suchte, und diese ist, was man Politik nennt.

Bei dieser strengen Ausscheidung von all dem, was das erste, höchste und einzige Recht auf Dasein, Bestand und Ausbildung hat, und wodurch Gott selbst dem Leben im großen Ganzen nur Werth, Bedeutung und Bestimmung gab, war für den Staat nichts mehr übrig, als der Rest, ein abgezogener Thiergeist, der im Lichte der Civilisation kultivirt ward. So verlor der Staat seine Seele und bei der immer weiter und weiter fortgeführten Scheidung von der Oberwelt und all ihren Mächten, mußten, damit er selbstständig und ungestört bestehen konnte, am Ende auch noch Vernunft und Natur, Freiheit und Recht über Bord geworfen werden. Man steuerte nun mit Klugheit und Willkühr, mit Eigennutz und Gewalt kunstreich über den glatten Wasserspiegel des stillen Weltmeers, immer die Segel nach dem Winde der Zeiten und Umstände richtend, bis endlich das Heil in einer starren, äußern Legitimität, gesucht ward, welche den vorhandenen Besitzstand von Dingen, die von Niemanden

besessen werden dürfen, verbürgen, und den heiligsten Rechten der Völker eine Verjährung vorschreiben sollte, welcher sie gar nicht unterworfen sein können.

Doch ehe noch das Christenthum die Welt erleuchtete und beglückte, stund eine hohe, segenreiche und fruchtbare, wahrhaft sittliche Politik schon in der Lehre, wie im Leben, des heidnischen Alterthums da. Für das Dasein dieser Politik im Leben, wenigstens in den bessern Zeiten, spricht die ganze alte Geschichte von Griechenland und dem Römerreiche. Zeugniß für die Lehre gebe uns statt Aller der göttliche Plato, und zwar nicht etwa seine als ideal verschriene Politeia (Republik) sondern seine wahrhaft praktische Unterredung über die Gesetze.

Der einzige Grundsatz, den Klinias in dieser Unterredung aufstellt, ist mehr werth, als Alles, was so viele Schulen und Bücher seither über diesen Gegenstand zusammentrugen und aufhäuften. Er lautet so:

„Nicht nur Staaten gegen Staaten, und nicht nur Einzelne gegen Einzelne sind unter sich in Feindschaft; auch jeder Ein-

zelne ist es in sich selbst, und eben so hinwieder jeder Staat. So wie es nun aber für jeden Einzelnen der vornehmste Sieg ist: Sich selbst überwinden, und die schimpflichste Niederlage: Sich selbst unterliegen, so verhält es sich mit jedem Haus, mit jeder Stadt, und mit allen Staaten."

„Ein Staat, der sich die möglichste Wohlfahrt verschaffen will, muß daher nothwendig Würde und Rang seines Inhalts richtig schätzen lernen."

„Es gibt nun Dinge von zweierlei Natur, höhere und edlere, diese sollen herrschen, und niedrigere und schlechtere, diese sollen dienen."

„Unter Allem, was wir haben, ist aber nächst den Göttern unsere Seele das Göttlichste, und unser wahrstes Eigenthum, denn was von der Erde entspringt, kann nie vornehmer sein, als was vom Olymp stammt, und des Menschen Würde besteht darin, daß er dem Bessern nachstrebe."

„Weisheit, Freiheit, Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit sind daher die höchsten Güter im Staate."

„Der zweite Rang gebührt dem Leib. Güter des zweiten Rangs sind also Schönheit, Stärke, Größe, die Vorzüge der körperlichen Natur."

„In der dritten oder untersten Classe stehen die äußern Güter, oder die Güter des Glücks, als Besitz, Reichthum, Macht, Ansehen u. s. w."

„Von den göttlichen Dingen hängen die menschlichen ab."

„Erwirbt sich ein Staat die vornehmern, so gelangt er auch zu den geringern, bekümmert er sich um jene nicht, so werden ihm auch diese fehlen."

„Würde ein Gesetzgeber den Würderang außer Acht setzen, und Dinge der untern Klasse in den Werth der obern erhöhen, so würde er etwas thun, was weder gerecht noch klug, weder den Göttern gefällig noch dem Staat ersprießlich wäre."

„So wie also in einem Staat die Weisern und Bessern den Sieg über den Pöbel, das ist die Schlechtern, erhalten, so kann man mit Recht von ihm sagen, er habe sich überwunden; im entgegengesetzten Falle

aber wird man sagen müssen: er sei sich selbst unterlegen."

In dieser großen Ansicht und schönen Lehre, die ich hier in gedrängten Zügen aus dem reichen Gespräche zusammengetragen, wird also der Staat, der große Menschenverein seinem Wesen nach nicht anders gedacht, als die menschliche Natur in ihrer Entwickelung im einzelnen Wesen. Und was ist natürlicher, was würdiger als dieser Gedanke? Soll etwa das Leben des vereinten Ganzen niedriger, todter und schlechter sein, als das Leben der Person in ihrer Vereinzelung? Soll dieser große Leib ohne Seele, ohne innere Fortbildung, ohne Richtung auf Höheres bestehen? Wenn dieß nicht, so muß es auch keine irdische, äußere Güter ohne Unterordnung unter ein innerstes, höchstes Gut geben, und eben auf dessen Verfolgung und Erreichung im wirklichen Leben Alles bezogen werden. Gesetz und Verfassung, Glück und Rang, Recht und Gewalt sind ohne diese Beziehung und ihren Grund sinnlose, eitle Dinge. Es kann daher im wahren menschlichen Staate keine Rede sein von

einem bloß sinnlichen Leben, und seiner Auffassung als für sich bestehenden Zweck, nicht bloß von zeitlichem Gut und irdischem Blut, nicht von den gemeinen materiellen Mitteln, welche Dasein und Wandel in der Welt fristen und erhalten, als insofern sie dienen zur Begründung und Entbindung eines höhern, edlern und göttlichern Lebens. In dem Verhältniß und der gehörigen Unterordnung jener Mittel zu diesem Leben erhalten sie erst ihren Werth und ihre Bedeutung, so wie sie in ihrer Ueberhebung und fehlerhaften Geltung eigentlich zu Gründen der Verderbniß und Quellen des Unheils werden, zu wahren Uebeln und Zerstörungsmitteln.

Durch diese Ansicht wird denn auch auf eine höchst einfache Weise die Frage gelöst: Welche Menschen in wahren, oder was eins ist, in freien Staaten Anspruch auf Herrschaft haben, und welche im Regiertwerden sich glücklich finden sollen. Die Besten, die sittlich Ersten, die wahrhaft Edeln sind diejenigen, welche im Besitze und Gebrauch göttlicher Mittel sind, die durch Gottes Gnade und eigene Thatkraft sich als

wahre Optimaten erweisen. Von dieser Gnade und Thatkraft können irdische Macht und zeitliche Güter nur äußeres, doch nicht unbedingtes und zuverläßiges Zeugniß geben, nur gelten können sie als Zeichen, die ihren Sinn und ihre Bedeutung erst im Zusammenhange mit ihren Quellen erhalten. Dieß Verhältniß, diese Richtung, nicht die todten, dummen Kräfte und Mittel, bilden die wahre Aristokratie. Ja, wo die dummen Kräfte, und todten Mittel losgerissen von ihren innern lebendigen und sittlichen Gründen für sich bestehen und herrschen, kehrt sich, weil denn doch in Allem Ordnung und Gestalt sein muß, der Staat völlig um, er wird zur eigentlichen Kakokratie, indem, was nur dienen sollte, herrschend wird; was nur Mittel seyn sollte, Zweck; und am Ende die Wirkung des Lebens zu seiner Ursache wird; das Ewige und Göttliche von Zufall und Gewalt unterjocht, die höchsten Güter dem Dünkel und der Willkühr irdischer und unterirdischer Mächte preis gegeben.

Tritt wirklich solch ein Zustand unter einem Volke ein, so glaubt man gewöhnlich

nur, es sei das Gemeinwesen bloß in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten erstarrt, es sei dieß eine politische Verknöcherung, die man wohl dulden und tragen möge, um der Ruhe und Ordnung willen, die man genieße, man habe doch die schöne bürgerliche Freiheit, könne ja leben, hausen, handeln, spinnen und weben, essen und trinken, reiten und fahren, sich in seiner Art fortpflanzen, sogar beten oder studiren zu eigener Lust, was man denn mehr wolle im irdischen Leben? — und so weit hat sich die Trivialität der Gesinnung unter vielen sogenannten freien Völkern bereits fortgebildet, daß man diesen Zustand für eine wahre Heilsordnung ansieht, und nicht erkennt, daß es bloßer Zufall, oder nur Wirkung der Trägheit oder des Unvermögens ist, wenn die Dinge einmal so weit gediehen auf diesem Punkte stehen bleiben, nicht erkennt, daß sich hier das Volksleben bereits zersetzt hat, und nothwendig, da bloßer Stillstand nicht möglich ist, von nun an auch in seiner innersten Tiefe verkehren muß.

Gebt in einer Republik die politische Freiheit einem Theile der Bürger,

und bedingt nur die bürgerliche Freiheit dem andern Theile aus, so habt Ihr offenbar die Seele, das sittliche Leben, das herrschende Prinzip von dem Leibe, dem natürlichen Leben, dem bloß dienenden Dasein ausgetrieben, und es ist nicht Euere Schuld, wenn der Staat nicht nur zur Versicherungsanstalt von einer that- und ruhmlosen Ruhe und eigennützigen Ordnung hinabsinkt. Weil die politische Freiheit eigentlich die moralische Natur des Volks vertritt, die bürgerliche aber nur die physische Natur desselben, so entspringen, wo die Freiheit des Menschen von der des Bürgers getrennt wird, nothwendig auch zwei Menschenklassen, die sich unter einander gerade, wie die zwei Naturen im einzelnen Menschen, verhalten. Eine zweite nothwendige Folge davon ist, daß auch, wie in der neuern Welt unvermerkt und fast allgemein geschah, die Politik und die Moral, als zwei Wesen eigener Art, sich von einander trennen, so die eine Classe, die sich in Besitz der politischen Rechte oder Vorrechte zu setzen gewußt hat, die Politik zu ihrem Antheil, die andere, die sich auf den

Genuß der sogenannten bürgerlichen Freiheiten zurückweisen ließ, mit der Moral sich bescheiden muß. Diesen Zersetzungsprozeß noch weiter fortgeführt, ergibt sich endlich, daß die eine Menschenhälfte, nämlich die politische, sich an die Moral nicht zu binden hat, die andere aber, nämlich die bürgerliche, sich in die Politik nicht mischen soll.

Die politische Menschenklasse, natürlich der Zahl nach die geringere, aber an Würde und Adel nun einmal für vornehm und herrlich erklärte, wäre demnach zu einem eigentlichen Antimoralismus berechtigt, und es ergäbe sich, was auch wirklich in unsern Tagen mit großem Beifall gelehrt worden ist, daß sie Eide brechen, und Rechte machen könnte, daß sie Formen und Gesetze niedertreten dürfte, und ganz unumschränkt, auch in Republiken autokratisch zu regieren berufen wäre. Die bürgerliche Menschenklasse aber, müßte die Welt und dieß Leben als weggegeben, sich selbst hienieden für matière taillable und corvéable halten, bloß für was Besseres auf die Zukunft und auf ein anderes Leben angewiesen sehen, daher ja sich

nicht um's Politisiren und Regieren bekümmern, hübsch zahm und genügsam im Civilkreise verweilen, sich recht anspruchlos, wie sich's ziemt, glaubend und gehorchend auf gewissenhafte Erfüllung aller moralischen Pflichten verlegen, und insgesamt in einen bestimmten Stand eingepfercht, Anlagen und Kräfte, als von der Weltordnung selbst gehemmt und beschränkt betrachten, Bestand und Habe, Menschenrecht, Ehre und Werth, Freiheit, selbst inneres Handeln, kurz all den höhern Besitz der Meinung und Leitung anderer Menschen überlassen; und ließe sich denn wirklich solch ein Zustand in seiner wahren Vollkommenheit zu Stande bringen, so würde auch kein neuer Aufschwung der Menschheit, keine wesentliche Verbesserung im Staatswesen statt finden können, die menschliche Natur müßte ihr Leben in künstlichem Tode zubringen, das Geschlecht müßte auf das höchste Gut freier geselliger Entwickelung verzichten, und die Weltgeschichte würde ihren Lauf und ihr Ziel, die Vorsehung selbst ihre Macht verlieren.

Es verlangt daher der wahre mensch-

liche Staat ein öffentliches und freies Leben des Volkes, und dieses Leben kann nur durch Vereinigung von Dem, was man politische und bürgerliche Freiheit nennt, im Ganzen, und in all seinen Theilen, zu Stande kommen. Es steht demnach auch selbst nicht in der Macht einzelner Glieder oder ganzer Körperschaften des Staats, auf die sogenannte politische Freiheit zu verzichten, oder diese, als Vorrecht, Andere davon ausschließend, an sich zu reißen, denn die politische Freiheit vertritt die moralische Natur des Volkes, und in der Vereinigung von dieser mit der sogenannten bürgerlichen, oder der Stellvertreterin der untergeordneten physischen Natur, besteht das Leben des Ganzen nicht anders, als wie das menschliche Leben überhaupt in der Einheit von Seele und Leib besteht. Leben aber ist die Grundbedingung aller bestimmungsgemäßen Entwickelung des Lebendigen, und der Erreichung seiner Zwecke. Auf der Eröffnung dieses Lebens beruht demnach auch die moralische Politik, welche auszuüben alle Herrn und Mächte der Erde da sind.

Eidgenossen, theuere Freunde und Brüder! Es ist nicht Partheigeist, nicht Leidenschaft, nicht eine besondere Absichtlichkeit, was mich dieses vor Ihnen zur Sprache zu bringen bewegt; es ist kein Wahn, kein Traum, und keine schwärmerische Idee, was darin von mir angestrebt wird. Beweis würde es sein, trauriger Beweis von unserer Entartung und Versunkenheit, wenn wir dafür ansehen könnten, was die grossen Alten alle einstimmig lehrten, nämlich daß jeder wahre Freistaat in sich ein Leben haben müsse, gleich demjenigen, das der selbstständige, glückselige, sich selbst vollendende Mensch führt. Das Staatsleben müsse also in seinen Bestandtheilen eben so nach einem vom Ganzen ausgehenden Gesetze geordnet, und eben so in seiner Wirksamkeit von allem fremden Zwange befreit, sich selbst überlassen werden. Nur deßwegen stund die Politik der Alten so hoch über ihrer Ethik, und war diese jener doch so nahe verwandt, daß man die Politik der Alten mit Grund Volks-Ethik nennen kann, gleichwie denn ihre Moral wieder nichts anders

als eine Politik des Privatlebens war. Und eben dieser große herrliche Zusammenhang von Politik und Moral, den, wenn alle Welt es that, wir schweizerische Patrioten und Republikaner nie hätten aufgeben sollen, war es, der in den Staaten Griechenlands und Roms das öffentliche und freie Leben ihrer Bürger begründete, und ihm die hohe nie genug zu bewundernde politische Sittlichkeit gab. Diese politische Sittlichkeit ist die geheimnißvolle Zaubermacht, die ein Gemeinwesen schuf, in dem Jeder die seiner Anlage, Bildung und Anstrengung gemäße Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ausüben konnte, und was eine Kraftentwicklung hervorrief, auf der all die hohen Gesinnungen, Lehren, Thaten und Wirkungen beruhen, die unauslöschlich und unerreichbar in der Geschichte glänzen.

Es ist schon oft berührt und angedeutet, aber nicht hell genug beleuchtet worden, daß das Klassische in dem Staatsleben der zwei ältesten Republiken des Alterthums politische Sittlichkeit, oder die im Oeffentlichen und Freien entwickelte

Tugend ist. Die Tugend, die nun, seit die neue Welt das System politischer Heimlichkeit und Machenschaft bis zu dem Grade ausgebildet hat, daß auch in Freistaaten Licht und Freiheit Regalien geworden sind, aus Rathsälen, aus Volksgemeinden und Heerlagern von der Politik ausgetrieben, verkümmert und verkürzt, in das Haus, in die Kinderstube, in die Werkstätte, und auf's Feld sich hat zurückziehen müssen.

Die Tugend, sage ich, die auf diese Weise, da ihr der Spielraum der Oeffentlichkeit und Freiheit entzogen ward, nur Privatsache, zu einem bürgerlichen Pflichtensystem gegen den Nächsten und sich selbst geworden, hat daher ihr nationales Leben und ihren Einfluß auf das Vaterland verloren. Wo sie auch noch in den Niederungen und engern Kreisen sich erhalten hat, hat sie ihre wahre Lebensgröße und hohen Wuchs eingebüßt. So sehen wir die Vaterlandsliebe in Steuerpflicht und Kriegsdienst, das Freiheitsgefühl in Rechtlichkeit, den Gemeingeist in Häuslichkeit, die Weisheit in Verständigkeit, den Heldenmuth in

Arbeitsamkeit, den hohen Patriotismus in Bürgertreue, die Aufopferungsfähigkeit in alltägliche Gemeinnützigkeit u. s. f. eingeschrumpft oder niedergedrückt. Die herrliche, alte stattliche Eiche, der man den Stamm von der Wurzel weg abgeholzet hat, damit ihr Schatten nicht den Graswuchs des Grases verderbe, treibt nun noch niedriges Gebüsch, und Gestrüpp von Aestchen und Blättlein.

Aber es bleibt auch die bürgerliche Gesellschaft nicht in solch einer gleichgültigen Verfassung, sie vermag sich nicht in solch einem begeisterungslosen Zustande von Mittelmäßigkeit, ohne höhern Zweck, ohne Idee, ohne Kraft, ohne Würde zu erhalten. Wo das Bessere weicht, ist das Schlechtere schon im Einzug. Wie im Leben überhaupt tritt an die Stelle der Entwicklung die Zerstörung. Wo nicht Aufschwung in Staaten, da ist Verfall. Wenn, mit Platon zu reden, der Staat sich nicht mehr selbst überwindet, unterliegt er sich selbst. Dieß aber geschieht, wenn die irdischen und zeitlichen Güter nicht mehr, als Mittel, sondern, als Zwecke gesucht werden.

Unmenschliche Kräfte steigen dann siegreich auf, und ziehen ein, in die geist- und herzlose Leere, zur Herrschaft: es entsteht jener Zustand, in quo, wie Hobbes sagt, vis et dolus sunt virtutes cardinales. — Solch ein Zustand kann sich aber auch nicht erhalten, denn die niedern Kräfte, ungebändigt, reiben in Leidenschaft und Partheiwuth einander auf, und die erworbenen äußern Güter, die nicht als Mittel, sondern als Zwecke gesucht worden, gehen zu Grunde an ihren Folgen, oder in den Sünden, welche, wie ein alter, edler Patriot weis sagte, damit zu büßen sind, „daß Adam und Eva samt ihren Kindern aus dem Paradiese ihrer Häuser, Höfe und Güter verjagt werden."

Offenbar sind also, Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! nur Vernunft und Freiheit, so wie die aus ihnen erwachsende Tugend, das wahre Leben unserer geselligen Vereine. Demnach sind nur die Völker, die in Vernunft und Freiheit ihr großes Leben führen, und in die Tugend ihren eigentlichen Lebensgrund und ihr Lebensziel gesetzt haben, wirklich glücklich und

mächtig, das ist auflebend ins Göttliche. Wohl möglich würde es sein, aber uns zu weit führen, diese Wahrheit nicht nur in der Geschichte der Griechen und Römer, sondern in der aller Völker nachzuweisen. Doch, da diese Wahrheit eine ewige und allgemeine ist, und daher einmal erwiesen, als ein Naturgesetz des Völkerlebens gilt, so halten wir uns an die uns zunächst liegende Geschichte unsers Vaterlandes.

Die Freiheit ist alt, die Knechtschaft ist neu, sagt die Frau v. Stael — ein Wort, dessen Wahrheit besonders die Schweiz beurkundet. Nicht erst aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts stammt sie, da ein allgemeines Geisteswehn der Freiheit Europa überzog. Ursprünglicher Unabhängigkeit rühmte sich das Volk der Waldstätte schon in seinen ältesten Tagen, und bewies sie von jeher, in Sitten und Wandel, wenn es nöthig ward, mit Ausdauer und Thaten gegen Bann und Acht, wider Schlüsselgewalt und Schwertesmacht.

Noch im dreizehnten Jahrhundert, auf dem Tage zu Brunnen, sieben Jahre nach dem Tode Rudolfs von Habs-

burg, erneuerten sie bei Annäherung von Gefahr in sicherm Instinkte den uralten Bund, und als der gewaltsüchtige Albrecht ihnen wirklich eine Veränderung ihres Zustandes durch die Herrn von Ochsenstein und Lichtenberg eine Art Mediation antragen ließ, da bildete sich im heiligen Rütli die erste Eidgenoßenschaft; als endlich Geßler, Landenberg und Junker Wolfenschieß, was der Politik nicht gelang, mit Gewalt und Druck durchsetzen wollten, erhob sich Tells und Baumgartens vernichtender Grimm gegen die Tirannei, und Werner Stauffacher's, Walther Fürst's, und Arnold Anderhalden's, so wie ihrer Gefährten, Hochgefühl der Freiheit und des Rechts zu Rath und That; das Joch ward abgeworfen, die Vögte verjagt, die Burgen gebrochen. Albrecht rüstete, die Freien, als Aufrührer, zu strafen, aber der Tod, aus der Hand seines beleidigten Neffen Johann, raffte ihn weg; so war Gott mit den Eidgenoßen. Doch in Albrechts Söhnen, Friedrich und Leopold, lebte ihres

Vaters Herrschsucht wieder auf, gesteigert durch Rachgier. Nun begann ein Heldenalter, ein Ritterthum der Freien, das seines Gleichen in der alten Welt und in der neuen nicht gesehen. Die Eidgenoßen, ein Name, den sie sich, einem wahrhaft heiligen Bund auf Leben und Tod, für Freiheit Aller, und des Ganzen Selbstständigkeit, bezeichnend beilegten, dem nach und nach die Luzerner, die Züricher, die Glarner, die Zuger und Berner sich zugesellten, schlugen und zerstäubten begeistert die starken wohlgerüsteten und kriegskundigen Heere in den glorreichen Schlachten am Morgarten, bei Laupen, zu Tätwil, ob Sempach, vor Näfels. Nach einem blutigen Kampfe von mehr als 80 Jahren, in welchem die Eintracht, die Treue in Noth und Gefahren, die edle Mäßigung und freie Religiosität, nicht weniger, als die muthvolle Tapferkeit, die hohe Thatkraft, die freudige Aufopferung von Gut und Blut, und die kühne Todes-Verachtung bewundernswürdig erscheinen, und durch nichts Aehnliches in der Weltgeschichte überstralt werden, erweiterte und

kräftigte sich der Kreis des Bundes. Das Jahrhundert der Freiheitskriege schließt würdig der an's Wunderbare gränzende Kampf der Appenzeller am Speicher und am Stoß, an der Wolfshalde und auf dem Hauptlisberg. Es waren dieß die Zeiten des ersten Bundes, dessen Einfalt und hohe Unschuld auch Johan Müller preist, als eine Vereinigung „so rein, und heilig, und ewig, als die, darin die ersten Familienväter im Jugendalter der kaum bewohnten Erde übereinkommen, und welche, bei vieler Verschiedenheit in den Formen, die Grundfeste der Verfassung des menschlichen Geschlechts ist." In diesem Zeitraum war die sogenannte Eidgenoßenschaft noch nicht ausgebildet in ihren Gliedern und Formen, aber in ihm stellte sich das Wesen, der Gehalt, der Zweck des Bundes, dasjenige, wofür er da ist, in seiner größten Reinheit und Kraft dar. Es waren die ursprünglichen Eigenschaften unserer Natur, die ungehemmt, ja sorgsam gepflegt, und hoch gefeiert in's Leben traten. Aus ungetrübter Quelle floß das freie Leben selbst, daseinslustig, in die Welt.

Von kindlich frommem Glauben an die allwaltende Gottheit gingen unsere Väter aus, mit kühnstem Freisinn widerstrebten sie jeder menschlichen Anmaßung, mit heiligstem Ernste bewahrten sie Gleichheit in Ansprüchen und Rechten unter sich, freudig opferten sie Gut und Blut für das Vaterland, das sie sich geschaffen, duldeten wachsam keine fremde Einmischung, verschmähten weis und edelmüthig jede Eroberung, und waren selbst gegen ihre Feinde menschlich und gerecht. Sie lieferten den lebendigsten Beweis, daß Gottesfurcht, Eintracht, Gemeingeist, Freiheitssinn, Treue, Tapferkeit und Gerechtigkeit die Grundlagen sind, aus welchen Staaten erblühen, und den Völkern Glück, Macht und Ruhm zuwächst.

Aber schon das zweite Jahrhundert, nach dem Bruche des fünfzigjährigen Friedens mit Oestreich, wenn gleich noch immer groß durch Uebung angestammter Thatkraft, und all der im ersten aufblühenden Tugenden, größer durch die Erweiterung des Bundes, durch wachsende Kraft, ausgebreitetern Ruhm, Einfluß auf das Ausland, und Entscheid der wichtigsten Zeit-

begebenheiten, durch festere Ausbildung der Staatsformen und des Geschäftsgangs, durch die Kriegskunst, kurz durch Alles, was die Politik groß nennt, fiel doch schon von dem Urquell aller wahren Großthaten, von der hohen sittlichen Kraft, welche die erste Schweiz geschaffen, und den tugendhaften Neigungen, durch welche sie jetzt gedieh, innerlich ab, und schon entwickelten sich aus einigen der neuen Bestandtheile, aus der Vergrößerung und Ueberbildung, aus dem zu regen Lebenstriebe Keime, die in späterer Zeit zu Uebel und Unheil ausschlugen. Nicht weit genug, geht man gewöhnlich nur mit dem Maaßstabe der Politik messend zurück, wenn man den Anfang des Verfalls der Schweiz erst nach den Burgunderkriegen sucht. Der noch übrige Verband der Eidgenoßen mit dem Reich war die erste Veranlaßung dazu. Oestreich wirkte nun in seiner Schwäche unter Friedrich so verderblich auf die Schweiz ein, als es wohlthätig zur Zeit seiner Uebermacht sie aufgeregt hatte. Sigmund forderte zur Fehde gegen den gebannten und geächteten Herzog auf, und

da dessen Lande bis in die Nähe der Bezirke von Zürich und Luzern sich erstreckten, gebot die Politik zuzugreifen. Nur in Uri regte sich noch die alte kernfeste Moral. Bern aber schritt rasch erobernd voran; die andern Theile folgten langsam Nachlese haltend. Das moralische Vergehen war geringer, da in jener Zeit noch an Bann und Acht geglaubt wurde, und politisch hätte es wieder gut gemacht werden können, wenn man Aargau, Baden und Freiamt als Gemeingut angesehen, und seine Bewohner, wie vor 64 Jahren die von Zug und Glarus, als Bundesbrüder aufgenommen hätte. Aber die Eidgenoßenschaft erlag zum ersten Mal sich selbst, theilte Land und Leute, als todte Beute, und zwar sehr ungleich, schuf Unterthanengebiete im freien Schweizerlande, weil das Herrschen Lust gewährt, und das Vogten Vortheil bringt. Wie aber jede Sünde, mit dem, was Heil ist, Widerspruch zeugt und sich selbst straft, so diese. Der Verlust erzeugte in Oestreich Haß und Rache, und diese, bei Anlaß des

Erbstreits über Toggenburg, fachten in der Schweiz den ersten und furchtbarsten Bürgerkrieg an. Die alte Heldenkraft wüthete nun feindlich in ihre eigene Eingeweide, mit unerhörten Gräueln und Schrecknissen. Da warfen sich aber, noch zur Unzeit, Frankreich und Oestreich über die entzweiten Brüder her, und retteten sie eben dadurch. Die Niederlage bei St. Jakob, größer als Sieg, denn nirgends zeigte sich der Tod für's Vaterland so groß und so schön, wie da, ward Sühne, und der Sieger überwunden. Frieden gab nun ein Schiedsgericht, aber acht wilde Kriegsjahre hatten die Brüder gewöhnt, sich feindlich anzusehen, und die Jugend aller Zucht entbunden. Da streute Frankreichs Staatslist ihren bösen Saamen, es bot Gold für Blut, für Knochen Silber — und Schweizer ließen sich kaufen. Ein unnatürliches Bündniß der freien Eidgenoßen mit dem ungebundenen Despoten Ludwig XI. heiligte das Uebel, und sicherte den Einfluß eines fremden, bereits tief verdorbenen Hofes. Dazu kam des gebannten Sigmunds von Oestreich, dem seines Vaters ähnliches,

Unglück. Thurgau ward ein Gegenstück zu Baden; ein neuer Krieg mit dem Erzherzog entzündete sich an alten Streitigkeiten, und an der neuen Befehdung der befreundeten Städte Schafhausen und Mühlhausen. Dieser Krieg führte zur feindlichen Berührung mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund.

Jezt buhlten Oestreich, jezt Burgund, jezt Frankreich — die drei ersten Mächte jener Zeit eifersüchtig um die Gunst der Eidgenoßen. Sie trug der schlaue Franzos davon, denn er hatte bereits die Schwäche der Schweizer, die Geldsucht, erkannt. Da würden die zwei Heldenschlachten von Granson und Murten geschlagen, und in diesen, endlich in der von Nancy zerschlugen die Kühnern, als der Kühnste, die Mittelmacht von dem Ost- und West-Reiche, und der überstarke Arm versetzte vielleicht sich selbst, und Europa die tiefste Wunde. So hatte nun etwas mehr, als ein halbes Jahrhundert, wachsender äußerer Größe unser Vaterland auf die höchste Stufe von Macht und Glanz

gebracht; aber in gleichem Maaße war auch schon die wahre innere Kraft, des Volkes eigentlicher Werth, dahin geschwunden. Das Ende der burgundischen Kriege ist nun der sichtbare Wendepunkt unserer Geschichte von dem Hochpunkt zum Verfall. Es geht das Sinken der Tugend, als des innersten Lebens, immer der anschaulichen Abnahme des äußern Völkerlebens vor, so daß stets zwischen jenes Sinken und diese Abnahme die Erscheinung des höchsten Wohlstandes der Dinge fällt, und, nachdem der Zeitpunkt der wahren Größe der Nationen schon vorüber, noch immer gewisse Kräfte und Vermögen sich im Steigen begriffen zeigen. Dem eigentlichen Ausleben in äusserer politischer Größe, nachdem die moralische Blüthezeit, wovon jene nur die Frucht ist, folgt aber immer der Sturz, und zwar so rasch oder langsam, wie das innere sittliche Verderben vorangeschritten ist. So waren die Perser und die Mazedonier kaum Herrn von Asien, und die Spartaner, die Athener und die Thebaner kaum Beherrscher von Griechenland, als sie im ersten, oder zweiten,

Menschenalter ihrer Größe bereits schon sittlich verdorben, auch untergingen. Unsere Geschichte hat daher dieses mit der römischen gemein, daß gleichwie bei den Römern, bei welchen das Ende des zweiten punischen Kriegs den Wendepunkt darstellt, das Andenken der Väter, die politische Sittlichkeit, und damit auch ihre Größe sich noch fast ein ganzes Jahrhundert erhielt, so auch bei uns die Tugend noch im öffentlichen Leben bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinüber reichte, bis sie durch die Laster derjenigen Völker, welche von unsern Vätern besiegt worden, endlich im 17ten und 18ten Jahrhundert beinahe völlig entartet und erloschen ist, weswegen auch der edle Balthassar, das erstere, noch sehr wohlwollend, das wohlthätige, das leztere — aber, mit vollem Recht, das unglückliche Jahrhundert genannt hat.

Auf die erste Verletzung der ewigen, der Freiheit heiligen, Bünde durch die Herrschgier, durch die Bildung von Unterthanenlanden im Umfange des Freistaats, auf die Zerstörung der Eintracht, und die Verwilderung der Sitten im ersten Bürgerkriege,

entwickelten sich bald noch mehrere Keime des Verderbens. Schon vor dem Ausbruch der Burgunderkriege, schon im Anfang der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, begann das Reislaufen, und mit ihm der fremde Einfluß. Nach dem Tode Karl des VII. von Frankreich fühlten die fränkischen und burgundischen Fürsten den Vortheil, den das Fußvolk der Schweizer im Kampf gegen äußere Feinde, und zur Unterdrückung aufstrebender Großen im Lande, überhaupt zur Befestigung und Erweiterung der Herrschaft gewähren konnte. Durch ihre Lockungen wurden daher Obere und Untere, Vornehme und Gemeine in der Schweiz verführt, um das Gold und den Glanz des Auslandes zu buhlen, und dienstbar zu werden. Damals schon bildete sich in Bern, wie Müller naiv sagt, „ein Herrnverein, der klügsten und ersten des Raths, für französische Geschäfte," und bereits glänzten viele Große im Vaterlande mit Orden und Zeichen von Burgund. Fremde Staatsboten mit all den Künsten und Reizen verfeinerter und verdorbener Höfe zogen ein; die eidgenössischen Ge-

meinden, nun Orte geworden, schloßen über den ewigen, allgemeinen, vaterländischen Bund weg, bereits örtliche, heimliche Bündnisse mit dieser und jener Macht des Auslandes. Die Herrn jener Zeit wurden besonders von der allerchristlichsten Majestät nach Pfunden gewogen, und leicht befunden, die eidgenössischen Tage wurden zu Stappelplätzen und Wechselstätten entweiht, bald unter dem Namen von Geschenken, bald unter der Form von Jahrgeldern kam die gefährlichste aller Bestechungen, die für das Ausland, in Schwung. Noch sträubte sich das Volk; da es die ewigen Bünde ehrte, die die Geschenke und Gehalte fremder Mächte für unzuläßig erklärten, durften vor ihm noch keine Anträge gemacht werden. Aber das Uebel schlich um so gefährlicher im Stillen, das Blutgeld für Landeskinder, und der Sündensold der Todespreis, mit dem die Unabhängigkeit und Eintracht verkauft wurde, lief unter den herrschenden Geschlechtern umher, die oft darin und in ihren Verbindungen mit Fürsten, welche in ihrem Lande selbst die alten Ordnungen zerstörten, die besten Mit-

tel fanden, die einheimische angestammte Freiheit zu unterdrücken. Das Vaterland schien feil geworden; für Frankreich, für Oestreich, für Mailand, für Venedig, für den Pabst ward geworben, und für alle floß Blut, oft in wüthenden Mordgefechten der Brüder, für die schändlichsten Zwecke. Dagegen kam fremde Art und Weise in's Land. Wie es mit der Sitte damals schon zu Luzern stund, zeigt Schultheiß Hasfurters Frau, wie mit dem Recht in Bern, der Zwingherrnstreit, wie mit der Eidgenossenschaft im Ganzen, die Verhandlungen zwischen den Gesandten und Tagherrn, wie tief endlich das Unheil durch Gewohnheit bis auf unsere Tage hinab eingewurzelt, zeigt am klarsten der Umstand, daß unser Geschichtschreiber den Frevel mit den Worten zu beschönigen nöthig fand: „Die Menschen, wenn sie sonst brauchbar sind, muß man auch mit ihren Unvollkommenheiten sich gefallen lassen.“ Aber furchtbar rächte sich der Abfall an der Schweiz. Das tolle Leben entband ganze Schwärme einer zügellosen Jugend, in ihr zeigte sich

nur der Stoff der Unsittlichkeit, der im Ganzen lag, in größerer Lebendigkeit. Das so schädliche Reislaufen mußte bald als eine Wohlthat, sich der kriegerischen Jugend zu entledigen, angesehen werden. Müssiggang, Herumschwärmen, gesetzloser Wandel, Schwelgerei, Unzucht, Rauflust und Weichlichkeit, Verschwendung und Wucher waren an der Tagesordnung. Durch Hoffart und Herrschsucht, Geldgier und Wohllust zeichneten sich die Vornehmen aus. Versuche, die alte Zucht wieder herzustellen, Gesetz und Gewalt, fruchteten wenig. Eine größere Gefahr, als je durch einen auswärtigen Feind, drohte nun der Eidgenossenschaft durch eigene Zerrüttung von Innen.

Die Eidgenossenschaft, da das alte Band, und die innere Kraft, aus dem Tugendgeiste der Altvordern entsprungen, dahin war, fing auch an, sich politisch zu zersetzen, zunächst in dem Verhältniß der Bundesglieder zu einander, dann auch in dem der Häupter der einzelnen Bundesstaaten zu ihrem Volke. Da die Idee von Oberherrlichkeit und Unterthänigkeit im Sinne des

Auslandes Eingang gefunden, bestund der Inhalt und Zweck des Bundes, die Freiheit, nicht mehr; da es wirklich schon Herrn und Knechte im Ganzen, und in den Theilen der Eidgenoßenschaft gab, mußte sie nothwendig mit sich selbst in Widerspruch und Streit gerathen. Etwas ungleiche Anlagen hatten die sogenannten Städte und Länder ihrer Natur nach von Anfang an, aber den Gegensatz von Aristokratie und Demokratie schloß die ursprüngliche Eidgenossenschaft völlig aus, denn die ewigen Bünde forderten allgemein, so weit sie reichten, Freiheit; vom Volk ging jede Regierung aus, und zielte nur auf sein gemeines Beste. In den Ländern mogten immerhin die Gemeinden unmittelbar ihre Rathschläge selbst fassen, in den eidgenössischen Städten geschah dies auch in den wichtigsten Angelegenheiten, und nur für Dinge von geringerm Belang hatten sie sich Räthe, doch auch diese durch Wahl aus ihrer Mitte, gesetzt. Aber jezt in Folge der sich widerstreitenden Strebungen von den Städten und Ländern, und des bereits diesen gemäß ausgebilde-

ten Regiments zeigte sich eine tiefgehende Entzweiung und Eifersucht. In lohe Flammen drohte sie auszubrechen, als Bern durch seine Bemühung, Freiburg und Solothurn in die ewigen Bünde zu bringen, gerechte Besorgniß vor der Städte Uebergewicht bei den Ländern erregte, so wie dadurch, daß von Unterwalden aus im Entlibuch eine Verbindung eingeleitet ward, durch Zerstörung der Stadtmauern von Luzern und Einführung der Demokratie diese Stadt den Ländern zu gewinnen, die Erbitterung der Städte angefacht ward. Völlige Auflösung drohte; der Tag zu Stanz schien der letzte der Eidgenoßenschaft. Da kam durch den frommen Bruder Klaus Löwenbrugger aus dem Flüli Rettung, aber gegen des seligen Mannes Sinn und Worte, nicht des innern Wesens, sondern nur des äußern Bestandes der Eidgenoßenschaft, und dadurch der Keim unzähligen Unheils für die Zukunft. Bedeutungsvoll ist der Akt dieses Congresses, der das nun zum Ausbruch gediehene Uebel legitimirte, das Stanzerverkommniß genannt worden. Weit

freier und wahrer, als Johann Müller, spricht darüber der selige Glutz sich aus, auf folgende Weise: „Es ward in der schönen Stunde der Versöhnung vergessen, den Bund durch stärkere Grundsäulen, durch neue Bande zu befestigen, auf daß man in gemeinsamen Angelegenheiten gemeinschaftlich handle, die Rechte und Freiheiten aller Eidgenoßen in Annäherung bringe, die Unterthanen gegen willkührliche Bedrückungen schütze, die eigenmächtige Verwandlung der Verfassungen hindere, und gegenseitigen Verkehr befördere. Es erhielten im Gegentheil durch das Verkommniß die alten freien Verfassungen den ersten gewaltthätigen Stoß, die Beherrschten wurden den Herrschern preis gegeben, nur diesen sollte man, ohne Untersuchung von Recht oder Unrecht, beistehen.

Nachdem nun die Eidgenoßenschaft wieder hergestellt schien, ward sie in Krieg mit dem schwäbischen Bund verwickelt, und später die ennetbirgische Fehde, in der vor hundert Jahren schon das Schweizergebiet war erweitert worden, fortgesetzt. Schon vor Ende des 15ten

Jahrhunderts hatte Bünden sich an die Schweiz geschlossen, jezt trat Basel und Schafhausen bei. Endlich ward Appenzell aufgenommen, und Wallis zugewandt. Am Fuße des Gotthardts waren die mailändischen Gegenden gewonnen worden, und zu gemeinsamen Vogteien gemacht. So wuchs die Eidgenoßenschaft noch immer an äußerer Größe, die angestammte Tapferkeit zeigte sich noch in ihrem alten Glanze, noch wurde die Schlacht von Novarra geschlagen, kühn und groß, würdig des unsterblichen Ruhms, den Roms und Griechenlands Helden sich erworben; die alte kriegerische Kraftfülle ging endlich herrlich und leuchtend in der Riesenschlacht von Marignanno unter. So lebt ein Volk oft noch bei innerer Zerrüttung, nach außen gewaltig stark, durch Naturkraft seinen Besitz und seine Macht auf Kosten eigenen bessern Seins vergrößernd. Während nun das Sittenverderbniß auf einen Grad stieg, wovon uns die Abschiede jener Tage, die Geschichten von dem sodomitischen Ritter Mötteli, Burgermeister Waldmanns Untergang, der italienischen

und französischen Söldlinge Wandel, der Partheikampf in Wallis und Freiburg, Arsents Hinrichtung, die schändliche Treulosigkeit gegen Ludwig Sforza, die alles zerreißende Habsucht und Hinopferung des Höchsten für Gold und Gunst der Großen, fürchterliche Gemälde geben, gesellten sich zu den Seenen der zerrüttenden Zwietracht der Stände noch die der Volksunruhen und Aufstände. All den Volksbewegungen, die von nun an immer allgemeiner wurden, und öfter wiederkehrten, lag bei aller Verschiedenheit der Anläße und Formen, doch nur eine Ursache zu Grunde, es war das instinktartige Hinaussehnen aus dem unnatürlichen, gezwungenen Zustande, in dem sich das Schweizervolk fühlte, und das Zurückstreben nach den ersten, freien und rechtlichen Verhältnissen. Durch solche innere Volksbewegungen zeichnete sich die Schweiz besonders vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, früher waren sie unerhört, bis nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aus, später erstarben sie, wurden seltner und vereinzelter. Die Hauptbewe-

gungen waren auch von jeher in den am meisten von ihrem Urzustande abgefallenen Kantonen, so in Bern, Luzern und Solothurn, besonders in den Jahren 1513 und 1653. Diesen folgten noch viele, in kürzern oder längern Zwischenräumen, doch nur theilweise, und immer kraftlosere Nachwehen in verschiedenen Kantonen, so daß von nun an das Volksleben eigentlich, als erloschen betrachtet werden kann, und die Schweiz nur noch eine Regierungsgeschichte hat. Hier liegt eigentlich die Zeitenwende der Eidgenoßenschaft, und zwar die von ihrem höchsten äußern Gedeihen zum sichtbaren Verfall der Republik. Sie entspricht dem Zeitalter der Grachen in der römischen Geschichte, deren aber leider der Schweiz in ihren Volksführern keine erstanden sind. Durch Versprechungen, welche der vornehm und ausschließlich regimentsfähig gewordene Theil der Schweizer den geringern Classen und sogenannten Unterthanen machten, als Gefahr drohte, wurden die ersten Stürme gestillt, durch Gewaltthätigkeiten endlich und gegenseitige bundesmäßige Unterstützung der

Regierungen die lezten unterdrückt. Mehr als einmal wurde das Ringen nach altem Recht und der Versuch, die geraubte Freiheit wieder herzustellen, mit Kerker und Banden, mit Galgen und Rad gebüßt. Die Kastenunterschiede waren jezt begründet, um so mehr, da die Urkantone, um ihrer eigenen Herrschaften willen, meistens der Aristokratie den treuesten Vorschub leisteten. Die Knechtschaft des Volks ward um so viel härter, da es vergebliche Versuche, das Joch abzuwerfen, gemacht hatte. Die unnatürliche, gewaltsame Verfassung der Schweiz erhärtete sich bis zu einem Grade, da der kleinere Theil, der sich jezt in seiner Usurpation für adelig und patrizisch erklärte, und wirklich den Geschlechtern gleich, die einst das alte Rom gegründet hatten, Alles war, Alles besaß und Alles genoß, während der größere Theil, plebeisch und gemein genannt, da er doch den ächten Volksstamm, und die in Gesinnung und Sitten dem Vaterland treu gebliebene Kraft begriff, nun in schimpflicher Unterwürfigkeit und Ausschließung, nicht nur von jeder Art von Staatsverwaltung, sondern bis

und da sogar von Gewerb und Gewerk, unter den Füssen seiner neuen Herren und Vögte gefesselt lag. Mußte da nicht nothwendig alle Liebe zum Vaterlande, jede Wechselerregung, aller Wetteifer, jedes Emporstreben, jede Tugendübung und Begierde nach großen Thaten in beiden erstickt werden! in den Vornehmen durch das Trachten nach ungemessener Gewalt, und ausschließlichen Vortheilen, in dem übrigen Volke, das man nur zum Geben und Dulden verdammt hatte, durch Gewohnheit des Drucks, durch fortgepflanzte Stumpfsinnigkeit, und eine bloße Beschränkung auf sinnliches Dasein, die verderblicher ist, als Elend, dessen Gefühl doch aufregt. Die höchsten Würden im Staat, im Heer, in der Kirche, im Ausland wurden ständig und erblich, und weil diese ohne wahren Anspruch, und ohne Verdienst, erlangt wurden, gaben die Vornehmen sich keine Mühe zu erringen, was sie ohne Nachtheil entbehren durften, so wie die Gemeinen nicht suchten, was ihnen zu nichts helfen konnte. Daher strebten jene selten durch Wissenschaft,

Kunst, Tugend und Thätigkeit sich auszuzeichnen, wohl aber durch fremde Sprache, fremde Sitten, fremde Künste, fremde Lüste. Dadurch wurden sie von den ausländischen Höfen abhängig und verdarben durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wieder das Volk, das nun auch selbst zum Theil schlaff, kriechend, weichlich und selbstsüchtig ward. Das Gefühl für wahre Nationalehre erstarb, in Livreen mit Orden und Zeichen dünkte man sich groß, wähnte sich reich im Besitz von Jahrgeldern, kriegerisch dachte man in Casernen und in Paradedienst zu werden. Die Söhne der Helden, die für unsichtbare Güter gekämpft, wurden feile Kriegsknechte der Willkühr. Was im Ausland knechtisch diente, betrug sich zu Hause herrisch. Stark glaubte man zu werden, durch Nachahmung fremder Herrschaft, durch Einreißung der Formen und Schranken, durch Niedertretung der Gesetze, Entfernung jedes Widerstandes, Machtstreiche. Die Regierungen selbst wurden geheimnißvoll, hüllten sich, ihr Rathen und Thaten in Dunkel, es gab kein öffentliches Leben mehr, so wie Vaterland und Freiheit das Eigenthum Weni-

ger geworden. Das Recht der sich selbst Begünstigenden herrschte, der Staatsgeist erlag dem Stadtgeist, dieser der Geschlechtssucht: und eben so überwältigte den Sinn für das Allgemeine, für das Ganze, den wahren Patriotismus der engherzige Kantonalgeist, der sich in Mißtrauen, Eifersucht, in Spannungen und Sperren, in Absonderungen und in Entfremdung gefiel, während er sich an Parteien und Faktionen dahingebend in seinem letzten Ringen wieder an das Ausland knüpfte. So kam es, daß endlich das Volk, welches in physischer Stärke und sittlicher Kraft seines gleichen nicht hatte, der Spielball fremder Höfe, denen es sich selbst hingegeben, lange Zeit sein Loos von ausländischen Mächten sich bestimmen ließ.

Doch Eidgenoßen! theuere Freunde und Brüder! Lassen Sie uns endlich absehen von dem Zeitpunkte unserer größten Entartung und Auflösung. Gott sei Dank! er liegt hinter uns, es ist Vergangenheit. Was ich hier in kurzen flüchtigen Zügen zusammentrug, ist so wenig ein Gemälde

der Gegenwart, als der Erguß eines feindlichen Gemüthes. Von der Gegenwart rede ich gar nicht, um mir jeden Vorwurf von ungerechtem Lob oder Tadel zu ersparen. Meine Absicht war, einen gedrängten Beweis aus unserer Geschichte zu führen, daß nur die Jahrhunderte der Tugend eines Volkes auch die seiner wahren Größe, seiner Freiheit, seines Ruhms und seines Wohlstandes sind, und dieß nur um das Geheimniß unserer Lebenskraft, unserer Wiedergeburt und Rettung zu finden. Die Geschichte schien mir einen Aufschluß zu geben, welcher mit der Lehre der Weisheit des Alterthums einstimmt, drum glaubte ich Wahrheit gefunden zu haben, und solche frei aussprechen zu dürfen. Nicht ich hab' Licht in das erste und Schatten in das dritte Jahrhundert unserer Geschichte hineingetragen, so liegen sie in der Natur und im Leben. Selbsterkenntniß ist aber für Staaten, wie für Einzelne das erste und höchste Bedürfniß, und nichts gefährlicher, als jener historische Adelstolz eines ganzen Volks, der es selbst verblendet.

Es ist der Mühe werth, und thut vor Allem aus noth, daß man nachforscht, woher das furchtbare Gift kam, das die edelste Kraft verdarb, um zu erkennen, wo hinwieder das ewige unverwüstliche Heil liegt, das auch wirklich mitten in all unserer äußerlichen politischen Verderbniß uns erhalten hat, und wiederherzustellen verspricht.

Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! Ganz gewiß liegt das Heil nicht in Statuten und Formen, nicht in gewaltthätigen Revolutionen, noch in äußerlichen Restaurationen; gewiß nicht im willkührlichen Zurückgehen auf diese oder jene, oft selbst schon verdorbene, also illegitime Zeit, nicht im Hervorziehen morscher, zweckwidriger Staatsgerüste, nicht in der Wiedereinsetzung der sogenannten alten regimentsfähigen Familien, nicht in der Erneuerung unseliger Verhältnisse mit dem Auslande, nicht in föderalister Lockerheit, nicht in zaghafter Neutralität, auch selbst nicht in der sogenannten alten Eidgenossenschaft.

Es ist nicht „ein vor Jahrhunderten gegebenes Wort“, was, wie

Johann Müller meint, uns vereinigen und erhalten kann. Es frägt sich warum und wofür das Wort gegeben ward; auch ist erwiesen, daß das Wort selbst seinem Sinn und Zweck treulos geworden. Deswegen ward das Wort, wie Müller selbst bemerkt, leicht im Anfange der Eidgenossenschaft, unschwer in ihren glänzenden Epochen, und schwer in den Zeiten des Verfalls gehalten. Der Geist, der im gegebenen Worte anfangs sich aussprach, war durch Alter, fremden Einfluß, und eigene Entartung aus der entseelten Form gewichen. Es ist daher nicht genug, daß noch die alten Orte sind, daß wir noch Tage haben, daß dort noch Standesfarben gesehen, und Grüße gehört werden, wie ehedem; auch nicht, daß die Regierungen in der Schweiz das Wort sich geben und halten — wo ist das Volk, wo ist die Freiheit, und das Vaterland, wo sein Zweck und seine Bestimmung? das ist die Hauptsache!

Der Bund ist ja nur eine todte Form, ein Werkzeug gut oder bös, wie der Hut, ein Zeichen der Freiheit oder Knechtschaft

je nachdem Tell oder Geßler ihn aufsetzt. Haben wir in der Geschichte nicht auch Bünde gesehen gegen die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Völker, gegen Freiheit und Recht? — und selbst die Bünde, für Freiheit und Recht geschlossen, gingen unter, sobald sie ihres wesentlichen Inhalts entleert, nur Form wurden. Das 14te Jahrhundert war ja voll von Bünden und Bündnissen von frühern und spätern, als die der Eidgenossen; aber wo sind die italischen Städte, wo Florenz, Venedig und Genua, wo sind die Niederlande, wo der alte rheinische Bund?

„Darum wollten unsere Väter, ewige Bünde als Grundlage ihrer Eidgenossenschaft. Wollen sie nicht damit sagen, daß nur das, was recht ist, ewig sein, und freie Genossen binden könne?“

„Keiner wage nach eigenem Gedünken, und den andern verlasse Keiner. Jeder behaupte das unschuldig unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinsamem Rathe in dem uralten Recht der Freiheit, so daß

ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben."

Dadurch sehen wir uns auf den Sinn der ewigen Bünde hingewiesen, wie ihn die wahren Eidgenossen selbst ausgesprochen. Das ist unser uraltes und darum ewiges Recht, zu dem wir muthig zurückstreben, das wir gegen jede Gefahr und Noth mit Gut und Blut auffrischen und behaupten müssen.

In diesem Rechte, und dessen Gebrauch liegt auch der Keim unserer Wiedergeburt, und in dieser Tiefe muß unser neues Volksleben beginnen. Von hier aus muß es angeregt und bethätigt werden. Die Nationalkraft allein ist die wahre Lebensquelle, an die man sich halten, auf die man einwirken muß. Von der Nationalkraft ist ursprünglich Alles ausgegangen, auf ihr selbst beruht die erste Eintracht und Freiheit; und was immer Großes geschah, das hat sie vollbracht in ihrer Richtung auf die höhern Lebenszwecke der Menschheit. Sie muß man wieder aufwecken auf alle Weise, und besonders bemüht sein, ihr ihre

wahre Bahn anzuweisen, und sie ihrem großen würdigen Ziel zuzuleiten.

Es ist ein Zeichen eines sehr verdorbenen Sinnes, wenn man die Lage, in welcher die Nationalkraft jeder Art von Anregung entbehrt, und auch jeden Aeußerungstrieb verloren, wo sie gar nicht wirksam ist, und daher, wie jede lebendige Kraft, in sich selbst ersterben muß, als glücklich preist, wenn man von solch einer Zeit lobend verkündet, Alles sei friedlich und selig, und man darunter versteht, man habe nichts besseres zu thun, als auf Privatvortheil zu sinnen, und nach Lebensgenuß zu rennen. Dann überredt man sich auch leicht, der Staat sei nur diese Herrlichkeit von sinnlicher Sicherheit und irdischem Eigenthum zu schützen da, ein grösseres Streben zieme dem Bürger nicht, die Hoheit der Seele, die Begeisterung großartiger Gefühle, der republikanische Stolz, der Thatendrang, der kühne Heldenmuth, der rege Sinn für Vaterland und Freiheit gehöre in vergangene Zeiten, in welchen man wohl ringen und kämpfen mußte, um es so weit zu bringen, wie wir

jezt sind, da Alles so wohl geordnet und gefügt sei, so weis und gerecht verwaltet werde!

Aber diese Rathgeber und Besänftiger haben übersehen, daß ein Leben in solch einer Herrlichkeit kein wahrhaft bürgerliches Leben, sondern eben nur gemeine Philisterei, oder erbärmlicher Helotismus sein würde; sie haben nicht erkannt, daß in eben der angepriesenen Genügsamkeit, Selbstbescheidung und Richtung auf bloß irdische Zwecke noch alle Völker, die sich dazu verleiten ließen, zu Grund gegangen sind; sie haben nicht eingesehen, daß ihr Rath, wenn er befolgt würde, geradezu zum Untergang des Vaterlandes führen müßte, wenn Noth und Gefahr hereinbräche, oder daß es vielmehr in dieser Sorglosigkeit und Unthätigkeit, wenn sie herrschend würde, schon untergegangen wäre. Warum soll der Mensch im Staate den bessern Theil seines Wesens aufgeben, und seinen Verstand und seine Kraft nur thierischem Dasein dienstbar machen? P o l i t i s c h e K n e c h t s c h a f t ist immer nothwendige Folge, wo die m o r a l i s c h e F r e i h e i t erloschen ist, und Gemeinwesen,

die diese nicht in sich selbst, als einen wesentlichen Bestandtheil aufnehmen, daher in jedem Bürger zu entbinden und zu entwickeln suchen, schwächen und entwürdigen sich selbst, denn sie selbst sind nur wahrhaft groß oder klein, stark oder schwach, je nachdem mehr oder weniger in ihnen ein freies, sittliches Streben nach übersinnlichen Zwecken herrschend ist, in welchen Gott selbst der Menschheit ihr Ziel wies.

Kein Volk hat auch mehr Ursache, die niedrigen irdischen Zwecke weniger zu verfolgen, und sich ihrer als Zwecke gleichsam zu entwöhnen, sie nur als Bedürfnisse, und als Bildungs- und Uebungs-Mittel menschlicher Thatkraft zu schätzen und brauchen, als gerade das Schweizervolk. Die Welt ist weggegeben, und Himmel und Erde mit ihren Segnungen und Gütern begünstigen alle Völker rings umher weit mehr, als uns; in all Dem, was der Teufel unserm Herrn von der Zinne des Tempels wies, werden wir es ihnen nie gleich thun können. Aber es ist auch kein Heil und kein Friede in diesem, wenn es, wie Witterung

und Futter, von den Thieren als das Höchste gesucht wird. Die Welt mit ihren Schätzen und Mächten hat von jeher die Sklaverei, Leibeigenschaft und Dienstbarkeit begründet. Darüber erhebt und davor schützt nur die Nerven- und Muskelkraft des menschlichen Gemüthes, und wahrhaft göttlich ist es gefügt, daß, wenn diese sich einem andern Leben hingiebt, wenn sie nach unsichtbaren Gütern strebt, sie auch alle Verheißungen in diesem hat; wenn sie aber vor den sichtbaren auf die Knie fällt, und anbetet, in Schmach, Dürftigkeit und Elend versinkt. Dieß ist das Geheimniß des großen politischen, wie des einzelnen bürgerlichen Lebens.

Die Schweizer hatten zu keiner Zeit mehr, als da sie nichts als sich selbst, und ihre Berge hatten. Als sie Gott im Sinne, die Tugend im Herzen, Muth in der Seele und unüberwindliche Stärke im Arme hatten, da waren sie großmächtig. Da brachen sie die Festen und Burgen der Tyranei, und besiegten ihre Treiber, da zerstoben vor ihnen die Heere, welche die Mächtigsten der Erde in zwölf Feldschlachten

gegen sie aufgeboten, da buhlten geistliche und weltliche Fürsten um ihre Huld, legten Schätze und Ehren zu ihren Füßen, oder — ihre Throne erbebten, wenn sie die Natursöhne beleidigten. Aus ihrem Hochgelände stiegen die Helden nieder in allen Richtungen, der Garten Italien, Frankreichs Gefilde, Burgundiens Fluren, und Deutschlands Ebenen lagen offen vor ihnen, so oft sie wollten. Keine Macht vermogte die Freien, die Starken, zu bändigen, sie entschieden Weltangelegenheiten, und, als sie auf ihren Lorbeern siegesmüde eingeschlafen, stunden noch, Jahrhunderte lang, Schrecken und Achtung, wie unsichtbare Wächter, schützend um ihre unbewahrten Landesmarken, und Fürsten und Völker kamen freiwillig vor ihr Gericht. Ueberwunden hat sie niemand, sie sind sich selbst unterlegen; als aber das geschehen, da schwand all das Hohe und Herrliche der Erscheinung dahin, als ob es auf Versenken gestanden! —

Der Erscheinung, sage ich mit Bedacht, denn noch lebt und blüht das Volk, das so Großes vollbracht, noch in ihm die

Kraft seiner Väter, das sichere Pfand einer bessern Zukunft. Wer von uns, der in seiner Mitte geboren und erzogen, in Leben, Umgang und Verkehr mit ihm innig verbunden, seine Schicksale, sein Wohl und sein Weh, seine Freuden und seine Leiden mit ihm getheilt, wer, der es verstanden, mit ihm gehandelt, mit ihm gelitten, mit ihm gestrebt und gehofft hat, wer von uns hätte sie nicht alle noch wahrgenommen jene Tugenden, die wie Engel Gottes es vor völligem Verderben und Untergang schützend, ihm noch stets zur Seite stunden, jene Regungen, die wie schöne Morgenträume ihm einen neuen schönen Tag zu verkünden scheinen? Wer von uns hätte nicht noch wahrgenommen, die alte Treue und Ehrlichkeit, den heiligen Ernst, den hohen Freisinn, den frommen Glauben an Gottes Waltung, den freudigen Muth und die Tapferkeit in Gefahren, die Aufopferungsfähigkeit fürs Vaterland, und die Begeisterung für alles Edle und Hohe? —

Deswegen, Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! seien wir getrost und muthig. Gewiß ein Volk mit diesen Ga-

ben muß wieder auferstehen, in ein seiner würdiges neues Leben, denn es lebt in ihm, was allein das Leben der Völker verjüngen kann, jene geheime göttliche Empfindungs- und Bewegungskraft der Nationen, welche wir vor unsern Augen bei weit tieferm äußern Verfalle Spanien und aus einem jahrhundertalten grenzenlosen Elende selbst Griechenland wieder aufrichten sahen. Die erstaunte Welt begreift kaum jetzt noch allem äußern Anschein nach so unvermutheten Umschwung, so unerwartete Erhebung, die auch auf immer unerklärbar bleiben müssen einer Politik, welche ihren Blick nur auf die Form und die Kraft der Staaten, so wie auf die äußern Mahlzeichen der Zeit und nicht auf den innern Lebensheerd, auf die sittliche Macht, und die unaufhaltbare Bestimmung der Völker richtet. Diese innere sittliche Kraft ist die Quelle des äußern politischen Lebens der Völker, die ächte und glücklichste Politik daher diejenige, welche die reinste und lebendigste Moral zur Grundlage hat. Die gewöhnlich sogenannte Politik nur das Phlegma, dem der belebende religiöse Geist

entflogen ist. Der Staat mit dem Gesetze und der Gewalt nur der Körper, nur das nothwendigste und unentbehrlichste Aeußere, wodurch den Völkern bloß Dasein, Bestand und Fortdauer in der Sinnenwelt möglich gemacht wird, aber eben darum nicht das Höchste, nicht das Selbstständige und Freithätige, um dessen willen der Staat, das Gesetz und die Gewalt selbst nur da sind. Sie sind nämlich dafür da, daß die menschliche Natur und ihre Kraft sich ungestört und ungehemmt äußern und entwickeln könne. Weit entfernt also, daß der Staat mit seiner Gesetzgebung und Gewaltübung was schaffen, erzeugen oder hervorbringen soll, steht es ihm und den Personen und Formen, die ihm zunächst angehören nur zu, willige Diener, biegsame Organe und Mittel für die höhern Zwecke zu sein, und nur insofern sie dieses sind, sind sie selbst legitim und bestandeswerth.

Alle Völker waren nur groß und stark, insofern sie sich über den Staat, über seine Gesetze und Gewalten erhoben, nämlich bis zu den Quellen, aus welchen diese entspringen. Kein Volk ist nur zu dem

dumpfen, niedern Leben geschaffen, das man gemeiniglich Wohlstand und Ruhe nennt, blos zu Ackerbau, Viehzucht, Manufaktur, Fabrik, Handel, Kriegsdienst, wovon unsere Staatsmänner jezt fast allein noch reden. Die sogenannten Zeiten der Ruhe und der Entkräftung, die des Wohlstandes und der Ausartung sind gewöhnlich einerlei. Alle Völker lebten eigentlich nur, als solche, da ihr reger Naturtrieb in erster Jugendfrische wirkte, oder wenn irgend eine hohe, begeisternde Idee sie über die Erde hinaustrug, entweder nur in Zeiten der Anstrengung, der Aufopferung, des Kampfs, den Unterdrückung und Bedrängniß herbeiführten, oder in freithätigem, selbstbewußtem Aufschwung, wenn sie sich irgend ein hohes Ziel vorgesetzt, das ihr Herz entflammen und ihre Muskelsehne spannen konnte; denn jedes Leben ist nur lebendig, wenn es gelebt wird; so auch das überirdische, wahrhaft menschliche, über die bloß thierische und sinnliche Existenz erhabene, Leben der Völker.

Hier ist es, wo sich uns die Natur und hohe Bedeutung von dem, was Republik

genannt wird, aufschließt. Es ist ein eben so allgemeiner, als großer und schädlicher Irrthum, daß man, wenn man den Republiken Staaten anderer Art gegenüberstellt, den Unterschied zwischen ihnen nur in der mechanischen Form, nur in der Machine und Routine des Staats sucht und bloß darin zu finden glaubt, da doch der Unterschied wesentlich anderer Art ist, von welchem die Regierung, Verfassungsform und Verwaltungsart des Staats in Republiken und Autocratien — (andere Hauptgattungen von Staaten giebt es gar nicht) — selbst nur Zeichen und Erscheinung sind. In Republiken wird im Gegensatz zu den Autocratien, der Staat, als das äusserlich Geordnete und Geregelte, weder von einer willkührlichen Politik, noch von einer dem Volke selbst fremden Kraft getrieben, sondern es ist dieß ihr wesentlicher Charakter, daß ihre Politik auf Moral gegründet, und die eigne freie Lebensbewegung des Volks unmittelbar den innern Gründen des Staats unterworfen wird. Deswegen vermogten auch von jeher so wenige Völker sich zum Republikanismus zu erschwingen —

und daraus mögen alle herrschaftlichen Staaten den besten Trost für sich schöpfen! — weil eine Einfalt und Stärke der Seelen dazu erfordert wird, die selten, und am wenigsten unter großen und verfeinerten Nationen, allgemein genug ist. So war zum Beispiel Frankreich niemals wirklich Republik, trotz all den Gewalten und Formen, welche einen vollkommen republikanischen Organismus in der Erscheinung darzustellen schienen; ausgenommen, insofern Frankreich dem Talente und Verdienste zur Zeit seiner volksthümlichen Erregung freien Wetteifer und Aufschwung gewährte, worauf auch seine, wie ein Meteor vorübergehende, politische Größe beruhte. Dagegen war und blieb die Schweiz noch immer Republik, ungeachtet sie in ihrer politischen Form, in ihrer Regierungsart, und in ihren Verfassungen noch so sehr zerfallen und entartet war; ihre größte Sünde besteht nur darin, daß sie die Würde und den Beruf eines republikanischen Bundesstaates nicht genug erkennend, den Bürgern desselben im Ganzen und in seinen Theilen nicht genug

Anlaß und Spielraum bot, die Eigenschaften einer glücklichen Natur des Geistes und des Herzens, im freien und öffentlichen, grossen nationellen Leben zu entfalten.

So wenig, als sich nun aber einem Volke, gegen dessen Natur es ist, der Republikanismus von aussen herein aufdringen läßt, so wenig läßt er sich bei einem andern, bei welchem er unmittelbar aus seiner Wesenheit hervorgeht, ausrotten — und dieß sei unser Trost, und unsere Hoffnung. Es ist im Gegentheil hier ein leichtes, was schon im Leben liegt, und gegeben ist, was auch schon in der Geschichte bestund, und jezt noch wenigstens im Geiste des Volkes begründet ist, wieder in die äußere Wirklichkeit einzuführen. Es bedarf keiner neuen Schöpfung, und weder Künstelei noch Gewaltthätigkeit. Nur Wegräumung des Fremdartigen, Entfernung der Unnatur, und Aufhebung des Zwangs wird hier erfordert. Aber auch dieses muß von innen ausgehen, muß selbst ein Werk des Geistes und der Freiheit sein.

Was muß also, Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! zuvörderst anerkannt und angestrebt werden, wenn wir wieder in der That ein Gemeinwesen und einen Freistaat, das heißt, ein öffentliches und freies Volksleben haben wollen! oder was eins ist, wenn die Schweiz, unser hochtheueres Vaterland, wieder ihre alte Würde, ihre alte Kraft, ihre alte Hoheit, und ihr altes Glück gewinnen soll?

Vor allem aus der Väter Weisheit und Tugend! — diese werde wieder anerkannt und angestrebt, als das Geheimniß unserer Wiedergeburt in unserm eigenen Innern, und diese wird Wiederbringerin aller guten Dinge für uns sein. Es werde die Weisheit und Tugend der Väter mit Feuereifer, mit kühnstem Muthe, mit rastloser und unverdrossener Beharrlichkeit von all Denen, in welchen noch was von dem hohen, göttlichen Erbtheil lebt, ausgebreitet und fortgepflanzt in die Brüdergeister und in die Brüderherzen alle, die uns mit verwandten und gleichgestimmten Regungen entgegen kommen. Dieß ist des Patrioten und Republikaners freudigster und edelster Beruf.

Von diesem Berufe mag im Schweizerlande nur der Idiot und Egoist feiern. Es lohnt sich der Mühe, es ist ein der Götter würdiges Geschäft: Religion, überirdischen Sinn, menschliche Sitte, Wissenschaft und Kunst, Freiheit und Glückseligkeit, und wie die Gaben des Himmels, die Güter einer bessern Welt alle insbesondere heißen mögen, unter einem Volke zu verbreiten und fortzupflanzen, das in ihnen das schönste Vermächtniß seiner Ahnen, und die beste Verheißung seines Geschlechts sieht und ehrt. Macht doch dieß Verbreiten und Fortpflanzen selbst diejenigen, welche solchen Segen auf Mit- und Nachwelt streuen, ehrwürdiger, erhabener und seliger, als Alles, was die schnöde Welt, die wilde Leidenschaft und die arme Selbstsucht zu bieten hat.

Und so sei denn du, helvetische Gesellschaft! du, die seit mehr, als einem halben Jahrhundert, unverwandt und standhaft, in kindlichem Vertrauen, daß ein Gott Weltordnend und Schicksalleitend walte, mit männlicher Festigkeit, mitten in Ungemach, Gefahr und Noth, nach diesem einen hohen Ziele gerungen, du, helvetische Gesellschaft,

wahrhaft schöner Verein vaterländischer Männer, die sich heute noch, wie ehedem, an dieser heiligen Stätte zu dem gleichen hohen Ziel und Ende mit Herz und Mund verbinden, mit dankbarster Empfindung gegrüßt aus innerstem Herzensgrund! Es woll' Gott dich erhalten und segnen deine edeln Bemühungen für Freiheit und Vaterland! — Es leben die schweizerischen Patrioten und die Republik der Eidgenoßen!

Johann Kaspar von Orelli's

R e d e

über den

geistigen Bildungstrieb der Schweiz

in der Gegenwart.

Eidgenoßen,
theuerste Freunde und Brüder!

In den anziehenden Vorträgen der letzten Jahre ist uns das frühere Leben unsers Vereines von mehrern Seiten her aufs anschaulichste vergegenwärtigt worden, und somit steht in uns allen die Ueberzeugung fest begründet, seine Fortdauer sei beides, sehr möglich und wünschbar, insofern er von der Thätigkeit und Würde begleitet bleibt, welche ihm seine unvergeßlichen Stifter zu ertheilen wußten. Zwei Menschenalter hindurch hat er sich vollkommen bewährt; an uns, das dritte, ergehen heute die nämlichen Ansprüche, und hoffentlich verstehen wir sie. Nur auf der Vergangenheit können wir nicht immerdar verweilen, ohne uns zu erschöpfen; und wenn dieß keiner mag, so fahren wir lieber gerade da fort, wo die Stifter es einst begannen und liessen. Das Leben ist dasselbe, jezt eher noch bewegter, in Gedanken freier, auch von großen, seither gemachten Erfahrungen begleitet; wir selbst wohl eben so gut im Stan-

de, es zu beschauen, zu begreifen und fortzuführen. Bloße Ergötzung und Ruhe suchen wir hier nicht, sondern in geistigen Mittheilungen und dem labenden Gefühle der Freundschaft neue Stärkung für's sonstige Berufstreiben, damit es der Gesinnung nach dem Vaterlande geweiht bleibe; denn hier öffnen sich die Gemüther, und mitten in der nicht stürmischen Freude vernimmt jeder des Vaterlandes Stimme vernehmlicher als anderswo. Sind wir doch alle mit dem männlichen Entschlusse hier zusammengetreten, keine kleinlichen Rücksichten, keine Menschenfurcht walten zu lassen, nichts Müssiges zu beginnen, nichts Störendes zu gestatten, den Vaterlandsfreunden zur Trauer. Doch alle die, welche auch in andern Umgebungen sich näher berühren, im übrigen Streben Eines Sinnes sind, haben umhergeblickt, und jede Besorgniß ist gewichen; das Gute hat gesiegt; froh, zutraulich, sicher unser selbst begrüßen wir uns im wahrhaft eidgenößischen Bruderkreise.

Kein anderer Trieb, als die Liebe zu diesem Vereine foderte mich auf, den Versuch zu machen, ob sich, im Falle daß an-

dere Mittheilungen ausblieben, die Aufmerksamkeit der hier Vereinten während einiger Augenblicke auf das Erfreulichste unsers gesammten Daseins hinlenken ließe; auf das, was uns zu rauben noch niemand gedacht hat, weil es außer dem Bereiche fremder Macht, ganz in der unsern liegt, ich meine den geistigen Bildungstrieb unserer Nation, wie er sich in der Gegenwart äußert.

Ihm eine feierliche Lobrede zu halten, bin ich gar nicht gesinnt; ist er ja nur etwas Werdendes, das noch zarter Pflege bedarf, von vielen nicht beachtet, manchem Theile nach nur in Weniger Brust verschlossen, und dennoch nicht ohne Gegner. Allein, weil er sich doch hier und da thätig zeigt, und treue Theilnahme auch in seinen Keimen schon manches verspricht, so darf man im Kreise der ihn Ehrenden seiner wohl gedenken, mit der brüderlichen Einladung, jeder solle nach bestem Wissen und Gewissen ergänzen, berichtigen, oder auch den zu hohen Schwung der Ideale, die Nichtkunde des Wirklichen gutmüthig belächeln.

Nachtheilige Folgen für die Wirklichkeit kann das hier gesprochene Wort ja nie-

mals haben, auch wenn es von Irrthum nicht frei wäre; denn wir sind keineswegs Stellvertreter der Nation, sondern nur ihre unbeauftragten Freunde. Allein durfte ein erhabener Lehrer der Menschheit dem geliebten Zögling den Rath ertheilen: „Prediege das Wort; halte an, es sei zu rechter „Zeit, oder zur Unzeit," so ist es uns nicht benommen, ihn so gut wir können, zu befolgen. Und wollten wir Glaubensbekenntnisse ablegen, so verfielen wir wohl alle auf eines der ältesten, das in Einem Punkte so lautet: „Kein Gewirre äußerer Erscheinungen raubt dem Bürger den Glauben an's Vaterland." Woher dieser Glaube stammt, soll im Fortgange der Rede angedeutet werden. Für jetzt, ihr Eidgenoßen, laßt uns nur hören, wie ein Lehrer, der uralt und doch ewig jung ist, in ernster Sprache sich darüber vernehmen läßt:

„Jedes kräftige Gemüth," sagt er, „vermag es, diesen Glauben auch in Zeiten der Zertretung und langsamen Abmarterung seiner Nation durch auswärtige oder einheimische Tyrannei festzuhalten; zuerst in sich selbst, weil der innere Mensch unbe-

sieglich ist; dann aber, wenn sein Geist die angeborne Kraft übt, ist er auch im Stande, jedes verwandte Gemüth durch Beispiel, Schrift und Lehre für die Zukunft zu bilden. So wahrt sich, gleichviel wenn auch in Wenigen nur, der heilige Funke der Vaterlandsliebe, bis oft, meist ohne die Lenkung weiser Diplomatik, wie durch einen Zauberschlag — es ist aber nur des Geistes Macht — die Nation sich erhebt. Diese Erhebung dauert oder vergeht wieder, sei's durch die Feigheit der Menge oder die Verkehrtheit einzelner, die noch vor der reinen Gestaltung des Nationallebens dieselbe durch Verrath und Leidenschaft hemmen; auch durch äußere Uebergewalt mag sie zurückgedrängt, eher als vernichtet werden. Allein die Regungen des Geistes der Freiheit und des Rechtes sind stets so gewaltig, greifen so tief in die innerste Menschennatur ein, daß selbst ihr äußeres Mißlingen der Folgezeit wenigstens eine bleibende Warnung zurückläßt, welche späterhin das ideale Streben von Mißgriffen abhält, in der ideenlosen Willführ aber die nicht unverdiente Bangigkeit vor den Ideen rege zu halten vermag.

Was dieser Ausleger — die Geschichte — hier beibringt, paßt auf unsere nächste Wirklichkeit nicht, ohne daß es darum an sich weniger wahr und warnend wäre. Unsere Lage ist nicht so bedrängt, daß wir einzig von der still angeflehten Nemesis Rettung erharren, und unsere Hoffnungen ausschließlich auf die dereinst wieder aufwachende Kraft des Nationalgeistes bauen müßten. Vielmehr ist es eine entmuthigende Stimme und der Jugend verderblich, die oft bis zum Ueberdruß vernommene Klage über unsere gänzliche Versunkenheit, Trostlosigkeit, Verkehrtheit, welches Elend alles dann nicht sowohl durch Arbeit in der Gegenwart, als durch müßige Erwartungen einer goldenen Zukunft gehoben werden soll. Freilich äußern sich vorgeblich gewichtige Stimmen des Auslandes, wie in unverbotenen Druckschriften zu lesen ist, dahin: „unser ganzes Dasein sei müßig und nichtssagend; unfrei, langweilig, zitternd und ängstlich,“ und wie dieses Zeugniß unserer politischen Armuth in seinem Uebermuthe weiter lautet.

Wir können es allerdings gänzlich ignoriren; und so will es vielleicht der höhere Ton, der nur sich selbst zu hören verlangt. Ein anderer widerlegt es mit der entgegengesetzten Behauptung: „wir seien vollkommen glücklich, ganz wie wir sein sollten; andern Völkern ergehe es noch schlimmer; auch fodere man authentische Beweise dafür, daß wir gezittert haben, denn wir wissen davon nichts.“

Besser wohl noch, daß man die widrige Schmähung so zurückweise, als sie im Bewußtsein eigener Schuld geduldig auf dem Vaterlande ruhen lasse. An dieser Bundesstätte aber ist weder jenes Zittern, noch dieses Bewußtsein gedenkbar, noch auch Unmuth oder kraftlose Erbitterung an ihrer Stelle, sondern wir betrachten den fremden Hohn als eine leidenschaftliche Uebertreibung der Ansicht, welche das Ausland seit den Neutralitätsfeldzügen ohne Schuld der Nation ziemlich allgemein von uns hat, und bekennen es frei offenbar, daß ein höheres Geschick, vor dem wir anbetend niederfallen, uns die ernste, noch nicht ent-

schiedene Wahl vorgelegt habe, ob jezt und ohne Säumniß ein die Nationalehre herstellendes, dem Auslande unantastbares Leben für uns beginnen solle, oder ob wir, aller Aufforderungen der Zeit uneingedenk, in jenen Todesschlummer hinsinken wollen, der völliger Auflösung und Vernichtung vorangeht? An sich freilich ist die Wahl nicht schwer: doch bleibt sie die Sache des freien Willens, der ungetäuscht von den Blendwerken der Selbstsucht, des Ehrgeizes, im Innern schon aufgehobene Vorrechte wieder zu erringen, neue zu erschleichen, der eiteln Hoffnungen von Außenher, den Entschluß fassen, Hand an das große Werk legen soll.

Wir, hier versammelte Eidgenoßen, hoffentlich immerdar entfernt von einem Streben, in welches sich am Ende doch das strafende Gefühl des Verrathes an der Nation mischen müßte, wenden uns vom ehrlosen Schlummer lieber dem Leben zu, das noch nicht dahin ist, das sich neu und schön entfalten mag, wenn alle Gleichgesinnten es getreulich zu fördern sich das Männerwort geben. Sehr viele noch außer uns, die nur äußere Umstände von dieser Stätte

ferne halten, sind dem Vaterlande gleich getreu, und entschlossen, den hehren Genius desselben nicht zu betrüben; so lebt denn in vieler tiefem Gemüthe unser Verein, und wird nahe oder fernere Stürme überstehend, dereinst auch wieder seine Geschichte haben: nur sei jeder jezt schon auf Stoff dafür bedacht!

Eidgenoßen, theuere Brüder! allzuwohl wisset Ihr, daß unserer Nation das Leben, welches wir ihr aus Herzensgrund wünschen, nicht von Außen gegeben werden kann. Niemand würde dieß wollen; es wäre ein zu gewaltiges Schauspiel, die Schweizer der Natur ihres Landes entsprechen zu sehen; vielmehr je größer unsere Schlaffheit und Unbedeutendheit, desto werther werden wir den Fremden sein, und wer sich am dienstsamsten benimmt, wird auch die sichtbarsten Beweise ihrer unendlichen Huld davon tragen. Hinwieder kann das Leben des Vaterlandes nicht wie bei unsern Ahnen in glänzenden Unternehmungen nach Außen bestehen; niemanden wollen wir die mindeste Besorgniß einflößen. Das einzige, was

Pflicht und Ehre gebietet, ist Vertheidigung der Selbstständigkeit bis zur Rettung, oder zum ruhmvollen Untergang im Falle ungerechter Angriffe; im Frieden aber Unerschrockenheit, stete und klare Berufung auf unsere unverletzlichen Rechte, Waffenübung, bestimmte Sprache ohne unzeitigen Stolz; alles um so leichter zu behaupten, und sogar um so gewinnreicher, da dem Scheine äußerer Macht, der oft durch drohende Zumuthungen Schwächere zu schrecken versucht, meist die geheime Furcht bald vor bloßen Gespenstern, bald auch vor jenen heiligen Ideen zur Seite steht, die keine Gewalt durch irgend ein Bemühen aus dem Menschengeiste wegtilgt.

Je enger aber, zu unserm wahren Glücke nur, unser Wirken nach Außenhin bleibt, ein desto weiterer Kreis entschließt sich uns nach Innen zu, und hierauf einzig gründet sich unser Nationalgefühl in der Gegenwart fest. Ohne dieses freilich würden die hehren Erinnerungen der Vorzeit nur zum drückendsten Vorwurf, und wir thäten wohl, mit denen Eine Sprache zu führen, die endlich aller Scham ledig, Tell'n

den Meuchelmörder, Winkelrieden den Rasenden nennen. Würde auch das Innere, Gegenwärtige durch Aengstlichkeit und Apathie eingeengt, durch Umtriebe einzelner Kasten zerrüttet, der Willkühr zu Gewaltstreichen freier Spielraum geöffnet, die Freiheit der Forschung und Mittheilung gehemmt, erst dann erlägen wir mit Recht dem bittern Hohn der Fremden, — wohl auch dem eigenen, der Verzweiflung an uns selbst. Geht hingegen, wie wir hoffen, die geistige Entwicklung der Nation ihren Gang sicher fort, was größtentheils auf dem festen Wollen der Vaterlandsfreunde beruht, so tritt an die Stelle des schmählichen Gefühls der Verworfenheit dasjenige der Zuversicht und der Ehre; und der auswärtige Spott muß verhallend nur als Mißkennung unsers eigentlichen Standpunktes im europäischen Staatensystem erscheinen. Unsere Bedeutsamkeit darin soll eben vor allem geistiger Natur sein, und somit weit über den Wandel der Tagesgeschichte hinausgehen. So das erfaßt, was vonnöthen ist, können wir erst der ewigen Neutralität wahre Würde ertheilen, auch ihren eigentlichen Sinn be-

greifen, als einer Bedingung und Gewähr des geistigthätigsten Lebens, nicht eines Gnadenbriefs politischer Nichtigkeit, wie ihn französische Redner nebst unserm Glauben daran verhöhnt haben. Ja wir hätten genug gethan, wenn in fernen Jahrhunderten die Geschichte meldete: „Zurückgedrängt in sich selbst, fern vom Spiele der Welthändel erkannten die Schweizer allmählig ihre eigentliche Bestimmung; statt in schmachvolle Thatlosigkeit und Unfähigkeit zu versinken, eine leichte Beute jedes Eroberers, bewahrten sie als ein heiliges Gut ihre Schutzwehr, die von den Vätern erkämpfte Freiheit, die ihnen Gottes, nicht der Menschen Geschenk war. Ihre verschiedenartigen republikanischen Verfassungen wurden fortgehends fester auf die natürlichen Rechte des Volkes begründet, seinen Bedürfnissen angepaßt, und zur innern Einheit emporgehoben. Dadurch ward der Thatbeweis siegreich geführt, daß Täuschung und Hinterlist gegen das eigene Volk keine wahrhafte Regentenkunst sei, auch weit weniger etwas Dauerndes zu erzielen vermöge, als Geradheit und wechselseitiges Vertrauen; der

Thätbeweis, daß der Bürger ein edleres Leben führt, als der Unterthan, ohne durch Ungebundenheit die Ordnung zu stören; daß das stete Gesetz über der wankenden Laune des Einzelnen stehend, auch mehr innere Kraft besitzt, daß despotische Formen dem neuerwachten Geiste der Menschheit aufdringen zu wollen, nur Unheil und Rache gebiert; daß die einfachste Regierung eine sicherere Stütze in der Liebe des Volks findet, als irgend ein prunkender, das Mark des Landes aussaugender Hof — in seinem stehenden Heere. Einzelne oligarchische Anmaßungen, wie sie sich etwa im Anbeginn der neuen Zeit noch regten, wurden nach Gebühr vereitelt, und hörten, sobald man den Irrthum erkannte, von selbst auf, so wie auch nirgends die Gesetzlosigkeit wüthete, und sich wild ihre Opfer schlachtete. Entgegengesetzte politische Ansichten, wie die unausweichliche Berührung mit den übrigen Völkern sie hervorrief, bekämpften sich offen und redlich mit geistigen Waffen, nicht mit dem Schwerte, und dieser Kampf selbst trug mit zur Lebendigkeit des Daseins bei, ohne den Staat zu zerrütten; denn in Gefahren von Außen her,

waren auch die sonst Getrennten Eines Sinnes und standen sich auf der Wahlstatt treu zur Seite. Schon weil öffentliche Mittheilung über das öffentliche Leben gestattet ward, konnten vollends wegen wissenschaftlicher Darstellung politischer Ansichten keinerlei Verfolgungen statt finden, am wenigsten aus knechtischer Furcht vor dem Auslande; auch fielen die wenigen aus unzeitigem Nachahmungstrieb noch versuchten auf die Verfolger selbst rächend zurück, indem die laute Mißbilligung aller Bessern ihnen die wohlverdiente Schmach zuerkannte. Schuldlose, ihrer Meinungen wegen vertriebene Märtirer des Rechtes fanden in der Schweiz eine s i c h e r e Freistätte, und vergalten die gastfreundliche Aufnahme durch reiche Gaben der Kunst und Wissenschaft.

Fehlte es an äußerm, blutigem Glanze, nach welchem nur Thoren den Werth der Nationen schätzen, so wußten die Schweizer dagegen in den Künsten des Friedens wahrhafter Ehre nachzustreben, und sie blieb ihnen nicht versagt. Gerechtigkeit herrschte in den Gerichten, in der Staatshaushaltung weise Sparsamkeit, wodurch

die, andere Völker erdrückenden Auflagen überflüssig wurden; Gewerbfleiß und Erfindungsgeist öffneten ihnen stets neue Quellen, wenn eine frühere versiegte; das häusliche Glück ward durch der Sitten biedere Einfalt gesichert; denn ausschweifender Luxus gereichte dem ihn zur Schau stellenden nicht zur Ehre, sondern wurde durch lachende Verachtung als arge Thorheit bestraft. Vor allem aber boten sie das erfreuliche Schauspiel eines sich selbst bewußten geistigen Strebens dar; es behauptete sich die Religionsfreiheit beider Kirchen, die friedlich neben einander fortbestanden, und keinerlei Zerwürfniß in's bürgerliche Leben brachten; die eine wies die unersättlichen Anmaßungen der Curie und jesuitische Umtriebe standhaft zurück; die andere wahrte sich ihren rechtskräftigen Bestand den ihn untergraben wollenden Secten gegenüber durch kräftige Lehre, Forschungsfreiheit und stete Fortentwicklung der ewigen Religionsideen. Politische und kirchliche Verfinsterer konnten auf die Länge hin nirgends aufkommen, denn ihre Ränke scheiterten an dem gesunden Verstande der Nation. Die Kunst,

hier von keinem Fürsten als Ergötzungsmittel gepflegt, entwickelte sich dafür um so selbstständiger, freier von Schmeichelei, und wiedmete sich gerne dem Vaterlande in Rede, Gesang und Bild; auch die Wissenschaft kam von eitelm Wortwesen und unthätiger Selbstsucht zurück, und stieg von ihren Höhen, ohne ihrer Würde zu entsagen, zum Volke nieder, es zu bilden und zu erleuchten; so wurden auch die Unterrichtsanstalten durch Gründlichkeit und lebendigen Freisinn Muster für's Ausland, Schutzörter oft der anderswo befehderen Wissenschaft selbst. Die schöne Gesammtheit dieses Lebens, verbunden mit Körperstärkung und eifriger Waffenübung, ohne überflüssigen und doch kleinlichen Prunk, gab der Nation Wohlstand, Gesundheit, Frohsinn in erhebenden Nationalfesten, und im sonstigen Treiben, Zuversicht in der Gefahr; und wie das Volk muthig aufstrebte, gewannen auch die Regenten an wahrer Würde und Kraft; da hießen und waren sie Landesväter. Das Ausland tastete diese Nation nicht mehr an; in ihrer anscheinenden

Kleinheit war sie wahrhaft groß, und Gott mit ihr."

Dieß könnte das Ergebniß unserer Geschichte in ferner Folgezeit werden. Mögen wir noch weit von diesem Ideal entfernt seyn, — läugne ich es etwa? — so ist doch schon der Gedanke es in dieser Lage der Dinge erfassen zu dürfen, ihm nachstreben zu können, erhebend genug; und immer ist es das Vaterland noch werth, daß wir ihm bereitwillig unsere Kräfte wiedmen. Einzelner Schuld beugt nicht Alle nieder. Aber mit Bangigkeit freilich sehen wir in diesem Augenblick auf die Urkantone hin, die wir so gerne als den Kern der Nation, als die Bewahrer uralter Volksthümlichkeit ehren möchten, ob der Geist des Vaterlandes, oder die schnöde Verlockung zum schmachvollsten aller fremden Söldlingsdienste, das Ehrgefühl des Volkes, oder das Ränkespiel einzelner, die das Volk, indem sie seine Rechte schmälern, zugleich schamlos verhöhnen, siegen werde?

Nun bringt es schon die Eigenthümlichkeit unserer Verfassungen mit sich, daß das innere Staatsleben, welches doch einzig die

äußere Erscheinung der Nation würdig zu formen vermag, nicht ausschließlich von oben herab angeregt und gelenkt werden kann. Zufrieden sind wir schon, wenn das wahrhaft Gute, mit Ernst gewollte, mit Einsicht begonnene von den Staatsvorstehern zuerst nur geduldet, dann, wie es sich einmal bewährt hat, gebilligt und theilweise unterstützt wird. Bei manchem wollen sie ja, oft nicht mit Unrecht, zuwarten, ob es sich in der Erfahrung als tauglich beweise; anderemal walten äußere Rücksichten ob, die es ihnen wehren, so durchgreifend zu verfahren, als sie es wohl selbst wünschten; anderemal steht es nicht in ihrem finanziellen Vermögen, das von ihnen Gutgeheißene mit Nachdruck zu befördern; desto froher sind sie, wenn andere Vaterlandsfreunde es thun, und ihnen den schönen Beruf, des Staates Glück zu schaffen, freiwillig, ohne Nebenabsichten erleichtern.

Je mehr übrigens von dem Formellen in der Gesetzgebung, dem Militärwesen, der Staatshaushaltung wird geordnet und zum Ziele gebracht sein, desto mehr Muße und Anlaß werden sie finden, auch die übri-

gen Bedürfnisse der Nation zu berücksichtigen, und aus Liebe zum gemeinsamen Wohl des Volkes und der Obrigkeit das Mangelnde nachzuholen. Je sichtbarer, je wohlthätiger dieser Sinn hervortritt, desto erhabener und sicherer zugleich wird ihre Stellung. Sie werden sich nicht vom Volke lossagen, werden Republikaner bleiben; wir hoffen es mit Zuversicht, denn die Restaurationslehre sowohl, als die ihr schief entgegengesetzte, anfangs- und endlose, von den wundersamen Rechten des Althergebrachten werden wohl immer nur einzelne Nachbeter finden, niemals aber die leitenden Grundsätze unserer Regierungen bilden, noch weniger unsern Nationalcharakter zu entstellen und zu vernichten im Stande sein.

Die Annahme nur, daß uns das innere Staatsleben in keinem Falle vom Auslande gegeben werden, noch auch einzig, — so viel sie dazu beitragen mögen, — von den Staatslenkern ausgehen könne, führt uns von selbst auf die Beschauung eines organischen Theiles des Bürgerthums an sich, durch dessen Bethätigung es erst sein Ziel erreicht.

Wie in der absoluten Monarchie, die wir in ihrer vollkommensten Gestalt gegenwärtig noch außer Europa, nämlich in China suchen müssen; der Monarch überall keine Thätigkeit, besonders geistiger Art billigen kann, welche sich nicht unmittelbar auf ihn bezieht, und jede, nachdem sie mit ihr zum Voraus vorgeschriebenen Centripetalkraft in ihn eingegangen, von ihm nach Belieben entweder ruhend verschlossen, oder, seine Zwecke befördern zu helfen, wieder zu neuem Wirken huldvoll beordert wird, so tritt dagegen im Bürgerthum jede geistige Kraft, ohne jenen Durchgang durch das sie oft verschlingende Centrum unmittelbar durch Wort, That oder Werk in's Leben ein. Das Individuum, dem sie anwohnt, wird ohne fremde Mahnung seines geistigen Berufes inne, und übt ihn patentlos fort, ohne gehindert werden zu dürfen, so lange sein Treiben nicht den Staat selbst, dessen Verfassung, oder Eigenthum und Persönlichkeit einzelner Bürger gefährdet. Nur dieß Recht des Nichtgehemmtseins besitzt der Unternehmende; eine Unterstützung darf er erst dann verlangen, wenn er den Staat

vom Frommen seines Thuns zu überzeugen vermocht hat. Sobald indeß dem Staate solch ein Beginnen auffällt, mag er es ja offen beaufsichtigen, lieber als bespähen, was unter seiner Würde ist, nur nicht durch einen raschen Gewaltstreich daniederschlagen, noch weniger das Individuum bestrafen, bevor ein Gericht sein „Schuldig“ ausgesprochen hat. — Alles Sätze, die an sich so einleuchtend sind, als irgend eins der ersten Axiome der Mathematik, ungeachtet man bei jedem Blick auf den wirklichen Gang der Dinge in den seltsamen Zweifel verfallen könnte, ob es etwa bedenkliche Geheimlehren seien, wie einst das Copernikanische Weltsystem?

Nun ist jede sittlichvernünftige Thätigkeit, wie und worin sie sich äußere, nichts anders als das Streben, eine Idee zu verwirklichen, und einer der von der Menge kaum geahndeten höhern Zwecke des Staates besteht eben darin, jenem vernunftgemäßen Streben einen festen Halt und Anknüpfungspunkt im Gesammtleben auszumitteln, welcher nur unter dieser Bedingung der wahren Bestimmung der Mensch-

heit gemäß wird. Je mehr Vernunftideen sich also in einem Staate entwickeln, und aus der einsamen Speculation oft in die speciellste Wirklichkeit übergehen, desto regsamer, oder was gleichbedeutend ist, intellektuell vollkommener gestaltet sich das innere Leben des Staates. Seine Erstorbenheit hingegen ist Eins und eben dasselbe mit dem Mangel an Ideen, und an Individuen, die durch sie zur Thätigkeit angetrieben werden. Von dieser Regsamkeit aber hat ein kräftiger Staat nicht das Mindeste zu befürchten. Da sie sich niemals gegen ihn wenden, und angenommen ihre Erscheinung stets mehr, als ihr Wesen bekämpfe sich, dieser Streit selbst bald das nöthige Gleichgewicht hervorbringt; da der Staat selbst auf Ideen beruht und ihnen gemäß handelt, so steht er gewissermaßen über ihnen, ruhig die Zügel haltend, Mißbräuchen vorbiegend, das Bewährte sich aneignend. Erst, wenn er seiner Stellung vergessend, von Furcht ergriffen, mit ihnen heimtückisch ringt, oder vielmehr ihre Stellvertreter gesetzwidrig befehdet, lähmt er sich selbst, und macht sie, oft ihrem ersten Streben ganz zuwider,

auch seiner eigenen Grundanlage wirklich gefährlich. Dieser vergebliche Kampf gegen sittlichrechtmäßige Vernunftkräfte ist indeß im ächten Bürgerthume überhaupt nicht gedenkbar, habe es sich nun, wie unsere Altvordern die republikanische Form, oder, wie England, die Constitutionelmonarchische gewählt; und beginnt er, so ist er jedesmal als eine Fieberkrankheit zu betrachten, die bald ihre Krise erlebt.

Im Gange der Menschheitsbildung erscheint nun dieß geistigfreie Bürgerthum wieder in einer gedoppelten Gestalt, der Antiken, und der Christlichen. Bei den Griechen und Römern ist es, stets gewaltig in seinen Ideen, kühn in seinem Thun, doch meist auf die Gegenwart angewiesen, mehr beschränkt auf das Politische, auf Gesetzgebung und Krieg, bedingt durch die jedesmalige Staatsform, und enge an ihren Bestand geknüpft. Diesen reinpolitischen Charakter tragen am sichtbarsten die großen Dichter, Redner, Geschichtschreiber Athens. Selbst Weltweise, denen die Gegenwart nicht genügt, stellen hohe Ideale des be-

sten Staates auf mit der Behauptung, deren Verwirklichung sei möglich, sobald die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren; immerdar in der Hoffnung ihre tiefe Wirkung auf die sie Verstehenden werde nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Vorhandene bleiben. Doch so wie an den Tagen von Chäronea und Pharsalus die äußere Form des Freistaates zertrümmert wird, so sinkt auch das Bürgerthum, jedes Haltes beraubt, unaufhaltsam zusammen, und selbst Rom ist einem Tacitus nicht mehr in dem Sinne die ewige Stadt, wie früher dem Cato. Verzweiflung, Schmeichelei, Dumpfheit, der Erbschleicher und Angeber ehrloses Gewerbe, wilder Sinnengenuß und Selbstsucht bei den Epikureern, oder stoischer Quietismus, der einzig das Sittliche im Individuum noch zu wahren versucht, auch alle Schwärmerei und Religionsgaukelei treten an des Bürgerthums Stelle, und die Wenigen, die über dieß alles hinweg sind, wie etwa ein Agricola, finden keine Freunde, welche sich mit ihnen verbänden, ein neues Bürgerthum zu

stiften. Dieses sollte umgeschaffen und verklärt aus der Weltreligion hervorgehen.

Konnte das Christenthum die kühne Thatenlust, den Heldensinn der Nationen nicht höher steigern, als beide in ihrer Naturkraft sich in Griechenlands, Roms und Germaniens schönsten Zeiten geäußert hatten, so verband es dagegen das Ideale enger mit dem Wirklichen, lehrte über das dürftige Vorhandene hinausblicken, hauchte auch dem irdischen Bemühen einen religiösen Geist ein, welcher sich vornämlich in allen von ihm in's Dasein gerufenen Anstalten der Bildung und Unterstützung verkündet. Aus ihm eben stammt die Liebe und Kraft, welche sich offenbart, wo Einzelne unaufgefordert, nicht unterstützt vom Staate, es vermögen, aneine von ihnen selbst als mangelhaft anerkannte Gegenwart, an ein unterdrücktes, gesunkenes, zerrüttetes Vaterland Unvergängliches anzuknüpfen, das Wankende festzuhalten; so manche Hoffnung in's Nichts hinschwinden mag; die Trümmer zu ordnen, auf daß, wo vielleicht einst der Pallast ragte, doch noch die Hütte

stche; dieß alles aber nicht aus Eitelkeit, nicht für sich, nicht für den Freund allein, noch die enge Vaterstadt etwa, auch nicht für die nächste Zukunft, noch für die äußere Staatsform, sondern für das gesammte Vaterland wohl zunächst, in diesem aber und durch dieses zugleich für die Menschheit, aus reinem Pflichtgefühl, und unbedingt wirken wollen — der Geistesthätigkeit.

Wohl wissen wir, theuere Brüder, daß dieses christlich-republikanische Streben schon die Gründer des wahrhaft heiligen Bundes der Schweizer begeisterte; alle dann, die nach ihnen in Staat und Kirche der Eidgenoßenschaft treue Dienste geleistet, vornämlich auch die Stifter unsers Vereines; und wer wird läugnen, daß es auch fürderhin dem Gesammtleben der Eidgenoßen zum Grunde liegen müsse, wenn wir in der Zahl der Nationen eigenthümlich fortbestehen, künftig wiederum eine Geschichte besitzen wollen, die der frühern nicht lauten Hohn spreche? —

Dem obigen zufolge gehört es zum innersten Wesen dieses ächt republikanischen Lebens, daß eben das Wohlthätige, was

von den Regierungen allein füglich weder ausgehen noch durchgeführt werden kann, von einzelnen Bürgern entworfen, mit Freunden durchgesprochen, von Einzelnen oder Vereinen in's Werk gesetzt werde.

Je nationaler solch ein Unternehmen ist, desto schneller findet es allgemeine Anerkennung, endlich auch Unterstützung von Seite irgend einer Behörde. Kommt die bloße Beaufsichtigung zu früh, so ist sie manchmal dem Erfolge nicht minder hinderlich, als die völlige Gleichgültigkeit der Staatsvorsteher, welche den Einzelnen, wenn er die Menschen nicht genugsam kennend auf rege Theilnahme zu sicher zählte, oft entmuthigt, und mit seinem Tode das angestrebte Gute wieder für lange unterbrochen läßt. Welche herrliche Keime der Nationalbildung lagen nicht und liegen noch in Pestalozzi's und Nägeli's Bestrebungen, die eine wohlwollende Nachhülfe zur Reife geführt hätte, eben so gut als die Linthunternehmung, die ja den sprechendsten Beweis in sich enthält, wie sehr die Ehre und das Selbstgefühl der Nation durch solch ein gemeinsames Wirken geho-

ben wird! — Freilich je einleuchtender sich gleich anfangs der positive Nutzen eines ähnlichen Unternehmens berechnen läßt, desto bereitwilligere Gönner findet es leichtbegreiflich, und was auch in solchen Beziehungen geschieht, muß man mit Dank erkennen, wie, um einiges anzuführen die Anlegung der Militärschule in Thun, des Bläsihofes in Töß. Was nicht so unmittelbar und augenscheinlich in die Wirklichkeit eingreift, liegt den ausschließlich praktischen Männern ferner: manche hegen eine geheime Scheue davor, vollends, wenn es dem Geiste des Tages oder alten Angewöhnungen um einige Schritte voraneilt; mögen dann immerhin idealer Gestimmte und weniger Aengstliche, in denen, wie es sein soll, Einsicht die Begeisterung begleitet, noch so sehr der festen Ueberzeugung leben, es fromme dem Vaterlande; mag auch das der Hemmung ungeachtet, ununterstützt zu Stande gebrachte selbst die frühern Spötter, wo nicht gewinnen, was kein Vernünftiger verlangt, so doch einigermaßen beschwichtigen, wie z. B. in meiner Vaterstadt und anderswo das Turnen, oder in legitimer Mundart die

gymnastischen Uebungen der Jugend, sich nunmehr hinlänglich gerechtfertigt haben.

Vornämlich in solchem also, was über das Gemeinwirkliche, handgreiflich Nutzbabare, und sich schnell Verzinsende einige Stufen hinausgeht, bleibt es die Aufgabe Einzelner und ganzer Gesellschaften, unbekümmert um Lob und Tadel der vielköpfigen Menge, unermüdet das nach reiflicher Ueberlegung als gut Erkannte durchzusetzen, damit das wahre Volksleben sich veredelt entwickle. Jedem in gebührender Form ausgestellten Befehle einer competenten Behörde, auch dieses Bestreben aufzugeben, sollen sie sich ungesäumt fügen: nur darf die alle verfassungsmäßige Formen aufhebende Sitte nirgends aufkommen, daß einzelne Mitglieder einer Behörde es sich herausnehmen, im Glauben, sie handeln im Sinne der Behörde, und es sei besser, alles Aufsehen zu meiden, an andere, die nur den Behörden, nicht den sie ausmachenden Individuen untergeordnet sind, Warnungen und halbversteckte Winke ergehen lassen, in der Erwartung, man werde sich ihnen ungewei-

gert unterziehen, da dieß die Klugheit und der Anstand gebiete.

Auch im Schooße unsers Vaterlandes mangelt es ja nicht an Beispielen, zu welcher Wirksamkeit Vereine gelangen können, die rein ideale Zwecke verfolgen, oder zu verfolgen glauben, Hülfs- Bibel- und Missionsgesellschaften! Je näher sich ein solcher an das eigentlich Vaterländische anschlöße, je klarer bei aller Idealität das ihn leitende Princip wäre, je freier von Nebenabsichten und vorlautem Prunk er verführe, desto eingreifender müßte sein Wirken werden, desto mehr Zutrauen ihm auch gebühren, wie sich ja die Aargauische Culturgesellschaft eines solchen mit Recht zu erfreuen hat. Ueberhaupt bringt es die gewaltige Zeit von selbst mit sich, daß alle Wohlgesinnten, die alte Steifheit und Kälte endlich einmal ferne bannend, einander zutrauensvoll entgegenkommen, und sich zum zuverläßigen Bunde vereinen; nur so wird dem Einzelnen einige Gewährleistung zu Theil, und er selbst steht zuversichtlicher auf seine gute Sache in Wort und That da.

Wirken also darf und soll der Bürger; in welchem Sinne ist ebenfalls schon angedeutet; in welcher Beziehung, und auf welche Seite hin, dieß zeigt jedem seine nächste Umgebung, wenn er in der Hauptsache mit uns Eins ist. Um von unten zu beginnen, wird wohl den meisten als erste Auffoderung des geistigen Bildungstriebes unserer Nation das erscheinen, daß jeder Volksfreund mit Rath und That zur Bildung der Volksmasse das seinige beitrage. Vor Gott sind wir alle gleich, dieß ist eine der ersten Lehren des Christenthums. Verachtet ist diese Masse in den Augen der Restauratoren, als ein elender, hülfloser Haufe. Der Eidgenoße hingegen hat auch mit ihr den Eid des Bürgerthums freiwillig und mit gutem Vorbedacht geschworen, und wo er ihr etwas leisten kann, so geschieht es von seiner Seite nicht aus Gnade, sondern aus lebendigem Pflichtgefühl. So manches nun hin und wieder für die Volksschulen gethan wird, so reicht es doch bei weitem nicht hin, um das wünschbare Geistesgleichgewicht, welches in wahrhaften Freistaaten unter allen Bürgern derselben — allerdings in

Uebereinstimmung mit der von der Natur selbst gewollten Abstufung, — herrschen soll, allgemein zu erzielen. Aber von verschiedenen Seiten her können die Wohlgesinnten dessen Begründung wenigstens vorbereiten.

Vor allem bedarf das Volk einfacher, inniger, aber zugleich ruhiger und kräftig thätiger Religiosität, soll es nicht tief in den Schlamm der Gemeinheit versinken. Was dieser Religiosität bei dem katholischen Landvolk im Wege stehen mag, weiß ich nicht aus eigener Anschauung; ich muß mich ausschließlich auf den protestantischen Theil des Vaterlandes beschränken. Hier ist es zuerst die Aufgabe der Staatskirche und ihrer Diener, denen der Staat mit vollem Zutrauen einen bedeutenden Theil seines geistigen Lebens zur Bewahrung und steten Fortentwicklung anvertraut hat, neben dem himmlischen Vaterlande auch des irdischen nie zu vergessen, beide in ihrer Einheit zu erfassen, und das Volk für das Eine wie für das Andere zu begeistern, weil wer hier nichtig oder verkehrt ist, auch in dem, was sie den Himmel nen-

nen, nichts mehr und nichts minder sein wird.

Es ist noch ein theures Erbtheil von den Vätern her, daß die Kirche bei uns nicht so verkannt, noch herabgesetzt wird, wie anderswo; erkennt sie also ihre wahre Bedeutung, behauptet sie ihre volle Würde, üben ihre Diener den hohen Beruf, des Volkes erste Lehrer zu sein, mit klarem Bewußtsein der Pflicht und wahrhaft evangelischer Kraft, woran sie niemand hindern wird, so ist der Kirche und des Vaterlandes gemeinsamer Feind, der Quietismus besiegt; denn selbst der Vorwand, er finde in der Staatskirche keine innere Befriedigung, ist ihm alsdann benommen; und ohne Verfolgung bannt ihn des Geistes Uebermacht aus unserer Mitte weg. Des Vaterlandes Feind nenne ich ihn, weil er von Aussendlingen des Auslands künstlich hineingebracht, geleitet und genährt, von kurzsichtigen, ihre Stellung gänzlich mißkennenden Kirchenvorstehern hie und da begünstigt, selbst von einigen Staatsmännern, als Ruhe bringend, geliebt — wie wenn die Abstumpfung des Volkes den Vorstehern eines Freistaates

je als etwas Preiswürdiges erscheinen dürfte — in seinen Conventikeln eine Scheidung seiner Anhänger von der alle Bürger in sich geistig einenden und bildenden Anstalt bezweckt, diese, statt ihrer Wirksamkeit aufzuhelfen, als etwas Todtes verwirft, und somit durch die Erschlaffung des Geistesregsamkeit, durch die Gleichgültigkeit, welche er in seinem geistlichen Uebermuth gegen das Vaterland auf Erden, zu dem die sichtbare Kirche fürwahr auch gehört, einzuflößen versteht, dem Staate, vornämlich in Zeiten der Gefahr, wo das Nachtheilige der Ruhe, die er giebt, oder auch einer von Finsterlingen des Auslands gelenkten schwärmerischen Thätigkeit, allen nur zu fühlbar würde, einen nicht geringen Theil seiner innern Kraft lähmt und entzieht.

Anders als mit den Waffen des Geistes läßt sich der ernste Kampf nicht führen, sonst würde die protestantische Glaubensfreiheit gefährdet; aber auf verschiedene Weise können die Vaterlandsfreunde dem schleichenden Uebel zu steuern suchen; schon, wer dazu vom Staate berufen ist, wie

angedeutet worden, in der Predigt des Wortes und dem Religionsunterrichte der Jugend; andere, indem sie dem verderblichen Traktätleinwesen auf eine ihm selbst ähnliche, nur edlere und vernünftigere Art begegneten. Ich meine nicht eben mit allerlei Noth- und Aufklärungsbüchlein; aber brächte man auf offenen, erlaubten Wegen volksthümliche Bibelerläuterungen, Lebensbeschreibungen großer Wahrheitszeugen, Auszüge aus ihrer und anderer erleuchteter Kirchenlehrer Schriften unter das Volk; gewiß gar manche würden den Unterschied zwischen Unsinn und Weisheit gewahr werden, und sich je länger je lieber zur gesundern Speise hinwenden.

Außerdem giebt es Selbstdenker, die selbst mit dem reinen Mysticismus vertraut, mit Recht dem Verstande nicht die alleinige Herrschaft über sich einräumen, so daß Gefühl, Phantasie, Vernunft, sogar vor ihm gänzlich verstummen müßten. Während sie indeß bei völliger Verstandesklarheit zugleich der höchsten Erhebung, des unbedingten Geisteslebens fähig sind, mögen sie nur nicht allzu gutmüthig annehmen, das näm-

liche finde auch im Innern der gewöhnlichen, etwa nur von Verstandesmenschen mißkannten Quietisten Statt. Mengen sich denn bei der Mehrzahl, dem Wandel, der Sprache, selbst der baren Geisteszerrüttung Mancher gemäß zu schließen, nicht vielmehr wenige dunkle Ahnungen des Unendlichen in der Form nachgesprochener, in ihrem ersten Sinne und ihrer geschichtlichen Entfaltung selten begriffener Dogmen, besonders derjenigen, welche mißdeutet die Sinnlichkeit und Schlaffheit ansprechen, zu dem ungeordneten Spiel der Affekte, und den Gebilden einer tändelnden Phantasie?

Kämen jedoch solche von den Sekten ganz unabhängige, aber ihre Ansichten und Mundart kennende wahrhaft vernünftige Mystiker hin und wieder mit den schwärmenden in nähere Berührung, so wären auch sie geeignet, jenes Gewirre bei Einzelnen wenigstens in Harmonie mit der Vernunft zu bringen. Ja es ließe sich sogar die Frage aufwerfen, ob — was freilich die höchste Behutsamkeit erfoderte — nicht aus den Werken ächter Mystiker selbst das Gehaltvollste, die ruhige Vernunft am meisten befriedigende, kei-

ner Mißdeutung fähige zu ähnlichem Behufe könnte herausgehoben werden? — Es käme auf einen Versuch an; nur dessen sei man sicher, daß weder stürmisches Aufklären — von welchem die wissenschaftliche Mittheilung freier Forschungen mehr als gewöhnlich geschieht, zu unterscheiden ist — noch ein fades Moralisiren, das weder für die Erde, noch den Himmel taugt, dem Schaden wehren mag.

Neben der religiösen Stärkung ist das zweite Erforderniß der Volksbildung, daß die Kunde des Vaterlandes und seiner Geschichte allgemeiner verbreitet werde, als es bis jezt der Fall ist. Woher anders soll denn dem Bürger jedes Kantons die innere Einheit des gesammten Vaterlandes zur Anschauung gelangen, woher soll er sonst das ihm unentbehrliche Interesse am öffentlichen Leben schöpfen, jemals seiner Ehre und Pflicht als Bürger eines Freistaates vollkommen bewußt werden, wenn ihm nicht die großen Erinnerungen an die Thaten und Schicksale seiner Väter in lichtvollem Bilde vorschweben? Nicht dumpfes Murren, oder vorlautes Vernünfteln über Verfassungen,

deren Handhabung und einzelne Behörden möchte ich dadurch veranlaßen, wohl aber den religiösen Sinn wecken, der aus der ernsten Betrachtung unserer Geschichte hervorgehen muß, und es bewirken, daß auch das Volk im lebhaften Gefühl seines geschichtlichen Ganges jeder weisen Maaßregel seiner Vorsteher freudig entgegenkäme, zu Opfern für's Vaterland, zur Vertheidigung der Unabhängigkeit bereitwilliger würde, zugleich aber auch zu einer festen Ansicht über Recht und Unrecht, Beobachtung und Verletzung der gesetzlichen Formen, Nationalwürde und Nationalschmach gelangte, an welcher Verkehrtheit und Hinterlist sich jedesmal brächen.

Um diesen Theil der Volksbildung zu fördern, würde vor allem eine ächte Volkschronik erheischt, mit möglichst treuer Benutzung unserer alten, aus dem biedern Geiste des Volkes selbst hervorgegangenen Geschichtsbücher. Daß einige derselben, wie Justinger und Tschachtlan aus dem Staube der Büchersammlungen bereits hervorgezogen sind, anderer z. B. Anshelm's, Schodeler's, Juvalta's

nahe Herausgabe verheißen wird, verdient alles Lob, und fodert jeden, der in diesem Fache etwas leisten kann, zur Nachahmung auf. Bis aber die allgemeine, volksthümliche Chronik da ist, sollten wenigstens die für Bürger- und Landschulen passendsten Arbeiten solcher Art, wie Vögeli's Schweizergeschichte, in der eine ächtschweizerische Gesinnung herrscht, möglichst verbreitet werden.

In wiefern denn ein Rechts- und Verfassungskatechismus, dessen Ausarbeitung und Mittheilung an's Volk von Andern beliebt worden ist, seinen Zweck werde erfüllen können, stelle ich dem Urtheile der dieser Fächer kundigen Volksmänner anheim; ich für mich würde besorgen, die Lust zum Raisoniren und Rechtsverdrehen könnte daraus eben so oft Nahrung schöpfen, als der schlichte Rechtssinn, wenn das Werklein nicht mit dem höchsten Ernste auch die größte Klarheit verbände. Zu dem bleiben die meisten Katechismen dem Knaben zu hoch, dem Manne zu beschränkt.

Sehen wir uns dann nach einem Bildungsmittel um, das den innern Men-

schen tief ergreifend, mit gleicher Kraft den religiösen und vaterländischen, so wie den von Natur jedem verliehenen Schönheitssinn zugleich zu wecken vermöchte, so ist es uns im Gesang gegeben. Daneben besitzen wir durch ein seltenes Glück Meister, welche die Idee des Volksgesanges originell erfaßt, und mit Erfolg verwirklicht haben, so weit es ohne äußere Unterstützung möglich war. Ohne hier den anderswo liegenden, nicht eben rühmlichen Grund aufzudecken, weshalb die allgemeinere Einführung ihrer Methode langsamer von Statten geht, als es an sich möglich und wünschbar gewesen wäre, deute ich es nur an, welches Verdienst Individuen und Vereine, die über die beschränkte Ansicht der Musik als einer Ergötzung vornehmer Leute hinaus sind, sich durch Beförderung dieses Zweiges der Nationalbildung noch erwerben könnten. Auch für das eigentliche Kirchliche ist es rathsamer, wo es irgendwo angeht, ein neues von ächten Künstlern ausgestattetes Gesangbuch zu veranstalten, als die in vielen Hinsichten mangelhaften von Zürich und St. Gallen einzuführen, um ihrer nach ei-

nem Jahrzehend wieder müde zu sein. Man bedenkt nicht immer genug den Unterschied zwischen einer dogmatisch-moralischen Liedersammlung zum Behufe der häuslichen Erbauung, und einer für den öffentlichen Gottesdienst wirklich passenden Auswahl von Kirchengesängen; und doch muß eben durch den Gesang, vielleicht mehr noch als durch eine verbesserte Liturgie, die oft vermißte Feierlichkeit des Gottesdienstes gehoben werden; hierin aber wird er schwerlich besser werden, bis sich in jeder Gemeinde Sängerchöre nach Nägeli's Anleitung gebildet haben, was Prediger und Schullehrer sehr leicht zu Stande bringen könnten.

Nach dem Höhern mag nun auch die Reihe kommen an alle Gemeinnützigkeit, die da besteht in Einführung bewährter Lehrmethoden, wie die Lankastersche, aber ausschließlich für das Mechanische der Elementarkenntnisse; Mittheilung landwirthschaftlicher Vortheile; Auffindung neuer Erwerbsquellen, als Gegengift jenes gedoppelten Krebsschadens der Auswanderung, und des uns vor Europa erniedrigenden

Reislaufens; Beredung zum Aufgeben allerlei alten Schlendrians, der selbst den äußern Wohlstand hemmt; Vervollkommnung der Armen- und Waisenanstalten, Gründung von Ackerbau- und Gewerbsschulen nach dem Muster der Fellenbergischen und der des Bläsihofs.

Alles solcher Art muß eben theils die irdische Grundlage der geistigen Volksbildung in Religion, Vaterlandskunde und Gesang bilden, theils dieser leztern, wie sie sich allmählig entwickelt, einen würdigen und reichen Stoff der Thätigkeit darbieten. Für das Gemeinnützige sind dann außer den mündlichen Belehrungen, dergleichen in den nächsten Jahrzehenden vor der Revolution in Zürich angesehene Staatsmänner dem Volke entgegenkommend ertheilten, auch jene Hülfsbüchlein an ihrer rechten Stelle, wofern sie nicht den Geldsinn, statt des Erwerbssinns, die Lebensschlauheit statt der Lebensweisheit begünstigen. Als wahres Muster dient hierin immer noch Lienhard und Gertrud, dieses bleibende Denkmal des ehrwürdigen Greises, der wie kaum ein anderer sein Volk liebte, von

vielen immer noch nicht verstanden, doch hier im Kreise der Eidgenoßen der vollen Anerkennung seines Strebens gewiß ist.

Doch, wie man denn bei allem Bemühen, das Rechte zu erreichen, außer den Hindernissen, welche schon die bloße Gleichgültigkeit der Menge entgegenthürmt, andere noch gefährlichere in sich selbst unausgesetzt zu bekämpfen hat, die vornämlich der eigenen Eitelkeit, und des sich zu leicht Begnügens am äußern Schein, so müssen wir, theuere Brüder, uns auf's ernstlichste hüten, daß wir bei allen Anregungen und Versuchen der erwähnten Art auf keine Weise zu Gunsten jener unseligen Halbkultur arbeiten, an welcher einige Gegenden unsers Vaterlandes bereits kranken. Ich verstehe darunter eben die ausschließliche Neigung zu dem, was seine Gemeinheit bergend, sich gerne das Gemeinnützige nennt, wobei aber, will man der Wahrheit Zeugniß geben, vielmehr ein selbstsüchtiges Ringen nach Besitz, Genuß, Bequemlichkeit das Religiöse und Republikanische überflügelt, wo unter der Maske äußerer Bildung das Innere doch roh und gemüthlos bleibt.

Ihnen ist alle Mathematik bloß der Casse, französisch und italiänisch bloß des Handelsverkehrs wegen da; auch Staatsrecht, Forstwissenschaft, Geschichte zahlt ihnen seinen bestimmten Tribut; deutsche Lesereien in bunter Masse vollenden das Gewirre und die Flachheit. Schwere Aufgabe eines Lehrvereins, diesen Geist erstens zu befriedigen, dann aber zugleich durch kräftige Andeutung der tiefern Bedürfnisse, und der ächten Mittel ihnen genug zu thun, ihn wie durch ein Wort aus höhern Welten zu lenken, den wenig Geistiges, viel Materielles verlangenden Zögling beides zu demüthigen und zu erheben, wenn irgend noch angeborne Kraft in seinem Innern liegt! — Rührt nicht der ganze Uebelstand daher, daß verschiedene Gegenden des Landes, gerade die, wo es am wichtigsten wäre, noch keine Anstalten besitzen, die auch nur einige Stufen weit über die Elementarschulen hinausgingen, während die Institute, die sich gleich der Schmarotzerpflanze am auszusaugenden Baume dort ansetzen, immer nur rüstig auf die Halbkultur losarbeiten? Hin sind die Schulen der Städte, ohne die Schuld der

dabei Angestellten, in ihrer Anlage zu beschränkt und einseitig, um den wohlhabenden Landbewohner für den Staat und seine nächste Gemeindeumgebung so zu bilden, daß ihm neben der praktischen Gewandtheit auch der Sinn für das edel Gemeinnützige bliebe. Einzelne glückliche und biedere Naturen arbeiten sich selbst zu ihrer wahren, Andere wieder beglückenden Stellung empor; aber wie vielen mangelt es nur an Antrieb und Leitung, um in einer gleich schönen Wirksamkeit ihre Bestimmung finden zu lernen! Gewiß, nur schon einige hierauf berechnete Erweiterungen und Verbesserungen in den mir näher bekannten städtischen Anstalten würden diesem wichtigen Bedürfnisse des gesammten Vaterlandes einigermassen abhelfen. Denn wie höchst mangelhaft sonst die ganze Bildung der einen höhern Beruf, als die gewöhnliche Landwirthschaft wählende Classe der Landbürger bleibt, zeigt sich am auffallendsten, — eine Klage selbst der Aufsichtsbehörde — wenn Jünglinge dieses ehrenwerthen Standes in unser medicinisches Institut eintreten, welches den wenigstens dreijährigen Besuch einer Gymnasialschule

voraussetzt, wenn die Vorträge auch nur verstanden werden, und wissenschaftliche Aerzte sich darin bilden, nicht bloß Schwärme bloßer, mit mangelhafter Kenntniß und Geschicklichkeit versehener Praktiker gezogen werden sollen.

Doch wie die Sachen jezt stehen, sehe ich kaum ein anderes Mittel, als wenn die Bürgerklasse, welcher die meisten der Halbcultivirten angehören, beredet werden könnte, ihre Söhne, statt sie in die alltäglichen Abrichtungsinstitute der französischen Schweiz für kurze Zeit zu schicken, zuvor eine längere hindurch, gründlichern Privat- und Kantonsanstalten anzuvertrauen, ohne von deren Besuch ausschließlich praktische Fertigkeiten zu verlangen, während hinwieder die untere Volksbildung, die sich mit dieser Classe noch in den frühern Knabenjahren, mit den minderbegüterten bis zu ihrer gänzlichen Entlassung aus dem Schulunterrichte beschäftigt, in wenigen, theils unentbehrlichen, theils Geist und Gemüth wirklich erhebenden Fächern einfach gründlich verführe. Hoffentlich werden aber reiche Landgemeinden dereinst ihre Ehre darin

setzen, neben trefflichen Armen- und Waisenhäusern, auch ihren Bedürfnissen entsprechende Schulen zu besitzen; dadurch erst würde ihr wahrer Wohlstand neu und fest begründet.

In der engsten Verbindung mit dem bisher berührten steht eine einsichtsvolle, nicht allzu karg bedachte, noch auf zu kurze Zeit beschränkte Organisation von Schullehrercursen. Da diejenigen, welche um dem schreiendsten Bedarfe einigermaßen abzuhelfen, hin und wieder angeordnet werden, doch nicht ausreichen, so ist es eben wieder die Sache wohlthätiger Vereine, theils wirkliche Elementarmusterschulen zu stiften, theils talentvolle Jünglinge zu Schullehrern bilden zu lassen, ohne sie durch Ueberhäufung und eitles Scheinwesen aus ihrer Sphäre gewaltsam herauszureißen, und dadurch für den nächsten Zweck unbrauchbar, ja zu Aposteln jener schädlichen Halbcultur zu machen. Wie man sich hiezu verbinden, wie vieles man durch edle Aufopferung für's Gemeinwohl hierin leisten könne, zeigt uns aufs erfreulichste das Beispiel mehrerer höchst achtungswerthen Leh-

rer und Geistlichen Basel's; so siegt durch festen Willen das Licht über die Verfinsterung! Auch regelmäßige Zusammenkünfte der Landschullehrer dienen dazu, sie in ihrem schweren Berufe zu ermuthigen, die Harmonie im gesammten Unterrichte, den regsten Wetteifer zu befördern; möge hierin der Vorgang Luzern's Nachahmer finden; durch solches gelangt man zu wahrer Ehre! —

Was nun die höhern Unterrichtsanstalten betrifft, aus welchen die Leiter des Volks in Staat und Kirche hervorgehen, so gedenke ich nicht bei den länger bestehenden zu verweilen, wovon, wie bekannt, einige halbentschlummert in ihrem alten Gleise gemächlich fortschlendern, ohne daß die Regierungen daran dächten, sie den Erfodernissen der Zeit und ihres Landes genauer anzupassen; andere leider! Wunden erhalten haben, deren Folgen noch lange fühlbar sein werden. Der Genuß übrigens sie geschlagen zu haben, muß etwas Trauriges sein. Lieber blicken wir auf diejenigen hin, welche ihr frisches Entstehen eben dem neuen geistigen Bildungstriebe, der seit der Re-

volution sich entfaltete, zu danken haben. Jedem Vaterlandsfreunde sind sie um so wichtiger, je mehr von ihnen als dem eigentlichen Mittelpunkte der Bildung unstreitig ein bedeutender Theil der Gestaltung der neuen Kantone abhängt. An ihre Vorsteher und die dabei angestellten Lehrer ist ein hoher Beruf ganz eigener Art gelangt; nicht derjenige Verfassungen zu entwerfen und sie dann von Fremden durchsehen zu lassen, wohl aber der für sie und uns alle weit erfreulichere, still, ruhig, in sich selbst belohnt, mit steter Festhaltung der umfassendsten und tiefsten Ansicht von dem Wesen unserer Nationalität, diese in ihrer Reinheit zunächst in dem jetzigen Geschlechte, und durch dieses in den künftigen unwandelbar zu begründen. Wer von uns möchte sie nicht im edelsten Sinne dafür beneiden, daß sie für solch ein Wirken einen freiern Spielraum haben, als wo sich alles in abgelebten Formen bewegt. Ueberhaupt ist es ein erhebender Gedanke für einen Bürger der alten Kantone, es sich lebhaft zu vergegenwärtigen, wie die neuen Bruderstaaten sich frei und würdig gestalten könnten,

nunmehr entweder der frühern, unnatürlichen Unterthanenschaft entledigt, oder auch, wie Bünden, heraustreten aus der einstigen Halbanarchie und Parteiwuth zur Staatseinheit, zum vollen Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit im Schweizerbunde. Wie? wenn sie sich berufen fühlten, kräftig und hochsinnig durch eigene Tugend in dieser neuen Eidgenoßenschaft dasjenige gut zu machen, was die alte, sich selbst zum Unheil — so waltet die ewige Vergeltung! — sich gegen ihre Väter zu Schulden kommen ließ? So vernehmlich ruft ihnen ja das Vaterland zu: eignet Euch ohne Hochmuth das Gute in den Einrichtungen der ältern Kantone an; meidet das Verkehrte, dient ihnen in andern Anordnungen wiederum zum aufmunternden Vorbilde. Benutzt die Blüthezeit Eueres aus dem Chaos hervorgegangenen Daseins, um euch die Form und das Wesen wahrer Freistaaten zu sichern, auf daß die späten Enkel niemals einst über das Versäumniß der Ahnen klagen!

Aber auch in der Wirklichkeit, wie sie uns vor Augen liegt, entdeckt man leicht in ihnen den Grundtrieb, sich allmählig zu

der Eigenthümlichkeit emporzuheben, die jeder in vollkommener Einheit mit dem gemeinsamen Vaterlande, der Natur seines Bodens und Stammes gemäß behaupten soll, mit der Obliegenheit zugleich theils die frühern verschiedenartigen Bestandtheile in Ein Ganzes zu verschmelzen, ohne daß der eine oder andere ein drückendes Uebergewicht erhielte, theils sich getreulich an die ältern Brüder anzuschließen, als gleicher Rechte nunmehr gewürdigt, und sich selbst würdigend durch Strenge, durch Reinheit des öffentlichen Lebens, jugendkräftigen Muth, zuvorkommende Erfüllung aller Bundespflichten.

Steuern sie nur weise und glücklich an den Klippen einer Familienaristokratie vorbei, welche ohnehin niemals die ehemalige Gravität ähnlicher in den alten Kantonen erlangen könnte, folglich sich stets mehr auf allerlei Künste und Ränke, als auf wohlhergebrachtes Ansehen, und irgendwie begründete Vorrechte stützen müßte; überwältigt ein beschränkter Kantonalgeist nicht den edlern Nationalsinn, so wird die Schweiz unstreitig der Bildung der neuen Kantone

einen Haupttheil ihres frischen Lebensprincips zu verdanken haben, und weit entfernt, dem Aufhören theils ungerechter, theils nicht mehr zeitgemäßer Verhältnisse zu zürnen, werden wir nur darüber trauern, daß nicht eigener freier Entschluß sie hob, sondern fremde Gewalt sie durch Blut und List zerstörte. Waltet nun endlich in Allen der selbstständige Wille, die Winke der Zeit nicht länger zu überhören, so schließen sich die schon verharschten Wunden völlig, und wir sind nicht nur versöhnt, sondern Eins auf immerdar!

Für die angedeuteten Zwecke sind, was keines Beweises bedarf, die Kantonsschulen unentbehrliche, aber auch sehr zarte Bildungsorgane. Kranken sie auf irgend eine Weise; drängt sich Persönlichkeit, Ehrsucht, niedriger Brodsinn, Schmeichelei, Ränkespiel, Verfolgungsgeist auch in diese Heiligthümer ein, so büßt es vor allem die verrathene Jugend, und in dieser der Staat. Welche Auffoderung mit dem reinsten Vaterlandssinn an ihnen zu arbeiten, ohne niedrige Nebenabsichten ihnen vorzustehen mit Kraft und Wohlwollen zugleich, und

ihrem allzufrühen Versinken in die Gemeinheit mit aller Macht entgegenzuarbeiten!

Fehlt es hinwieder in einem Kanton, wie z. B. dem Thurgau, dem eine solche Landesschule so sehr zu wünschen wäre, an Geldmitteln, ungesäumt die Stiftung zu unternehmen, so mag sie doch leichtlich durch einzelne Begüterte und Vereine vorbereitet werden. An einige, die edelmüthig vorangingen, würden bald Andere und wieder Andere sich anschließen, und alle diese von der Folgezeit als Wohlthäter ihres Volkes gepriesen werden. Jede kleine Summe durch Geschenk oder Vermächtniß zugeflossen, würde zur heiligen Gabe auf den Altar des Vaterlandes. Arbeitet der Mann, der da weiß, was er will, nicht mit großherziger Zuversicht auf die Zukunft hinaus, so erscheint auch die Gegenwart, der Augenblick der Schaffung niemals. Ob er diesen selbst noch erlebe, muß ihm gleichgültig sein, sobald er das Leben in seinem Sein und seiner wahren Dauer erkannt hat.

Daß aber das Viele und das Wenige, welches Vaterlandsfreunde für höhere Geistesbildung thun mögen, nicht vergeblich

sein werde, dafür bürgt mir die Empfänglichkeit unserer Jünglinge selbst, diese süsseste Belohnung alles Lehrerstrebens. Nicht als ob ich thöricht genug wäre, von ihrem einstigen Auftreten als Männer schnell ein goldenes Zeitalter zu erwarten! Aber glücklich muß ich sie preisen, daß ihnen weder die Schlaffheit der Zeiten vor der Staatsumwälzung, noch die Gewitterstürme dieser zu erleben bestimmt war, ohne daß deshalb ihr Wirken in eine minder entscheidende Zeit gefallen wäre; nur haben sie den ungemeinen Vortheil vor meinen Altersgenossen voraus, daß ihnen von außen die ruhige Entwicklung im Sittlichen und Intellectuellen vergönnt ist, welche dem Eintritt in's öffentliche Leben und dessen unvermeidliche Kämpfe stets vorangehen sollte; daß weit mehr innere Antriebe dem Vaterlande dereinst etwas zu werden, jezt wieder auf sie einwirken, daß so viele Räthsel der Zeit ihnen ohne eigene bittere Erfahrung gelöst sind. Während wir im Jünglingsalter nur selten eine flüchtige Bekanntschaft mit unsern Brüdern in den übrigen Kantonen anknüpfen konnten, bilden sie bereits einen zahlreichen

Brudervereiu, gleichsam die Pflanzschule, aus welcher durch eine bereits vorhandene Mittelstufe der unsere sich fortgehends erneuern mag. Gewiß, nur übertriebene Aengstlichkeit, hin und wieder freilich auch das kleinliche, unschweizerische Bemühen, das sich einen wollende fern aus einander zu halten, setzt sich noch zur Ehre des Vaterlandes nur an wenigen Orten der Ausdehnung des Zofingervereins über alle höhern Anstalten des Vaterlandes entgegen. Jedem Vaterländischgesinnten aber, der das Treiben der aufblühenden Jünglinge mit Liebe beachtet, hat er sich sattsam gerechtfertigt, erstens als kirchlich und politisch vollkommen unbedenklich, in Vieler Meinung schon ein großes Verdienst; dann aber auch als die geistige Einheit der Schweizerjugend und durch diese auch die des nächsten Geschlechtes kräftig befördernd, indem sein Zweck, — wie oft soll man dieses den Gegnern noch wiederholen? — durchaus kein anderer ist, als schweizerische Freundschaft, also der nämliche, welcher den Stiftern unserer Gesellschaft vorschwebte; ja weißagend

und die nicht allzuferne Erfüllung ihres Herzenswunsches gleichsam ahnend, foderten Balthasar und Bodmer uns schon vor sechszig Jahren auf, solche allgemeine Vereine der Schweizerjünglinge zu bilden. Die Form ist etwas anders; die Zeit ist es auch. Allein die beiden ehrwürdigen Greise erkannten es deutlich, daß diese frühe Freundschaft zum Wohl der Eidgenoßenschaft gereichen würde, und dieß wird auch jezt kein Vernünftiger in Abrede sein.

Höchst erfreulich ist ferner der wissenschaftliche Eifer, womit sich unsere Jünglinge häufiger als ehmals den deutschen Hochschulen zuwenden, im ganz begründeten Gefühle, daß ihre ausschließliche Bildung im Vaterlande sonst lückenhaft und beschränkt bliebe; daß mitten unter manchen Hemmungen dort die Quelle der Wissenschaft immer noch reichlicher fließt; daß das akademische Leben an sich, die Vertrautheit mit deutscher Art und Kunst, die mit deutschen Brüdern gestifteten Freundschaften für das gesammte spätere Leben von der höchsten Bedeutung sind. Unsere geistige Na-

tionalität schließt sich ja aufs innigste an die deutsche an, oder ist bis auf weniges, das die Alpennatur und die republikanische Verfassung in uns anders modelte, vielmehr Eine und eben dieselbe, so unvereinbar in dieser Lage der Dinge auch die politische bleibt. Nicht nur unsere Theologen und Aerzte, sondern auch, was sie Politiker nennen, streben nun eifrig nach jener wissenschaftlichen Vollendung; sie fühlen es immer mehr, daß die französische Abglättung jetzt wenig mehr frommt, um im Staate zu glänzen, oder, was größer ist, sich Verdienste erwerben zu können, und durch die neidlose Anerkennung derselben von Seite der Mitbürger, nicht aber durch zufällige Geburt oder Glücksgüter emporzusteigen. Stehen auch einige noch immer in diesem verkehrten Wahne, so berechtigt mich doch die genaue Bekanntschaft mit manchem der Edlern zu der Hoffnung, nicht einzig als Interpreten des Gaius, — was auch seinen, von Freunden der Wissenschaft ganz anerkannten Werth besitzt, — noch weniger als bloße Zungendrescher oder feine Diplomatiker

mit der großen Aussicht auf irgend einen fremden Orden, werden sie dereinst im Vaterlande auftreten, sondern als ächt republikanische Staatsmänner, welche die Rechte der Nation, ohne verkehrte, sich durchaus nichts als immer neue Verlegenheiten gewinnende Zaghaftigkeit werden zu vertheidigen, ihrem Volke mit Weisheit, Kraft und Milde werden vorzustehen wissen. Verlangt es denn mehr, oder anderes?

Vermißten wir endlich bisher eine Hochschule, welche sich ohne Scheue den deutschen hätte an die Seite stellen, ja auf die Würde einer schweizerischen Nationaluniversität Anspruch machen dürfen, — denn keine, die in den Banden steifer Orthodoxie und ängstlicher Oligarchie läge, könnte je dazu geeignet sein — so beginnt auch dieser Wunsch, zu dem vor wenigen Jahren noch kaum der allergutmüthigste Träumer sich erhoben hätte, in Basel erfüllt zu werden. Mit der lebhaftesten Freude blicken wir gewiß alle dorthin, in der Hoffnung, das mit Umsicht und seltener Kraft begründete Werk werde schön gedeihen, der dort erwachende Lebensgeist siegreich und muthig sich wei-

terhin verbreiten. Des Lichtes bedürfen wir ja, und der Thatkraft; für Geistesschlummer, Geistesfesseln und Dunkel, ohne welche freilich Licht und Kraft niemals in ihrer vollen Herrlichkeit zu erscheinen vermöchten, sorgen der Zeitgeist und seine Diener in vollem Maaße. Diese wissen nicht, was sie thun; wir aber beneiden sie um ihr unerfreuliches, mühsames und doch so ganz nichtiges Beginnen nimmermehr.

Eidgenoßen, theuere Freunde und Brüder! In allem, worauf hier in flüchtigen Zügen mit absichtlicher Uebergehung des rein Wissenschaftlichen hingedeutet wurde, und dem weit Mehrern noch, was jeder wohl aus seinen Umgebungen anzuführen weiß, ist den Vaterlandsfreunden ein unerschöpflicher Stoff der Thätigkeit dargeboten, und zugleich der erhebendste, denn es handelt sich um die höchsten der irdischen Güter, um Freiheit und Vaterland für welche zu wirken und zu leiden, zu kämpfen und unterzugehen gleich belohnend ist.

Auch, glaube ich, wird uns niemand mit Grund vorwerfen können, dieß alles seien nur Träume und schwärmerische Idea-

le, in der Phantasie leicht zu entwerfen, unausführbar in der starren Wirklichkeit. Nicht ein stürmisches Umwerfen des Vorhandenen, nicht ein Bauen in den Raum planloser Versuche hinaus, nicht Weltverbesserung, nicht ein unbestimmtes Haschen nach Menschenwohl, kam ja zur Sprache, sondern vielmehr, den aus Anschauung erkannten Bedürfnissen der Nation gemäß, durchweg ein enges Anknüpfen des möglichen Bessern an's vorhandene Gute, oder doch Erträgliche, ein besonnenes Heben des Verkehrten, Erweitern des Beengten, eine immer klarere Einsicht in das erst nur Geahndete, stets in Verbindung mit dem Winke, daß, was des Einzelnen Kraft übersteige, durch Vereine Gleichgesinnter auszuführen, und auf längere Zeit als Ein Menschenleben zu sichern sei. Und überall wäre nichts solcher Art berührt worden, hätte mich nicht die Zuversicht dazu ermuntert, das wohlmeinende Wort werde in Euerm Gemüthe seinen Anklang finden. Freilich, wenn auch unter uns einer so weit im Leben gekommen wäre, auf alle Ideale Verzicht zu thun, der würde auch keinen Grund

mehr sehen, irgend etwas anders zu wünschen, als es einmal ist, und sich deshalb gerne zur Annahme der todten Lehre verstehen: Alles, was wirklich ist, ist auch ver-vernünftig.

Jeder hingegen, welcher von der dieses behauptenden Weisheit noch nicht überzeugt ist, sondern ein geistig-organisches Leben der Menschheit, und ihr fortgehendes Streben nach der ewigen Idee der Freiheit anerkennt, auch sich bewußt ist, eben darin selbstthätig und frei zu leben, der arbeitet muthvoll fort in dem, was er als zu seinem höhern Beruf erwählt hat; Unvollkommenheit des Erfolges, Hohn, Entgegenwirken, selbst Verfolgung macht ihn nicht irre; denn weit über all dieß Zufällige erhebt ihn, auch abgesehen von überirdischen Ermuthigungen, schon der Glaube an's Vaterland, auf welchen mein Wort gerne noch einmal zurückweist, als unsere zuverläßigste Tröstung in allem Gewirre des äußern Scheins. Unthätig aber bleibend hat er weder Sinn noch Werth: durchs Wirken muß er sich stärken sowol als bewähren.

An dieser Stätte, Ihr Eidgenoßen — dessen bescheiden wir uns willig — können wir zwar nichts schaffen; aber doch frei denken, empfinden, uns erheben, mit neuerfrischtem Muthe uns wechselseitig an einander anschließen, und eine Stimmung sammeln, die, bis wir uns wieder sehen, voll reiner Harmonie im Innersten des Gemüthes wiederhalle, und des äußern Daseins Mißklänge hebe. In diese ruhige Begeisterung für vaterländische Eintracht und Thätigkeit setzen wir das seiner Fortdauer nun versicherte Leben unsers freisinnigen Bundes, zu welchem jedem wackern Eidgenoßen der Zutritt offen steht.

Bricht der Jahrestag der Freundschaft an, so sammelt Euch, Brüder, mit frohem Sinne hier wieder, bringt andere Freunde mit, und führt sie in unsern Kreis ein, daß wir sie kennen lernen, und mit Euch sie liebend umarmen; jeder trage, wie es ihn anmuthet, zur Unterhaltung und Belebung der heitern Tage das Seine bei, durch Gesang, Rede und trauliches Gespräch; wer sich gehindert sieht, selbst herzuwandern, der gedenke doch unser, und

entbiete uns seinen biedern Gruß; wer alt und lebenssatt ist, doch bis zum letzten Athemzuge mit unerstarrter Treue am Vaterlande und an den Freunden hängt, der sende uns, wie einst Balthasar und Zellweger, kurz ehe sie in's Grab stiegen, zum heiligen Vermächtniß freundlich ernst seinen letzten Wunsch für's Wohl der Eidgenoßenschaft!

Verzeichniß der anwesenden Mitglieder.

Herr Dr. und Professor Troxler von Luzern, Präsident.
- Amsler, Dr. jünger, auf Wildeck.
- Amsler, Fürsprech zu Wildenstein.
- Balthasar, Schulrath und Kantonsbibliothekar in Aarau.
- Bauer, Dr., von Muri.
- Bertschinger, Sal., von Lenzburg.
- Fisch, H., Helfer zu Bruck.
- Fröhlich, E., Provisor von Bruck.
- Fröhlich, A. E., Pfarrer von Bruck.
- Geßner, E., Buchhändler von Zürich.
- Hagnauer, älter, von Aarau.
- Hagnauer, Gottlieb von Aarau.
- Häusler, Rud., Dr. von Lenzburg.
- Häusler, J. J., von Lenzburg.
- Hegetschweiler, Jak., Dr. von Rifferschweil, Kanton Zürich.
- Herrose, Karl, von Aarau.
- Hottinger, J. J., Professor von Zürich.

Herr Jäger, Gerichtsschreiber von Bruck.
- Imhof, Dr. älter, von Aarau.
- Koch, J., Kaplan zu Villmergen.
- Lavater, Diethelm, Dr. von Zürich.
- Lutz, M., Pfarrer zu Läufelfingen, Kanton Basel.
- Meyer, Karl, von Lenzburg.
- Meyer, Wilhelm, Kaufmann von Zürich.
- Müller, Thadd., Stadtpfarrer von Luzern.
- Orelli, J. C. von, Professor, von Zürich.
- Ott, L., Spithalverwalter von Bern.
- Ringier, J. R., von Lenzburg.
- Rothpletz, Friedrich, von Aarau.
- Ruepp, Dr., von Sarmenstorf.
- Sauerländer, H. R., Buchhändler v. Aarau.
- Schinz, J. R., Dr., jgr. von Zürich.
- Schmid, Vikar zu Kirchberg bei Aarau.
- Schmutziger, Dr. von Aarau.
- Schüler, J. M., Pfarrer zu Bözberg.
- Stäbli, Dr. von Bruck.
- Steinmann, G., Stadtrath v. St. Gallen.
- Tanner, Rud., Dr. von Aarau.
- Tanner, Gustav, von Aarau.
- Teithen, Lehrer zu Bruck.
- Vock, Pfarrer zu Aarau.
- Zschokke, Heinr., Kirchenrath zu Aarau.

Eidgenößische Ehrengäste.

Herr Amsler, Pfarrer zu Meisterschwanden.
- Benker, J. U., Pfarrer zu Schinznacht.
- Brögli, Großrath von Merischwanden.
- Dürr, Gottlieb von Aarau.
- Fischer, Heinr. von Merischwanden.
- Frei, Oberamtmann zu Olten.
- Friedrich, R., Apothekar zu Zofingen.
- Goll, Hs. Ulrich, von Zürich.
- Hartmann, A., von Bremgarten.
- Hirzel, M., Justitzsekretair von Zürich.
- Herrose, J. J., Amtsstatthalter von Aarau.
- Huber, J. R., von Basel.
- Imhof, Dr., jünger von Aarau.
- Lavater, von Zürich.
- Meyer, Dr., von Baden.
- Munzinger, Dr., von Olten.
- Munzinger, Jos., von Olten.
- Munzinger, Ulr., von Olten.
- Remond, Priester von Solothurn.
- Rothpletz, H., Bez. Kommandant von Aarau.
- Schindler, Dietr., Rathsherr von Mollis, Kanton Glarus.
- Schindler, Sam., Dr., von Mollis.
- Schmid, Dr., von Baden.

Herr Schwab, Dr., von Liestal.
- Stapfer, A., Dr., von Königsfelden.
- Streif, Conr., Schützenhauptmann von Mollis, Kanton Glarus.
- Suter, Hs., Dr., von Zofingen.
- Töffekel von Seon.
- Vigier, von, von Steinbruck, Appellationsrath von Solothurn.
- Wälti, Dr., von Zurzach.
- Wegmann, Anton, von Baden.
- Wyß, F. K., Lehrer an der Gelehrtenschule in Zürich.

Fremde Ehrengäste.

Herr Appelius von Wezlar zu Wildeck.
- Follen, Adolf, aus Hessen.
- Follen, Karl, Dr., Professor in Basel.
- König, Dav., von Mühlhausen.
- Laßberg, Joseph, Baron von, auf Eppishausen.
- Oehlers, Professor in Aarau.
- Steingaß, Professor in Aarau.
- Wrede aus dem Badischen.

Uebersicht der Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft, von ihrem Ursprunge an bis auf die gegenwärtige Zeit.

Schinznach 1763.

1. Ursprung und Entwurf der helvetischen Gesellschaft.
2. Die letzten Wünsche eines helvetischen Patrioten, von Franz Urs Balthasar von Luzern.
3. Antwort auf die lezten Wünsche.
4. Rede an die Gesellschaft von ihrem Vorsteher Stadtarzt Hirzel von Zürich, über die Vereinigung der Eidgenoßen.

1764.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Ehrengedächtniß des Hr. Rathsherrn F. Balthasar von Luzern, von Rathsherr Meyer.
3. Dr. Zellweger's von Appenzell patriotischer Abschied.
4. Ehrengedächtniß v. Dr. Zellweger.

5. Rede an die Gesellschaft von ihrem Vorsteher Isaac Iselin, Rathsschreiber in Basel, über Vaterlandsliebe.

1765.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Patriotische Träume eines Eidgenoßen von einem Mittel, die veraltete Eidgenoßenschaft wieder zu verjüngen, v. Balthasar.
3. Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft von Bodmer.
4. Rede vom Vorsteher Rathsherr Meier von Luzern über die Absichten der Gesellschaft.

1766.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Gesetze derselben.
3. Beschreibung der Pflanzschule zu Haldenstein von Professor Planta aus Bünden.
4. Vorschlag, die eidgenößischen Urkunden an verschiedenen Orten aufzusammeln, von Stadtschreiber Hirzel v. Zürich.
5. Antrag, dem Volke zur Erweckung tugendhafter und großmüthiger Gesin-

nungen, Lieder in die Hand zu geben, von Planta.

6. Rede vom Vorsteher Alt-Landvogt Wattenwil von Bern, über Eintracht.

1767.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Danksagungsschreiben an Lavater, den Verfasser der Schweizerlieder.
3. Plan zu einer Eintheilung der Urkunden zur eidgenößischen Geschichte, von Hirzel.
4. Rede des Vorstehers Seckelmeister Glutz von Solothurn, über wahre Menschenliebe.

1768.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Amtmann Schinz von Zürich, über Zweck und zukünftige Beschäftigung der Gesellschaft.

1769.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Vorschlag, die Reiselust junger Schweizer auf ihr Vaterland zu lenken.

3. Rede im Namen des Vorstehers C. Heer, Landsfähndrich von Glarus, v. Rathsherr Hirzel über republikanische Standhaftigkeit.

1770.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Sendschreiben des Hr. von Salis über die Verpflanzung des Seminariums von Haldenstein nach Marschlins.
3. Rede im Namen des Vorstehers Collin von Zug von Hr. Rathsherr Hirzel über das eidgenößische Recht oder Richteramt.

1771.

Ueber die Unterstützung der Armen, und die öffentlichen und Privatanstalten zu diesem Behuf. Eine Unterredung, die nicht gedruckt ist.

1772.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Ulysses von Salis über die Erziehung der Jugend in Republiken.

1773.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Chorherr Gugger von Solothurn, über Republikanismus.

1774.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Jkr. Landvogt Tscharner über die physische Bildung eines gesunden Körpers.

1775.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Hr. Rathsherr Kilchsperger von Zürich, über eidgenössische Harmonie und den Einfluß der Gesellschaft auf dieselbe.

1776.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Hr. Hauptmann Zellweger von Trogen über Aufwand und Luxus.

1777.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Dr. Stockar von Schafhausen: was ist Vaterland?

1778.

1. Die Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede des Vorstehers Rathsherrn Burtorf von Basel: Schinznach's bester Wunsch.

1779.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Anrede vom Vorsteher Altrath Glutz von Solothurn, ist nicht gedruckt.
3. Ueber das Verkommniß von Stanz, Vorlesung von Professor Füßli v. Zürich.

Olten 1780.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Alt-Landvogt Grafenriet: Vergleichung von Helvetien und Griechenland in ihrer Geschichte.

1781.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.

2. Rede des Vorstehers Stadtschreiber Hofer von Mühlhausen, über die Freundschaft der alten Eidgenoßen gegen Mühlhausen.

1782.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Hr. Professor Füßli von Zürich: daß ein Staat nur durch diejenigen Grundsätze erhalten werde, nach welchen er gestiftet worden, in Hinsicht auf die Schweiz.
3. Epilog von Hofrath Schlosser, ob die Unterschiede der Regierungsformen so wesentlich, daß von ihnen das Glück der Staaten abhänge, oder ob nicht was anders ihnen den Werth gebe.

1783.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Dreierherr Münch von Basel, über die Freiheit.
3. Denkmal auf Isaac Iselin von Schlosser.

1784.

1. Geschichte der ersten fünf Jahre, aus Iselin's und Hirzel's Briefen.
2. Rede des Vorstehers Domherr von Beroldingen von Uri, ist nicht gedruckt, aber als vortrefflich gepriesen.

1785.

1. Vorlesungen von Johann Müller, Schlosser und Füßli.
2. Rede des Vorstehers Hofrath Pfeffel über die veränderte Kriegskunst durch Erfindung des Feuergewehrs.

1786.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Alt-Obervogt Fellenberg über Erziehung und Bildung von Staatsmännern.
3. Vorschlag, den Kalender zu einem vernünftigen Volksunterricht zu benutzen.

1787.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Gemeinam. Glutz.

von Solothurn, über die Sitten, die einen Freistaat beglücken.
3. Verfassung und Gesetze der Gesellschaft.

1788.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Jkr. Imthurn von Schafhausen, über den Hang zum Reisen.

1789.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Meyer von Oberstad von Luzern, über die Tugenden des weiblichen Geschlechts in Freistaaten.

1790.

1. Fortsetzung der Geschichte der Gesellsch.
2. Rede des Vorstehers Gerichtsherr Orelli von Zürich, über die Sitten der Voreltern, und Charakteristik ihrer Lebensart, mit Zügen und Thaten aus der Geschichte.

1791.

1. Fortsetzung der Geschichte.

2. Anrede des Vorstehers Obrist Frei von Basel.
3. Entwurf einer Kunstgeschichte Helvetiens von Mechel von Basel.

1792.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Rathsherr Meyer von Aarau, Schilderung der unglücklichen Ufer des Wallenstadter-Sees und Aufruf zur Hülfe.

1793.

1. Die Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Spörlin von Mühlhausen, über die Lage Mühlhausens in dieser Zeit.
3. Untersuchung der Ursachen der Versumpfung der Gegend an der Linth, und Angabe der Mittel, wie zu helfen, von Alt-Präsident Meyer.

1794.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede des Vorstehers Sarasin von Basel, lohnt es sich der Mühe, Schweizer zu sein?

3. Denkmal des Seckelmeisters Tscharner von Bern, und des Pfarrer Rengger von Stapfer.

Aarau 1795.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede im Namen des Vorstehers Jungrath Glutz von Solothurn durch Alt-Präsident Sarasin, über den wirklichen Zustand der Gesellschaft.

1796.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede des Vorstehers Franz Bernard Meyer von Luzern, über das Reislaufen der Schweizer, nebst einer Panegyrik der französischen Revolution, ihrer Grundsätze und Wirkungen.

1797.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede des Vorstehers Touchon, Inspektor von Neuenburg, vom Glück der Neuenburger, schweizerische Bundesgenoßen zu sein.

So hatte sich die helvetische Gesellschaft seit ihrer Stiftung zum 37ten Male versammelt, als durch fremde Gewalt der Eidgenoßen halbtausendjähriger Bund zerstört ward. Zehn harte Jahre verstrichen, ehe sich die Glieder der Gesellschaft wieder versammeln konnten. Dieß geschah zu

Zofingen 1807.

1. Statt des verstorbenen Vorstehers Rector Altdorfer von Schafhausen sprach Vater Meyer von Aarau für Erneuerung der Gesellschaft herzliche Worte, die im Heft von diesem Jahr abgedruckt sind.
2. Namensverzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft seit ihrer Entstehung.

1808.

Anrede des Vorstehers Dekan Stalder von Escholzmatt, ein Wort zum Andenken der Väter im Grütli 1808, als Jubileumsfeier.

1809.

1. Sendschreiben des Vorstehers Escher

von Zürich, der durch Leitung der National-Unternehmung in den Linththälern abgehalten wurde, den Vorsitz zu führen.

2. Vortrag von Hr. Forst- und Bergrath Zschokke, wie der Gesellschaft neues Leben zu verschaffen.
3. Ansicht von Altpräsident Stalder über den Zweck der Gesellschaft.

1810.

1. Anrede von Altpräsident Stalder, da der erwählte Vorsteher Hr. Lüthard von Bern den Vorsitz abgelehnt hatte, wie können wir bleiben, was wir sind?
2. Vorlesung einiger Briefe von Joh. Müller über Geschichte.
3. Biographische Skizze von Felix Balthasar von Luzern, vorgelesen von Dekan Häfliger.
4. Neues Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder.

1811.

1. Rede des Vorstehers Ringier, Prä-

sident des Appellationsgerichts, von Zofingen, Erinnerung an die Vergangenheit, und dießmalige Lage Helvetiens.

2. Vorschläge, den Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe in der Schweiz wieder zu beleben, von Dr. Schinz von Zürich, dem jüngern.

3. Biographie des Dreierherrn Münch, von Pfarrer Lutz.

1812.

1. Geschichte der Gesellschaft.

2. Rede des Vorstehers Dr. Römer von Zürich, über das Glück, auch jezt noch ein Schweizer zu sein.

1813.

1. Rede des Vorstehers F. Mai von Schadau, Andenken von Präsident Ringier.

2. Ueber die Natur und den Nutzen der Gemeindewesen in der Schweiz.

Jezt trat wieder in Folge der politischen Stürme eine neue Unterbrechung der Versammlungen ein.

Schinznach 1819.

1. Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Antistes Sulzberger von Frauenfeld, Erinnerungen an die Gesellschaft und ihre Verdienste.

1820.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Rede des Vorstehers Dr. Schinz von Zürich, über den Parteigeist in der Schweiz, und den Kantonalgeist in gutem und bösem Sinne.
3. Erinnerung an den seligen Glutz und Römer.

1821.

1. Fortsetzung der Geschichte der Gesellschaft.
2. Rede des Vorstehers Stadtpfarrer Müller von Luzern, über das Verdienst der helvetischen Gesellschaft um religiöse Duldung im Vaterlande.

3. Vorlesung von Professor Hottinger von Zürich, die Verhältnisse der Schweiz zu Würtenberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
4. Andenken von Pfarrer Fischer zu Birr durch Provisor Frölich, und Lebensgeschichte von Burgermeister Buxtorf von Basel, durch Pfarrer Lutz.

1822.

1. Fortsetzung der Geschichte.
2. Zurückführung der Gesellschaft auf die Verfassung und Gesetze, welche dem Heft vom Jahr 1787 beigedruckt sind, Niedersetzung eines Comite's zur Revision derselben, und zeitgemäßen Vorschlägen zur Abänderung.
3. Rede des Vorstehers Professor Dr. Troxler von Luzern, über die Tugend, als Princip republikanischen Lebens, und das Verhältniß von Sittlichkeit und Politik.
4. Vorlesung des Hr. Professor Orelli von Zürich über den geistigen

Bildungstrieb der Schweiz in der Gegenwart.

5. Andenken an Abbé Herman von Solothurn von Pfarrer Lutz.

Druckfehler.

Seite 14	Zeile	17	statt muß, lies: kann.
—	—	20	nach und, setze: muß.
16	—	17	statt Kakokratie, setze: Kakokratie.
18	—	7	werde ausgestrichen: nicht.
—	—	26	nach Antheil, setze: sich zueignet.
23	—	24	statt ältesten, lies: edelsten.
25	—	7	statt Graswuchs, lies: Hochwuchs.
36	—	4	statt nun, lies: nur.
47	—	13	statt eigentlich die, lies: die zweite.
63	—	9	statt Griechenland, setze: Griechenland.
77	—	17	treue Theilnahme, lies: treuer Theilnahme.
80	—	1	Ausleger, lies: Lehrer.
93	—	9	denn die, l. denn beide, die.
94	—	7	mit ihr, l. mit der ihr.
99	—	18	aneine, l. an eine.
100	—	9	wollen - der, l. wollender.
109	—	21	Vernunft, sogar vor. l. Vernunft sogar, vor
118	—	2	v. u. Hin sind, l. Hinwieder sind.
120	—	3	nicht bloß Schwärme, lies: nicht einzig Schwärme.
123	—	22	bewegt. l. bewegt!
125	—	13	jugendkräftigen, l. jugendlichkräftigen.
135	—	4	ver-vernünftig, l. vernünftig.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1823.

Zürich,
gedruckt bey Geßner.



Verhandlungen.

Als im Jahr 1819, nach einer Unterbrechung von 6 Jahren voll Gefahren und Bedrängnisse, die Helvetische Gesellschaft von ihrem Vorsteher, Herrn Antistes Sulzberger, wieder zusammenberufen ward, und nur wenige Glieder erschienen, da legte er diesen wenigen, aber ausharrenden alten Freunden die Frage vor: „Ob die Helvetische Gesellschaft noch ferner bestehen solle?“ und einmüthig war die Antwort: „Dieß heilige Vermächtniß der edelsten Männer unsrer Nation wollen wir nicht untergehen lassen. Wenn auch die ältern Mitglieder sie verlassen, so steht es nun an jüngern Männern, im Geiste der ehemaligen Gesellschaft, einen neuen festen Verein zu bilden, der vielleicht eben so segenreich für unser theures Vaterland werden kann, als der

ehemalige." Schnell und vollkommen ward die Hoffnung der Wackern erfüllt. Nun steht nach vier Jahren die Gesellschaft in Blüthe und in kräftigem Leben wie in dem schönsten Zeitraum ihrer Vergangenheit. Von 22 Gliedern und Gästen im Jahr 1819 hat sie sich dieß Jahr nun auf 126 vermehrt. Um den gesunden Kern der alten ehrwürdigen Glieder hat sich jener gehoffte neue feste Verein jüngerer Männer wirklich gebildet. Der Geist der trefflichsten Vorsteher alter Zeit begeisterte seither unsere Sulzberger, Schinz, Müller, Troxler, Otth zu ihren vaterländischen Reden. Und welch ein Geist der Freundschaft, der Bundestreue, der Eintracht, reiner Vaterlands- und Freyheitsliebe, der Stifter der Gesellschaft ganz würdig, die Versammlungen beseele, das sagt jeder Anwesende seinen Freunden bey Hause und darum mehrt sich so sehr der Besuch der Gesellschaft von Gliedern und Gästen. In gleicher Schönheit und Fülle steht die jetzige Saat, wie die, so ihre Frucht einst trug; sie ist aus dem guten Saamen der alten erwachsen — und ein harter Winter vermochte nicht, sie zu zerstören.

Am 28. April war der Vorsteher der Gesellschaft im Begleite von 17 Freunden und Eidgenossen von Bern schon Mittags eingetroffen, und ihnen folgte eine Schaar Eidgenössischer Freunde nach der andern. Die schönen Abendstunden reizten zu einer Wanderung auf die Habsburg, wo man in trauter freundschaftlicher Unterhaltung eine erfreuliche Vorfeier des kommenden Tages genoß.

Am Morgen des 29. eröffnete Herr Spitalverwalter Ludwig Otth von Bern, als dießjähriger Vorsteher, die Feier des vaterländischen Festtages mit einer Rede über die Nationalerziehung. An die Vorträge der Redner des verflossenen Jahres solle sich nun auch der seinige anschließen, erklärte er. Und was konnte der Gesellschaft erfreulicher sein, als drei Redner von Luzern, Zürich und Bern auf einander folgend, jeden auf seine Weise, jeden geistvoll und kräftig, und doch in Einem Sinn und Geist, so recht eid- und bundesgenössisch über das sprechen zu hören, was dem Vaterland vor Allem noth thut, aussprechen zu hören den wahren Gemeinsinn aller weisen und

guten Eidgenossen — die Stimme des Vaterlandes an alle seine Kinder! In Zügen, der Gegenwart enthoben, zeigte der Redner das Wirken und Walten des guten Geistes der Wahrheit, Freiheit und Sittlichkeit in unserm Vaterland, in der sich fortschreitend verbessernden Nationalerziehung, besonders des Landmanns, wofür mit jedem Jahre neue erfreuliche Thatsachen zeugen, aber auch das heillose hier noch im Finstern schleichende, dort immer frecher in Gewaltstreichen sich erweisende Wirken und Walten des bösen Geistes der Lüge und Finsterniß, heuchlerischen Aberglaubens, des Knechtessinnes und der Unsittlichkeit — mit Einem Worte, das alles in sich begreift, des Jesuitismus, der aber auch mit seiner schamlosen Frechheit in Städten und Ländern der Eidgenossenschaft Ekel und Abscheu einflößt, zu Widerstand alle Rechtschaffenen aufregt, und hoffentlich bald dem guten Geist noch ebnere Bahn bereiten wird. Aechte Nationalerziehung sei nicht Bildung besonderer Klassen von Staatsbürgern für ihre Klassen und Ansprüche, sondern bestehe darin, daß sie die ganze Einrichtung des vaterländischen Gemeinwesens zu einer

Erziehungsanstalt für's ganze Volk mache. Beförderung dieser Nationalerziehung liege auch in der Bestimmung der Helvetischen Gesellschaft und sie entspreche derselben durch unumwundene Darstellung der öffentlichen Meinung der Vaterlandsfreunde aus allen Gegenden und allen Ständen, im öffentlichen Gegensatze gegen Finsterlinge jeder Art. Dieses Aussprechen der öffentlichen Meinung aller Guten und Redlichen im Volke befreite Preußen wie die Schweiz, und ist Same und Frucht der wahren Legitimität, wo ein Volk sich als Volk Gottes und nicht als Volk der Menschenwillkühr ansieht. Der Redner schloß mit dem Andenken an die uns leider so früh entrissenen Mitglieder: Escher von der Linth und Kasthofer, diese edeln Vorbilder ächter Republikaner in Wort und That, an ihre hohen Verdienste um's Vaterland und mit der feyerlichen Aufforderung, diese Muster von Bürgertugend und Vaterlandsliebe, die in der gefahrvollsten und schwersten Zeit so rein und segnend sich erwiesen hatten, durch Nachahmung würdig zu ehren. In einmüthigem freudigem Bei-

fall bezeugte die Gesellschaft dem Redner: daß er aus Aller Herzen gesprochen habe.

Nach dem Austritt der Ehrengäste wurden in Befolgung der Statuten folgende anwesende Ehrengäste zu Mitgliedern der Gesellschaft empfohlen und angenommen:

Herr Ulrich Munzinger von Olten, der die Gesellschaft nun schon zum dritten Mahl besucht hatte.

Herr Bodenmüller, Bildner von Einsiedeln.

Herr Joh. Baptist Deschwanden von Stanz.

Herr Kantonsfürsprech Fornaro, und

Herr Pfarrhelfer Hübscher, beide von Rapperschweil.

Diese vier Eidgenössischen Freunde konnten bei ihrem ersten Besuche zu Mitgliedern erwählt werden, weil ihre Kantone nicht mehr drei Glieder in der Gesellschaft haben. Sie wurden hierauf eingeladen, an den fernern Berathungen der Gesellschaft Theil zu nehmen.

Zu Ehrenmitgliedern wurden einmüthig angenommen:

Herr Justizrath Baggesen aus Dänemark.
Herr Graf Bocholz aus Westphalen.

Das Gutachten der von der vorjährigen Versammlung ernannten Kommission zur Revision der Statuten ward nun berathen. Die Erklärung des Zwecks der Gesellschaft sowohl als das Wesentliche ihrer einfachen Einrichtung ward unverändert beibehalten, und nur einige durch Zeit und Umstände nothwendig gewordene Abänderungen und Zusätze beschlossen. Der Gesellschafts-Sekretär erhielt dann den Auftrag: eine neue Redaktion derselben zu verfertigen, und solche dem Komité zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Diese neu redigirten Statuten sollen dann den Verhandlungen dieses Jahrs beigerückt, aber auch besondre Abdrücke davon besorgt werden, um jedes später eintretende Mitglied damit versehen zu können. Ihnen soll auch ein möglichst berichtigtes Verzeichniß aller jetzigen Mitglieder beigefügt werden.

Vier Jahre nach ihrem Beginnen (1766) sprach die Helvetische Gesellschaft auf den Antrag Professor Planta's aus Bünden, dieses von früher Jugend auf für bessere Erziehung aller Stände begeisterten Mannes, den Wunsch aus, daß unser Volk eine Sammlung vaterländischer Lieder erhalten möchte. Lavater war anwesend, ward von diesem Gedanken begeistert, und schon der Versammlung des nächsten Jahres (1767) übergab er den größten Theil seiner Schweizerlieder. Dem Antrag des Komité einmüthig folgend, erneuerte die Gesellschaft den Wunsch der Stifter: daß auch unsere jetzigen Dichter an der reichen Quelle vaterländischer Natur und Geschichte sich begeistern mögen, unserer Gesellschaft und unserm ganzen Volke Vaterlands-Lieder zu singen; noch dringender aber der Wunsch: daß eine, alles Volk ansprechende, einfach-schöne Musik alte und neue Schweizerlieder in Aller Mund und Herzen bringen möge, da der Mangel derselben manches herrliche Schweizerlied vergessen ließ. Mit Freude sah die Gesellschaft diejenigen Männer in ihrer Mitte, welche als musikalische Erzieher, als hoch-

verehrte Meister der Kunst, als Verbesserer des Volksgesangs sich schon unvergänglichen Ruhm erworben haben — Nägeli und Pfeifer. An sie erging die Bitte: durch eine Sammlung alter und neuer Schweizerlieder, mit Melodien begleitet, sich ein neues Verdienst um das Vaterland zu erwerben, samt dem schönen Preise dafür, unvergänglich mit Lavater im Mund und Herzen der Eidgenossen fortzuleben.

Zu Besorgung des Archivs und zum Beistand in den Geschäften des Sekretairs ward die Ernennung eines Archivars beschlossen.

Zum Vorsteher der Gesellschaft für das nächste Jahr ward erwählt: Herr Professor Johann Kaspar von Orelli von Zürich.

Endlich ward auch Zeit und Ort der nächstkünftigen Versammlung festgesetzt: Der Montag in der Woche vor dem Himmelfahrtsfeste soll zum Tag der Ankunft und der Versammlung des Komité; der Morgen des Dienstags dann zur ersten Sitzung der Gesellschaft; Bad Schinznach aber zum Versammlungsort bestimmt seyn.

Die lange Dauer der bisherigen Verhandlungen ließ nicht mehr Zeit übrig, die Glieder des

Komité, an denen der Austritt aus demselben war, nach vorgeschriebener Wahlart zu ersetzen. Deswegen bleibt das Komité, wie es jetzt besteht, für dieses Jahr unverändert; dem Präsidenten aber ist's überlassen, bey der nächsten Zusammenkunft die allfällig mangelnden Glieder desselben nach der Vorschrift der Statuten zu ergänzen, so wie auch den Archivar provisorisch zu bestellen.

Noch hatte der zögernde Frühling die Reize der schönen Natur um Schinznach nicht entfaltet. Am Tage der Versammlung ergoß sich ein dichter Wolkenhimmel in Ströme befruchtenden Regens — Vorbote des endlich siegenden Frühlings, und Quelle der Schönheit und des Segens der künftigen Tage! Aber Eidgenössische Freundschaft und Traulichkeit hellte unser Aller Gemüthshimmel und machte den Tag zum heitersten Freudenfeste. Der Tellsbecher umkreiste nach alter Sitte die Tafel der hundert Eidgenossen von Schinznach. Nach dem freudigen Lebehoch, das dem Vorsteher und seinem zahl=

reichen Geleite von Bernerfreunden und Eidgenossen gebracht worden, erhob ihn der Grieche Xanthos von Siphnos bei Hydra und erwiederte den vorjährigen Wunsch von Griechenlands Wiederauferstehung aus dem Jammer und der Schmach der Barbarei und Sklaverei zum Segen und Ruhm der Freiheit, mit dem Wunsche für unverwelkliche Freiheit und für jeden Segen des Himmels über die Eidgenossenschaft, und mit dem innigsten Danke für die edle Humanität, welche das Volk der Eidgenossen seinen unglücklichen, so unmenschlich behandelten Landsleuten erwiesen habe — und noch erweise. Bald erhob ihn wieder voll Begeisterung der zum Ehrenmitglied ernannte berühmte Dichter Baggesen, und sprach und sang mit jugendlicher Kraft und Feuer ein improvisirtes Gedicht, das den Ruhm, die Freiheit, die Treue der Eidgenossen pries und alle Gefühle der Liebe für Vaterland und Freiheit aufregte. Im Chore der hundert Eidgenossen wiederhallten die Schlußworte jeden Verses seines Lieds. Auf Sieg und Heil jedem Volke, das wie die Eidgenossen Sklavenfesseln bricht, Menschenrecht vertheidigt, und Recht und

Wahrheit ehrt, tranken alle aus dem Tellsbecher unter dem Chorgesang vaterländischer Lieder. Der Abend des Tages war dann den Unterhaltungen der Freundschaft, der traulichen Annäherung neuer Bekanntschaften und näherer Befreundung geweiht. Die Glieder verschiedener Eidgenössischer Griechenvereine widmeten einige Stunden der Berathung über fernere bestmögliche Anwendung der von unserm menschenfreundlichen Volke diesen Vereinen anvertrauten christlichen Liebesgaben für das auferstehende Griechenvolk und dessen unglückliche nun unserer christlichen Liebe und Pflege anvertrauten Gastfreunde. Am Morgen des dritten Tages schieden endlich die noch zahlreichen Freunde — auf Wiedersehen.

Schinznach, den 29. u. 30. April 1823.

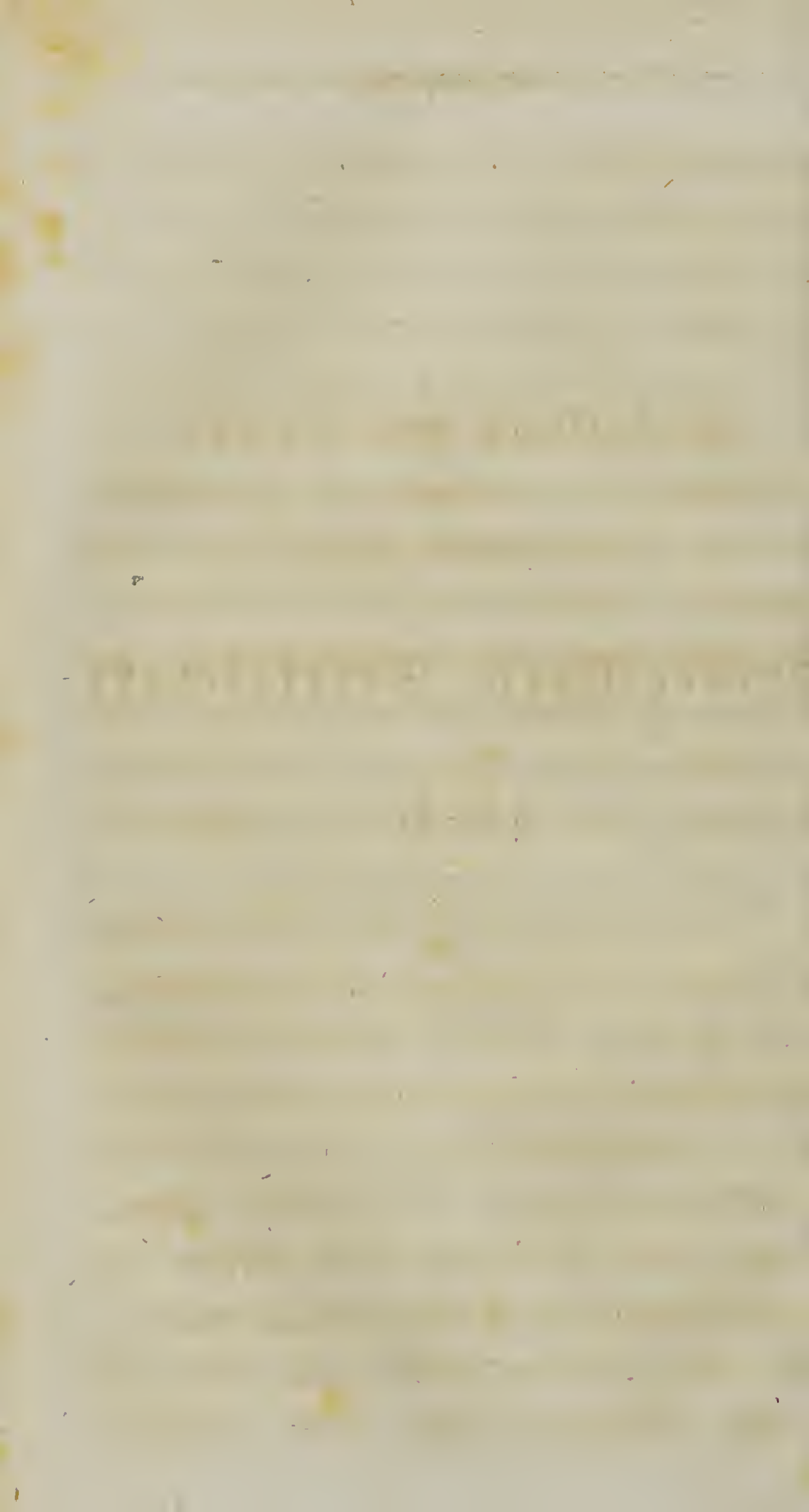
J. M. Schuler,
Sekretair der Helv. Gesellschaft.

Verfassung und Gesetze

der

Helvetischen Gesellschaft

1823.



I. Endzweck.

Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe; Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen; Belebung des Triebes zu schönen, guten und edeln Thaten; Fortpflanzung des Friedens, der Freiheit und der Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten — das ist der Zweck der Gesellschaft.

II. Anzahl und Wahl der Mitglieder.

Die Anzahl der Mitglieder bleibt unbestimmt, so daß sie jedes Jahr mit würdigen Männern nach folgender Anordnung vermehrt werden kann:

1.) Aus denjenigen Orten der Eidgenossenschaft, welche noch nicht drei Mitglieder haben, mag einer bei seinem ersten Besuch der Gesellschaft zum Mitglied erwählt werden.

2.) Aus denjenigen Orten, welche drei oder mehr Mitglieder haben, kann einer erst

dann zum Mitglied angenommen werden, wenn er vorher zweimal die Gesellschaft als Gast besucht hat; in der dritten Versammlung kann er dann, sey er an- oder abwesend, erwählt werden.

3). Wer zum Mitglied erwählt werden soll, muß von wenigstens zwei Drittheilen der anwesenden Glieder seines Ortes, im Falle aber keine anwesend sind, durch zwei Glieder der Gesellschaft dem Ausschuß vorgeschlagen;

4). Von dem Ausschuß, nach Ausstand der Glieder aus dem gleichen Orte, einmüthig der Vorschlag genehmigt und endlich

5.) Von gesammter Gesellschaft durch offenes Mehr und Stimmenmehrheit bestätigt werden.

6.) Nur Eidgenossen können zu wirklichen Mitgliedern angenommen werden.

III. Ordnung für die Gäste.

1.) Alle Eidgenossen können der Versammlung beiwohnen, wenn sie von ab- oder anwesenden Mitgliedern empfohlen, und durch

ein Mitglied zuerst dem Vorsteher vorgestellt worden sind.

2.) Fremde, welche als Gäste bei der Helvetischen Gesellschaft erscheinen wollen, sollen durch ein Mitglied dem Vorsteher vorgestellt werden, bei dem es dann steht, den Zutritt zu erlauben oder zu versagen.

Fremde können zu Ehrenmitgliedern ernannt werden.

Während der Berathschlagungen und Wahlen treten die Gäste aus.

IV. Wahl und Pflichten des Vorstehers.

Die Gesellschaft wählt alljährlich, aus der Anzahl der gegenwärtigen Mitglieder, einen andern Vorsteher, und zwar niemals zwei Jahre nacheinander aus dem nämlichen Orte der Eidgenossenschaft.

Die Wahl geschieht durch Stimmenmehrheit auf folgende Weise: Jedes Mitglied schreibt den Namen desjenigen, den es zum Vorsteher wünscht, auf einen Zedel, der dann zusammengewickelt, in eine Schachtel geworfen wird. Der Vorsteher

und Schreiber, mit Zuzug zweier Mitglieder, eröffnen die Zedel und schreiben die Stimmen, die jeder Vorgeschlagene erhalten hat, auf. Derjenige, auf den mehr als die Hälfte der Stimmen fallen, ist zum Vorsteher erwählt; ist dieß nicht der Fall, so ergeht über die Zwei, welche unter den Vorgeschlagenen die meisten Stimmen gehabt, das Mehr auf die nämliche Weise.

Ist es dem erwählten Vorsteher nicht möglich, der Versammlung beizuwohnen, so hat er ein Mitglied des Ausschusses zu beauftragen, seine Stelle zu versehen.

Der Vorsteher oder dessen Stellvertreter versammelt die Gesellschaft auf die bestimmte Zeit, eröffnet solche mit einer Rede, die einen dem Zweck der Gesellschaft angemessenen Gegenstand behandelt, trägt alle der Gesellschaft zu machenden Vorschläge vor, hält die Umfrage und entscheidet bei Stimmengleichheit. Er ist Vorsteher des Ausschusses und leitet dessen Verhandlungen auf gleiche Weise. Für das folgende Jahr ist er, ohne Wahl, Mitglied des Ausschusses. (§. VII.)

V. Pflichten des Schreibers.

Die Gesellschaft wählt einen beständigen Schreiber, dessen Auftrag ist: die Geschichte und Verhandlungen der Gesellschaft zu verfassen; dieselben und was sonst zu drucken beschlossen wird, dem Druck zu übergeben; in der Versammlung die vorgelegten Schriften zu verlesen und in Verwahrung zu nehmen und ein richtiges Verzeichniß der Mitglieder zu halten. Er ist zugleich auch der Schreiber für die Verhandlungen des Ausschusses, dessen beständiges Mitglied er ist. (§. VII.)

VI. Pflichten des Archivars.

Die Gesellschaft wählt auch einen beständigen Archivar, dessen Auftrag ist: Alle dem Gesellschaftsarchiv zugehörigen Schriften in Empfang zu nehmen und zu verwahren; die Lücken desselben aus früherer Zeit bestmöglich auszufüllen; dem Schreiber der Gesellschaft in Korrespondenz-Geschäften behülflich zu seyn, und in seiner Abwesenheit auch dessen Stelle bei den Verhandlungen der Gesellschaft und des Ausschusses zu vertreten.

VII. Wahl und Pflichten des Ausschusses.

Der Ausschuß besteht mit Inbegriff des wirklichen und des vorjährigen Vorstehers und des Schreibers (§. IV. V.) aus eilf Mitgliedern.

Es wird, wo möglich, aus jedem Orte, nur Ein Mitglied, das anwesend ist, dazu gewählt.

Jedes Jahr tritt die Hälfte der durch Wahl zu ernennenden Mitglieder ab und es werden andere an ihre Stelle gewählt.

Der letztjährige Vorsteher wird immer von dem folgenden im zweiten Jahre ersetzt.

Abwesende Glieder werden von dem Vorsteher durch Zuzug anderer anwesender Gesellschaftsglieder aus dem nämlichen Orte, oder, in Ermanglung derselben, aus andern Orten ersetzt.

Diesem Ausschuß werden alle Vorschläge zur Beurtheilung übergeben; das Befinden desselben wird durch den Vorsteher der Gesellschaft eröffnet. Der Ausschuß macht den Vorschlag zu Aufnahmen neuer Mitglieder. (§. II. 3. 4.) Er beauftragt eines seiner Mitglieder zu einer Vorlesung für's nächste Jahr (§. VIII.) und

sorgt überhaupt dafür, daß die Gesellschaft bei jeder Zusammenkunft hinreichend mit Vorlesungen über Gegenstände unterhalten werde, die dem Zweck derselben entsprechen. Er entscheidet endlich, was von den Vorlesungen im Namen der Gesellschaft gedruckt werden soll.

VIII. Vorlesungen.

Der Ausschuß beauftragt alljährlich eines seiner Mitglieder mit einer historischen Bearbeitung des Vorzüglichsten und Denkwürdigsten, das sich im Jahreslaufe ereignet.

Jedem Mitglied steht es frei, mit Vorwissen und Zustimmung des Vorstehers etwas dem Zweck der Gesellschaft Entsprechendes vorzulesen. Als vorzüglich erwünscht zu Auswahl eines Gegenstandes ist bezeichnet: die vaterländische Geschichte, Verfassung, Gesetze, Anstalten und Sitten, und Lebensbeschreibungen ausgezeichnet verdienstvoller Bürger des Vaterlandes aus allen Ständen.

IX. Anordnung der Verhandlungen.

Vor der ersten Sitzung schreibt jedes Mit-

glied und jeder Gast seinen vollständigen persönlichen und Amtsnahmen in ein dazu vorgelegtes Buch ein.

Die erste Sitzung der Versammlung beginnt des Morgens um 9 Uhr. Die Zahl der Sitzungen hängt jedesmal sowohl von dem Vorrathe zweckmäßiger Unterhaltung, als von dem Willen der Gesellschaft ab.

Die Verhandlungen folgen in nachstehender Ordnung auf einander:

1.) Rede des Vorstehers.

2.) Verlesung der letztjährigen Verhandlungen und Erörterung desjenigen, was, denselben zu Folge, neue Berathung erfordert.

3.) Behandlung der vom Ausschuß der Gesellschaft neu vorzutragenden Vorschläge oder Verweisung solcher an den Ausschuß.

4.) Wahlen:

a) wirklicher oder Ehrenmitglieder;

b) des Vorstehers;

c) der Glieder des Ausschusses.

5.) Bestimmung von Ort und Zeit der nächstkünftigen Versammlung.

Gestattet es die Zeit, so werden nun

6.) die übrigen Vorlesungen gehalten, oder es wird die Zeit zu einer folgenden Sitzung bestimmt.

a) Die erste Vorlesung hält das von dem Ausschuß mit der historischen Arbeit (§. VIII.) beauftragte Mitglied.

b) Hierauf folgen die Vorlesungen anderer Mitglieder in der von dem Vorsteher bestimmten Reihenfolge, so lange die Zeit hinreicht. Deshalben auch gewünscht wird, daß eine Vorlesung nicht gar zu große Ausdehnung habe.

X. Gesellschaftsschriften.

Die Verhandlungen und Gesellschaftsschriften werden von dem Schreiber in ein Verzeichniß gebracht, und dem Archivar übergeben. Was der Ausschuß zum Druck bestimmt, soll spätestens bis Ende des laufenden Jahres gedruckt und jedem Mitglied Ein Exemplar zugestellt werden. Dafür entrichtet jedes Mitglied den jährlich zu bestimmenden Beitrag an die Druckkosten und andere Auslagen der Gesellschaft. Dasjenige Mitglied, welches die Verhandlungen

nicht annimmt, wird als der Gesellschaft entsagend angesehen, und im Verzeichniß der Mitglieder getilgt.

XI. Neue und abzuändernde Gesetze.

Um ein neues Gesetz zu machen, soll die Anzahl der Mitglieder wenigstens zwanzig seyn; zu Abänderung eines Gesetzes wird die Gegenwart von dreißig Mitgliedern erfordert.

Verzeichniß

der jetztlebenden Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft.

Zürich.

		Annahme.
Herr	Rathsherr Joh. Heinrich Füßli	1765.
=	Amtmann Heinrich Heidegger	1772.
=	Amtmann Kaspar Escher	—
=	Waisenvater Daniel Weber	1773.
=	Rathssubstitut Kaufmann v. Winterthur	1774.
=	Gerichtsherr Salomon von Orelli	—
=	Rathsherr Joh. Schultheß	—
=	D. u. Rathsherr Diethelm Lavater	1777.
=	Gerichtsherr H. G. Escher von Berg	1782.
=	Direktor Rudolf Ott	—
=	Rathsherr Jakob Pestaluz	—
=	Rathsherr Joh. Heinrich Landolt	1791.
=	Stadtrichter Fr. von Meiß	—
=	Generaladjutant David von Orelli	—

Herr Rathsherr Hs. Martin Usteri	1793.
= Inspektor Jakob Horner	1794.
= D. und Oberamtmann Karl Steiner von Winterthur	1797.
= Staatsrath Paulus Usteri	—
= D. H. R. Schinz, jünger	1810.
= Oberrichter von Orelli	1811.
= — Pestaluz	—
= Bezirkrichter Wyß	—
= D. Diethelm Lavater, jünger	—
= Bodmer, Arzt in Zofingen	1812.
= Professor F. Hottinger	1813.
= Pfarrer Germann in Otelfingen	1820.
= Wilhelm Meyer, Kaufmann	—
= Joh. Kaspar Usteri, V. D. M.	—
= Leonhard Usteri, V. D. M.	—
= Buchhändler Ziegler	—
= Buchhändler Eduard Geßner	1821.
= D. Hegetschweiler von Rifferschweil	—
= Professor Joh. Kaspar von Orelli	—
= Konrad Pestaluz	—

Bern.

Herr Landvogt Karl von Bonstetten	1766.
= Dragonerhauptmann Wildermatt von Biel	1789.
= Ehegerichtschreiber Wild	1791.
= Staatsschreiber Gruber	1792.

Herr Schultheiß, Graf von Müllinen 1792.
= D. Scholl von Biel —
= Oberamtmann Stettler v. Trachselwald —
= Dekan Dachs zu Wangen —
= Emanuel von Fellenberg zu Hofweil —
= Stadtschreiber Zehender von Gurnigel 1796.
= Haller, Kommandant von Aarburg 1797.
= Hünerwadel, Professor der Theologie —
= D. Suter, Professor der griechischen Sprache —
= Pfarrer Farschon von Büren 1808.
= Spitalverwalter Ludwig Otth —
= Pfarrer Ryz zu Bätterkinden —
= Karl Otth 1810.
= Oberamtmann Friedrich May v. Schadau zu Courtelary —
= Pfarrer und Direktor Appenzeller zu Biel 1813.
= Karl Tschiffeli 1821.

Luzern.

Herr Seckelmeister Meyer von Schauensee 1786.
= D. Carragioni d'Orello 1789.
= Stadtpfarrer Thaddäus Müller 1791.
= Großrath Rusconi in Sursee —
= Dekan u. Chorherr Stalder zu Escholzmatt —
= Schultheiß Rüttimann 1793.

Herr Chorherr Mohr 1795.
= Chorherr Krauer zu Münster 1797.
= Dekan und Pfarrer Häfliger zu Hochdorf 1808.
= Pfarrer Schallbretter zu Groß-Dietweil 1809.
= Sextar und Kaplan Moriz Häfliger im Gormund 1810.
= Pfarrer Bräggen zu Reiden 1812.
= D. Lüthard zu Luzern —
= Sextar und Pfarrer Troxler zu Reichenthal 1813.
= Kantonsrath Müller 1820.
= D. und Professor Troxler —
= Verwalter L. Hartmann 1821.
= Staatsrath Eduard Pfeifer

Uri.

Herr D. Elsener 1811.

Schwyz.

Herr Bodemüller, Bildner zu Einsiedeln 1823.

Unterwalden.

Herr Landammann von Flue 1790.
= J. Christen, Bildhauer von Stanz 1796.
= J. A Businger, Abbé von Stanz 1797.
= J. B. Deschwanden von Stanz 1823.

Glarus.

Herr Pfarrer Trümpi 1792.
= Rathsherr und Appellationsrichter Schindler zu Mollis 1822.
= D. Samuel Schindler zu Mollis —
= Schützenhauptmann Konrad Streif zu Mollis —

Zug.

Herr D. Landwing 1772.

Basel.

Herr J. R. Forkardt=Weiß 1773.
= Antistes Falkeisen 1784.
= Gerichtsherr Emanuel Bernoulli 1785.
= Direktor L. Legrand —
= Wilhelm Haas —
= Burgermeister Wieland —
= Pfarrer J. J. Fäsch bei S. Theodor 1786.
= Pfarrer David 1787.
= Martin Bachofen auf d. Münsterplatz 1791.
= Kuustmaler Peter Birmann 1795.
= Rechenrath Daniel Häusler zu St. Martin —
= Deputat Felix Sarasin —
= Professor Daniel Bernoulli 1796
= Rathsherr Abel Merian —
= Pfarrer Burkhard —

Herr Deputat Friedrich Huber 1797.
= Professor König —
= Joh. Jacob Schmid, J. U. L. —
= Rathsherr H. G. Stehlin von Benken —
= Pfarrer F. R. Thurneisen —
= D. Fahrländer 1808.
= Pfarrer Leucht zu S. Peter —
= Pfarrer Lutz in Läufelfingen —
= Präceptor Köllner 1810.
= Rathsprokurator Felber 1820.
= J. J. Fürstenberger —
= Karl Huber —
= Professor Peter Merian —
= Bezirkschreiber M. Schneider zu Wallenburg —

Solothurn.

Herr Kaplan Schmid 1785.
= Chorherr Gluz 1787.
= Rathsherr Felix Sury 1791.
= Rathsherr Lüthi 1793.
= Landvogt Schwaller von Falkenstein —
= Pfarrer Weiß in Nieder-Gößgen 1796.
= Georg Tschan, Schweizerischer Gesandter in Paris 1797.
= Apotheker Pfluger 1810.
= Chorherr Rudolf 1811.
= Amtschreiber X. Amieth im Buchekberg 1820.
= Chorherr Konrad Gluz —

Herr Prokurator F. Reinert 1820.
= Finanzaktuar Staub —
= Ulrich Munzinger von Olten 1823.

Schaffhausen.

Herr Burgermeister Pfister 1777.
= Pfarrer Konrad Vetter zu Neukirch 1821.

Appenzell.

Herr Rathsschreiber Wetter 1765.
= Pfarrer Benzinger von Heiden 1792.

St. Gallen.

Herr Stadtrath Steinmann 1808.
= Kantonsfürsprech Fornaro zu Rapperschweil 1823.
= Pfarrhelfer Hübscher zu Rapperschweil —

Bündten.

Herr von Salis Sewis 1789.
= Hold, Lehrer an der Kantonsschule zu Chur 1811.

Aargau.

Herr Kantonsschulrath Balthasar 1786.
= D. Imhof von Aarau 1791.

Herr Alt-Regierungsrath D. Rengger zu Aarau 1791.
= Regierungsrath Suter von Zofingen —
= Kantonsschulrath Feer in Aarau 1793.
= Appellationsrath Hürner zu Aarau 1795.
= Pfarrer Ludwig Rahn zu Windisch 1797.
= Staatskassenverwalter Bächlin z. Aarau —
= Pfarrer Linder zu Veltheim 1808.
= Pfarrer Strehl zu Brittnau —
= Oberst Kornelius Suter zu Zofingen —
= Hauptmann Suter zu Zofingen —
= Kirchenrath Zschokke in Aarau —
= Prof. Jean Renaud Kraft in Aarau 1809.
= Major Pfleger in Aarau —
= Regierungsrath Schmiel zu Aarau 1810.
= Forstrath Will von Aarau —
= Oberst Müller in Zofingen 1811.
= Oberst Friedrich Suter in Zofingen —
= Gerichtschreiber D. J. Bertschinger in Lenzburg 1812.
= D. J. Feer in Aarau —
= Karl Herrose in Aarau —
= Gerichtschreiber Jäger in Bruk —
= D. M. Rohr in Lenzburg —
= Buchhändler Sauerländer in Aarau —
= D. M. Schmuziger in Aarau —
= Helfer Wanger in Aarau —
= Bezirksarzt D. Ammann in Büinzen 1813.
= D. Ruepp in Sarmenstorf —

Herr D. M. Amsler in Schinznacht, ält. 1819.
= D. M. Karl Feer in Aarau —
= Helfer Fisch zu Bruk —
= Kantonsrath und Provisor Fröhlich in Bruk —
= Pfarrer Fröhlich in Bruk —
= Rathsherr Sal. Meyer in Lenzburg —
= Professor Münch von Rheinfelden zu Freiburg im Breisgau —
= Professor Pfeifer in Aarau —
= Pfarrer Schuler auf Bözberg —
= Bezirksarzt D. Stäbli in Bruk —
= D. J. Tanner in Aarau —
= Trithen, gew. Lehrer in Bruk, nun in Odessa —
= Pfarrer und Kantonsschulrath Vok in Arau —
= Vikar Albrecht in Lenzburg 1821.
= D. M. Amsler, jünger, auf Wildeck —
= Fürsprech Amsler auf Wildenstein —
= Kupferstecher Amsler von Schinznacht —
= D. Bauer in Muri —
= Salomon Bertschinger in Lenzburg —
= Andreas Hagnauer von Aarau —
= Lehrer G. Hagnauer — —
= J. J. Häusler in Lenzburg —
= D. Rud. Häusler in Lenzburg —
= Joh. Herzog=Herrose in Aarau —
= Kaplan Koch in Vielmergen —

Herr Kammerer Kraft in Ammerschweil 1821.
= Karl Meyer in Lenzburg —
= Pfarrer Pfleger in Aarau —
= Hauptmann Rauchenstein in Bruk —
= J. R. Ringier in Lenzburg —
= Friedrich Rothplez in Aarau —
= Schleiniger von Klingnau —
= Pfarrer Schmid in Uerkheim —
= D. Tanner in Aarau —
= Apotheker Ferd. Wydler in Aarau —

Thurgau.

Herr Antistes Sulzberger in Frauenfeld 1786.
= Landammann Morell in Frauenfeld 1813.
= Kirchenrath und Pfarrer Widmer zu Bußnang 1821.

Waadt.

Herr Heinrich Pestalozzi in Iferten 1774.

Neuenburg.

Herr Gaudeau 1782.
- Droz, du grand Conseil 1793.
- de Pury, du grand Conseil 1795.
- Commissaire Général de Rougemont —
- du Pasquier 1797.

Genf.

Herr Avocat Rigaud	1773.
- Trembley	1776.

Mühlhausen.

Herr D. Jakob Risler	1782.
= Lizentiat Thiery	1784.
= D. Köchli	1785.
= Maire Anton Spörli	1787.
= D. Phys. Meyer	1789.
= Jeremias Köchli	1791.
= Pfarrer Mäder	1795.

Fremde Ehrenmitglieder.

Herr von Miller aus Copenhagen	1766.
Se. Hochfürstl. Durchl. der Erbprinz von Hessen=Darmstadt	1772.
Herr Hofrath Leuchsenring von Darmstadt	—
= Baron von Razenhausen	—
= Rath Wild	1785.
= Mattei von Braunschweig	1787.
= Inspektor Reyser aus Hessen	1789.
= Pfarrer Zant von Durlach	—
= Ritter Philipp von Andlau	1794.

Herr D. Ebel von Frankfurt am Main 1811.
= Commandeur von Liegerz zu Hohen-
rein —
= Professor Meißner zu Bern —
= Justizrath Baggesen aus Dänemark 1823.
= Graf Bocholz aus Westphalen —

Verzeichniß
der anwesenden Mitglieder.

Herr Spitalverwalter Ludwig Otth von Bern, Präsident.
- = Vikar Albrecht in Lenzburg.
- = D. Ammann von Bünzen.
- = Bezirksarzt Amsler in Schinznacht.
- = Fürsprech Amsler auf Wildenstein.
- = Pfarrer und Direktor Appenzeller von Biel.
- = Staatskassenverwalter Bächlin von Aarau.
- = Kantonsschulrath Balthasar — —
- = D. M. Feer von Aarau.
- = Stadtrath und Provisor Fröhlich von Bruk.
- = Pfarrer Fröhlich von Bruk.
- = Pfarrer Germann von Otelfingen.
- = Buchhändler Geßner von Zürich.
- = Gottlieb Hagnauer, Lehrer von Aaru.
- = D. M. Häusler von Lenzburg.
- = D. M. Hegetschweiler von Rifferschweil.
- = Amtsstatthalter Herrose von Aarau.
- = Appellationsrath Hürner — —

Herr Gerichtsschreiber Jäger von Bruk.
= Kammerer Kraft von Bruk.
= Pfarrer Lutz von Läufelfingen.
= Oberamtmann Fr. Mai von Schadau, v. Bern.
= Kaufmann Wilhelm Meyer von Zürich.
= Fr. von Meiß von Zürich.
= Stadtpfarrer Müller von Luzern.
= Professor K. von Orelli von Zürich.
= Karl Otth von Bern.
= Professor Pfeifer von Aarau.
= Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern.
= Pfarrer Pfleger von Aarau.
= Pfarrer Ludwig Rahn von Windisch.
= D. Ringier von Lenzburg.
= Friedrich Rothplez von Aarau.
= D. M. Ruepp von Sarmenstorf.
= Rathsherr und Appellationsrichter Schindler v. Mollis.
= D. M. Schindler von Mollis.
= D. M. Schinz, jünger von Zürich.
= Pfarrer Schmid von Uerkheim.
= D. M. Schmuziger von Aarau.
= Pfarrer Schuler von Bözberg.
= Bezirksarzt D. Stäblin von Bruk.
= Stadtrath Steinmann von St. Gallen.
= Schützenhauptmann Konrad Streif von Mollis.
= Fürsprech D. Tanner von Aarau.
= Lehrer Trithen von Bruk.
= Professor D. Troxler von Luzern.

Herr Karl Tschiffeli von Bern.
 " J. K. Usteri, V. D. M. von Zürich.
 " Pfarrer und Kantonsschulrath Vok von Aarau.
 " Forstinspektor Will von Aarau.
 " Kirchenrath Zschokke — —

Eidgenössische Ehrengäste.

Herr D. Albrecht von Lenzburg.
- Pfarrer Amsler von Meisterschwanden.
- Joh. von Arx von Olten.
- Forstinspektor Bächlin von Bruk.
- Stud. Med. Bauer von Sarmenstorf.
- Bodenmüller, Bildner von Einsiedeln.
- Burkhard, V. D. M. von Zürich.
- Joh. Baptist Deschwanden von Stanz.
- Gottlieb Dürr von Aarau.
- Fetscherin von Bern.
- Kantonsrath Bernh. Fischer von Bruk.
- Fischer, Wirth, von Merischwanden.
- Kantonsfürsprech Fornaro von Rapperschweil.
- Apotheker Friedrich von Zofingen.
- Heinrich Fries, V. D. M. von Zürich.
- Stud. Hammer von Malters.
- J. J. Herrose von Aarau.
- Justizsekretär Hirzel von Zürich.
- Pfarrhelfer Hübscher von Rapperschweil.
- Hunziker von Aarau.
- Oberförster Kastenhofer von Bern.

Herr Kandidat Kienast von Aarau.
= Köpflin von Sursee, Stud. Med.
= D. König von Wildek.
= Schuldirektor Kraft von Lenzburg.
= Professor Lutz von Bern.
= Lehrer Mörikofer von Frauenfeld.
= Ulrich Munzinger von Olten.
= Direktor Nabholz von Aarau.
= Heinrich Nüscheler, V. D. M. von Zürich.
= Adolf Otth, Stud. Med. von Bern.
= Kaufmann Pfleger von Aarau.
= Pfarrer Pfleger von Entfelden.
= Professor Rauchenstein von Aarau.
= Jos. Reber, Stud. Med. von Sursee.
= Ruetschi, Lehrer in Bern.
= Ryz, Lehrer in Bern.
= Gottlieb Saxer in Aarau.
= Schmiel, Stud. Jur. von Aarau.
= Pfarrer Georg Schultheß von Zürich.
= Kandidat Johannes Schultheß von Zürich.
= D. Schwab von Basel.
= Lehrer Spielberg aus dem Thurgau.
= Pfarrer Sprünglin von Gebistorf.
= D. M. Stapfer von Königsfelden.
= Pfarrer Steiger von Birr.
= D. Hans Suter von Zofingen.
= Pfarrer Sutermeister von Degerfelden.
= Friedrich Tribolet von Bern.
= Kaufmann F. Usteri von Zürich.

Herr J. C. Wälti, D. M. von Zurzach.
= J. J. Wälti, — — —
= Professor Ziegler von Bern.

Fremde Ehrengäste.

Herr Justizrath, Professor Baggesen aus Dänemark.
= S. Baggesen, Sohn.
= Graf Bocholz aus Westphalen.
= Chlapowski aus Polen.
= Professor Adolf Follen zu Aarau.
= Professor D. Karl Follen zu Basel.
= Professor List aus Würtemberg.
= N. Xanthos von Siphnos bei Hydra.

Der Sekretär der Helv. Gesellschaft ersucht jedes Mitglied derselben, das im Falle wäre, Berichtigungen der Verzeichnisse zu machen, solche doch gefälligst ihm zukommen zu lassen; besonders aber Benachrichtigung über den Tod von Mitgliedern der Gesellschaft.

Rede

in der Versammlung der

Helvetischen Gesellschaft.

Gehalten am 29. May 1823 zu Schinznach, von ihrem Vorsteher,

Ludwig Albert Otth,

Verwalter am Bürgerspital in Bern.

Vater, schieß' nur! ich fürcht' mich nicht.

Tell's Knabe.

Eidsgenossen!

Theuerste Freunde und Brüder!

Nach alter Sitte der Schweizer, die jede öffentliche Versammlung mit einem eidgenössischen Gruße eröffnen, heiße ich Sie, Freunde und Brüder, herzlich willkommen an dem frohen Jahres-Tage der Helvetischen Gesellschaft, im Schooße der Freundschaft und Eintracht. Wessen Auge könnte ohne freudige Rührung diese Versammlung überblicken, in welcher sich wieder Männer eingefunden, die das Vaterland zu seinen besten Bürgern, die Wissenschaft zu ihren Zierden und die Helvetische Gesellschaft zu ihren wärmsten Freunden zählt; so viele die das Zutrauen ihrer Mitbürger bewähren, wodurch sie zur Regierung berufen worden, und manche würdige Diener der Kirche beyder Confessionen, in deren Händen, — in deren Brust wir das Heiligthum der christlichen Religion rein bewahrt wissen.

Freudig willkommen auch Ihr, theure Gäste des Vereins! die Ihr, vom Wunsche beseelt, die Freunde des Vaterlandes kennen zu lernen, und angezogen von ihren theuern Interessen Euch in unserer Mitte eingefunden habt. Wir nehmen Euch in der treuherzigen Zuversicht in unsern Kreis auf, daß Euch wahre Gefühle hergeführt haben, und mit der Hoffnung, Ihr werdet in Euern Erwartungen nicht getäuscht werden, sondern in Euerm vaterländischen Sinn gestärkt, mit dem frohen Entschlusse heimkehren, diesen Verein auch künftige Jahre wieder zu besuchen.

Wenn ich nach einer Reihe von ausgezeichneten und gelehrten Rednern, die diesen Präsidentensitz zierten, vor einem Jahre ohne Unbescheidenheit, dennoch unbedenklich Ihre Ernennung, theuerste Freunde, zum Vorsitz dieser Versammlung annahm, so leitete mich das sichere Gefühl, daß Sie in mir nicht einen Redner wählten, für den mich niemand halten kann, wer mich kennt; sondern daß Sie dadurch in meinen heimathlichen Mitbürgern, wie in mir, die Gesinnung anerkennen wollten, die ächte Gesinnung des Vaterlandsfreundes, welche in

einem Freistaate nicht minder gelten soll, wenn sie auch nicht mit vorzüglichem Talente und Wissenschaft ausgestattet ist, wofern sie nur mit Kraft in's Leben übergeht. Dieses Selbstgefühl ist des Schweizers würdig, und ich darf es aussprechen, ohne zu besorgen, daß die Freundschaft diesen Stolz mit eitelm Ehrgeize verwechsle. Denn es ist dasselbe Bewußtseyn, welches uns sagt, daß wir überall an unserm Platze sind, wo das Vaterland uns hinstellt, sey es zu Rath oder That, zu Sieg oder Opfer; oder aber auch nur wie jetzt zur Beförderung und Belebung schöner Gesinnung in den sonnigen Tagen des Friedens, des Glücks und der Ruhe, damit diese Güter des Himmels ihre eigenthümlichen Früchte tragen, wie sie die Zeiten des Kampfes nicht bringen, die Früchte der menschlichen Gesittung und kräftigen Vorbereitung zum Erfassen und Festhalten einer bessern Zukunft.

Meine eigenthümliche Stellung als Bürger, der gerade dem Stande der Gelehrten am wenigsten angehört, veranlaßt mich, in erwähnter Beziehung über einen Gegenstand zu reden, über welchen jetzt in unserm Vaterlande das höchste Interesse rege geworden ist: ich meyne die Na=

tional-Erziehung. Dann versuchten auch Viele das Urtheil würdiger Männer, die selbst Hand anlegten an das große Werk der Jugendbildung, als partheyisch darzustellen, vielleicht werden sie eher die Stimme eines fast bloßen Zuschauers gelten lassen, und, wie schwach sie klinge, doch darin die Stimme der öffentlichen Meinung anerkennen.

Noch sind die Reden voll Wahrheit und Gehalt uns gegenwärtig, die vor einem Jahre an dieser Stelle gehalten worden sind. Erlauben Sie, daß ich an dieselben noch einige Züge der Gegenwart und einige Wünsche für die nächste Zukunft anschließe. Mag auch das unermeßliche Feld, auf welchem ich meinen Vorgängern nachfolge, in einer kurzen Rede kaum nach einigen Hauptrichtungen angedeutet werden, auch solche Andeutungen mögen den Sinn für's Bessere stärken und erleuchten, wo sie mit Freimüthigkeit sich aussprechen, zumal in einem Kreise, wo keinen örtlich befangenen Vorurtheilen, sondern allein der Wahrheit gehuldigt wird.

Fast in allen Theilen der Schweiz war ein Zeitraum des Stillstandes für mehrere Generationen

eingetreten, vor welchem jedes Gemeinwesen Vieles für bessere Erziehung und wissenschaftlichen Unterricht gethan hatte, und nach welchem der Genius der Menschheit und der Wissenschaft auch wieder seine Flügel segnend ausbreitete.

Die Weltgeschichte lehrt es auf jedem ihrer Blätter, daß die Noth die größte Erzieherin der Völker, wie der einzelnen Menschen ist, der mächtigste Hebel, sie aus trägem Schlafe zum Selbstbewußtseyn zu wecken. So erwachten auch wir auf ein furchtbares, verderbendes Gewitter, das sich über die Schweiz ergossen — und unsere Sinne erst verwirrte — zu neuer Lebensthätigkeit. Unsere Augen wurden geöffnet über das, was uns Noth war, und kaum daß wir unser Staatsgebäude, zerrissen vom Blitze, wieder bewohnbar gemacht, zeigte sich auch der rühmliche Wetteifer der Magistrate und Städte, wie der Dorfschaften und Familienväter, für eine tüchtigere Nachwelt zu sorgen durch verbesserten Unterricht. Die Gymnasien der Kantone blühten neu auf; die großherzig gedachten, und bey mehr Wiederwärtigkeit als Begünstigung durchgesetzten Erziehungsanstalten der hochverehrten Männer, Pestalozzi und Fellenberg, und so viele

andere Institute, unter denen ich nur zwey nennen will, deren Verzüge ich näher kenne, dasjenige des Pfarrer Zehender zu Gottstatt für Knaben, und das des Dr. Niederer zu Iferten für Mädchen, traten in mehr oder weniger weitgreifende Wirksamkeit; zugleich freuten sich auch viele kleinere Städte und unzählige Dorfschaften durch ein schönes Zusammenwirken der Landleute mit den Pfarrern und Regierungen eines bessern Aufschwungs.

So schritten bis auf diese Stunde die Unterrichts-Anstalten im Allgemeinen noch immer vorwärts, und jedes Jahr weiset uns neue erfreuliche Erscheinungen in dieser Beziehung auf, mit Ausnahme einiger Schluchten, in welchen die späte Frühlingssonne den fruchtbaren Boden noch nicht zu erwärmen vermochte.

Doch wie der Genius des Bösen immer wacht, und seit Jahrtausenden schon sein Unkraut unter den guten Samen streut; so schwang er die Fackel der Zwietracht und des Mißverständnisses auch über die Schulen und ihre Vorsteher. Auch hier Kampf der Elemente, auch hier soll das Gute erst errungen, durch die Feuerproben das Gold der Wahrheit bewährt werden. Haben wir nicht in den neuesten Tagen höchst betrübende

und empörende Vorfälle erlebt, die jedem Vaterlands- und Jugendfreunde an's Herz greifen? Wahrlich! es führt den unbefangensten Beobachter zu sehr beklemmenden Schlüssen, wenn er sieht, wie das einstimmige Verlangen der Eltern und Ortsmagistrate, und das Flehen der Kinder selbst unbeachtet bleibt; und selbst die einleuchtende Erfahrung einer zehn Jahre hindurch bewährten Schule nicht mehrern Glauben, nicht mehrern Schutz findet, als die neuen Reglemente eines eingeschlichenen Ligorianers und die Folter-Pädagogik der Trappisten; — wenn das ächt apostolische, duldende Betragen des friede- und liebevollen, ehrwürdigen Paters Girard in Freyburg, der auf die Macht der Wahrheit im Erfolge allein vertrauend harrt, eben so wenig seine herrliche Schule zu schützen vermag, als der mit männlicher Heftigkeit, mit ätzendem Witze und unbeugsamer Wahrheitsliebe gewappnete Troxler.

Aber Gott waltet, der höchste Erzieher der Menschheit; er erhält seine großen Erziehungs-Schulen, erhaben über unsere engen Unterrichts-Stuben.

O daß man doch einmal erkennen möchte, eine Erziehung der Menschheit könne durch mensch-

liches Entgegenwirken nicht gehemmt werden, und die Menschenbildung werde nicht durch den vorschriftmäßig zugemessenen Grad des Unterrichts allein bestimmt, sondern unendlich mehr durch die Umgebung, die Gott um den Menschen stellt, durch die Ereignisse der Gegenwart, den Einfluß der Eltern, Lehrer und Freunde, durch die ganze Gedanken- und Gefühlswelt, die in dem erwachenden Menschen aufgeht.

Theuerste Freunde! diese Wahrheit ist es, die ich Euch ganz vorzüglich an's Herz legen möchte; auf der Volksbildung durch's Leben selbst beruht des Volkes Wohlfahrt unendlich mehr als auf allem Unterricht, der ja meistens da aufhört, und den Jüngling allen Einflüssen preisgibt, wo die Erziehung noch kaum begann!

Der Himmel fördert auf ebener Bahn, wie auf höchst wunderbaren Wegen die Erweiterung der Erkenntnisse, des Wissens; aber er waltet noch weit sichtbarer und mächtiger in der Erziehung der Menschen durch das Schicksal. Die Menschen hingegen glauben so leicht, das Ihrige gethan zu haben, wenn sie nur für's erste, für den Unterricht sorgen, nicht bedenkend, daß er

dann erst einen Werth, eine höhere Bedeutung erhält, wenn er dem Leben ähnlich bildend wird.

Freylich das Wissen bereichert uns für's Leben, die Religionslehre weiset uns hin auf das Höchste und Beseligendste, was der Mensch zu fassen vermag, aber so lange sie den Willen nicht erfassen, in den Charakter nicht übergehen, hat ihr wahres Leben noch kaum begonnen. In der Veredlung des ganzen Menschen durch Etwas, das nicht von Außen, sondern von Innen heraus sein Wesen und Leben beherrscht, sehen wir erst das Ziel alles Erkennens und Glaubens, alles Unterrichts und aller Erziehung.

Aber dieser Wille, diese Wahrheitstreue, der Muth, die Selbstbeherrschung, die aufopfernde Tugend, die heilige Vaterlandsliebe, sie sind etwas Freies; sie mögen in Hörsälen und Kirchen wohl bezeichnet und geweckt werden; in's Leben gerufen werden sie nur da, wo das ganze Gemeinwesen eine Erziehungs-Anstalt ist, zur Gesittung, zur Freiheit und ihrem würdigen Gebrauche.

Mögen auch die, welche die Freyheit scheuen, weil sie in sich selbst die sittliche Kraft vermissen, welche diese starke Tochter des Ewigen

allein führen und beherrschen kann; — mögen die Römlinge versuchen, die Entwicklung der Menschheit zu hemmen, indem sie nicht zugeben, daß weder das Gesetz, das Gott in uns gelegt, noch das Gesetz des Staates außer uns als oberstes Gesetz gelte, dem jeder frey aber ganz unbedingt sich unterwerfe, sondern die Priesterherrlichkeit über das Gewissen, und die Landesherrlichkeit über das Gesetz stellen! Mögen sie, was den wahren Menschen-Adel begründet, Gesinnung und Wissenschaft unter Scheinehre und leere Formen unterordnen, und durch Zwang und Willkühr zu verhindern trachten, daß der freie Charakter nicht erstarke! Wir glauben nimmer, daß ihnen ihr finsteres Werk der Eigensucht auf die Dauer gelingen wird, und wir wollen ihnen kräftig entgegensteuern durch Anwendung aller Mittel, die uns zu Gebote stehen, wahre National-Erziehung zu fördern, auf den gleichen Wegen, wie Gott sie fördert; die innere sittliche Kraft unsers Volkes zu wecken, wo sie schlummert, zu bewahren und zu stärken, wo sie bereits sich offenbart, auf daß je mehr und mehr jene Kraft der Liebe, der Treue und des Vertrauens entwickelt werde, wie sie der Sänger so kräftig und einfach in den

Worten andeutet, die wir zum Wahlspruch für unsern gegenwärtigen Vortrag wählten.

Diese Charakterkraft, die zu allen Zeiten den wahren Werth und Gehalt einer Nation bestimmte, und je nach ihrem Maaße das Wohl oder Wehe eines Landes herbeyführte — sie hat sich wahrlich in den schönen Epochen unserer Geschichte erwiesen; aber sie fehlte auch offenbar in manchen andern Perioden; und wenn wir auf die Gegenwart sehen, so bedürfen wir ihrer vielleicht mehr als nie; o daß wir sie auch mehr als nie besäßen!

Aber wie viel Wesentliches mangelt uns noch dazu? Oder haben wir die Kraft, uns auf uns selbst zu verlassen wenn neue Stürme eintreten sollten? Stehen wir fest, wenn äußere und innere Feinde unsere Eintracht und Selbstständigkeit untergraben, politische Theorien geltend machen, die einen Verrath an unserer republikanischen legitimen Freiheit predigen, bald die Religion, bald die politische Verketzerungssucht, bald die Schwäche unsers Bundes und unserer Grenzen, bald wieder Gold und Titel, bald Drohungen und Einschüchterungen zu unserm Verderben gebrauchen?

Haben wir die ächte Vaterlandsliebe, die weniger an Oertlichkeiten und Formen, als an dem eigentlichen Staatswohl, die weniger an kleinen Freiheiten als an der Unabhängigkeit und dem Gedeihen des Vaterlandes, die weniger am heimathlichen Herde, als an den Mitbürgern hängt? — Oder ist der Wurf gelungen, unsere Interessen zu zersplittern, und uns unter einander zu entfremden, damit unser eidgenössisches Nationalgefühl wieder entschlummere, unsere Neigung nach fremden Gütern, unser Hang nach fremden Söldnerdienste genährt werde, damit es dem Schweizer eben so gleichgültig sey, dem Despotismus zu dienen wie dem Recht, damit endlich die Bewaffnung und Wehr eines freien Volks, die das Nationalgefühl steigert, und die Unabhängigkeit schützt, immerfort nachstehe dem kleinlichen Soldatengeiste, der in blindem Gehorsam nicht der Sache, sondern der Person dient.

Werden wir unser Asyl der Freyheit nie mehr preisgeben jedem scheinbaren Ueberdrange eines treulosen Nachbarn, um nur einige Güter, und den Schein der Freiheit zu retten, welche nicht die wahren Güter und nicht die ächte Freiheit sind?

O wenn auf diese Fragen nicht anders geantwortet werden kann, als mit Schamröthe und blutendem Herzen; so werde nicht versäumt, was uns wiedergeben kann, das was uns mangelt. Es werde jeder Anlaß herbeygeführt, jeder Umstand, und alle die im Geiste und in den Hülfsmitteln einer väterlich republikanischen Regierung liegenden Mittel benutzt, die gewiß noch in den Meisten schlummernde Charakterkraft der Nation zu wecken, und auf das Höhere zu richten.

Unser Volk werde erzogen zur Freiheit, welche darzustellen im Bunde mit der Ordnung, und zu behaupten auf der höchsten Festung Europa's, es nun einmal von der Vorsehung berufen ist. So wird es mündig werden durch das Gefühl seiner sittlichen Kraft, durch Zutrauen gegen seine Obrigkeiten und sich selbst, durch Eintracht, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe.

Hiezu bedarf es aber mehr, als bisher gethan wurde, und zwar auf allen Seiten.

Vorerst muß in den höhern wissenschaftlichen Anstalten, aus denen Licht und Kraft für alle gebildetern Stände hervorgehen muß, im Staat und in der Kirche — ein freier wissenschaftlicher Geist sich frei bewegen können,

damit die Liebe zur Wahrheit Lehrer und Jugend belebend ergreife. Denn wo Magistrate dem wissenschaftlichen Leben gebieten wollen, und ihre öconomischen und politischen Rücksichten, ihre Vorliebe für einzelne Wissenschaften und Künste, ihre persönlichen Zu- oder Abneigungen gegen Lehrer und Lehrfächer vorherrschen lassen, wird jede Anstalt erkranken. Wo die Wissenschaft und Kunst nicht selbst ihre Bahnen beschreiben, wo sie wie gedämmte Bäche oder wie Zierbäume ihren Umfang, ihre Größe und Gestalt von dem rücksichtvollen und schmerzenden Eisen erhalten soll, da ist nicht mehr Wahrheit und Leben, nicht mehr Wissenschaft und Kunst, sondern ein Kind der Schwachheit, ein Zerrbild! — In Staaten, wo das Wissen nur ein Regal von Wenigen bleiben soll, wo den Schulen keine Gestirne leuchten sollen, sondern das Licht nur mit Scheffeln zugemessen werden darf, als hätte Gott nur Wenige, nicht alle Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen, und seinem Reiche zu erziehen befohlen; ja, als wäre es der Erziehungsbehörde geoffenbart, welche Menschen nur zur Dämmerung, und welche zum Licht der Weisheit bestimmt seyen. — Auch da will man keine Bildung!

Wo Religion und Wissenschaft nicht in ihrer hohen Würde anerkannt, sondern den vermeinten Staatszwecken coordinirt oder gar untergeordnet erscheinen, da kann wieder wahre Gesittung und Wohlfahrt nicht blühen! — Wo endlich diejenigen Männer, denen das Gemeinwesen oder der Staat seine höchsten Interessen zu wahren anvertraut hat, nämlich Religion, Gesittung und Wissenschaft, Bildung des Volks und der Nachwelt, dennoch unter mißtrauischerer Vormundschaft stehen müssen, als alle untern Administrativ-Beamten, und man jenen die Lehrformen wie diesen die Rechnungsformen vorschreibt, die Lehrer von heute auf morgen den Ministerlaunen unterworfen sind, da ist kein sicheres Heil für das höhere Leben eines Volks.

Wo das Kirchen- und Schulwesen noch als eine Finanzlast des Staats, anstatt dessen heiligster Zweck, — das Finanzwesen hingegen als dessen höchstes Interesse gilt; — als steuerte die ächte Volkserziehung nicht auf dem geradesten Wege auf den Reichthum des Landes und auf die bedeutendsten Ersparnisse der Regierung zu! da herrscht eine Verwechslung des Staatszwecks, eine Vertauschung von Mittel und Zweck des Gemeinwesens.

Aber auch in den untern Volks- und Bürgerschulen muß weit mehr, als bisher geschah, auf Belebung des eigentlichen menschlichen und vaterländischen Sinnes Rücksicht genommen werden, und es gilt hier auch vieles, was oben erwähnt wurde. Sie dürfen nicht auf Scheinbildung der Kinder berechnet seyn, und auf trügerische Examen, wobey nicht nur nichts erzielt wird, sondern das kindliche Gemüth so leicht eine falsche Richtung empfängt! Wird die Jugend doch jetzt erst allmählig in den bessern Volksschulen nicht nur mit todtem Gedächtniß-Unterricht geplagt, sondern mit liebender Sorge zum Menschen und Christen, zum liebenden, verständigen, sinnigen Kinde erzogen! Und wird man doch nun durch das mit rührendem Erfolg gekrönte Streben gebildeter Landschullehrer endlich überzeugt, wie vieles diese in Hinsicht der Gemüthsbildung, selbst in den bevölkertesten Schulen zu leisten vermögen! Fängt doch die Jugend erst an, unser Vaterland, und unsere für die Charakterbildung so sehr geeignete Geschichte zu kennen. Dank sey es einigen Männern, besonders dem unübertroffenen Zschokke, dessen Werk, wie ich es selbst gesehen, der Landmann mit glänzendem Auge preiset: Dank sey

auch den Schullehrern zu Stadt und Land, die es ihres Berufs achten, unsere Söhne aus der Ortsheimath durch kleine Fußreisen zu ihren Nachbarn und Eidgenossen zu führen, wodurch sie erst die umfassendere Liebe zum Vaterland und seinen Bewohnern gewinnen können, und der Ortsbürger ein Schweizer werden mag.

Aber doch vermögen die Jünglinge, welche, der Schule entwachsen, nun Treue der Obrigkeit, dem Gesetz und dem Vaterlande geloben, kaum zu ahnden, welchen theuern hehren Schwur sie thun! und wenn sie zur Fahne schwören, so sind sie meist noch unvermögend, den unermeßlichen Unterschied zu fühlen, der zwischen der würdigen heiligen Bestimmung eines Vaterlands-Vertheidigers, und der unwürdigen eines abgerichteten Söldlings liegt. Sollte darum nicht schon die Schule, ja der Religionsunterricht selbst hierauf vorbereiten, und im Jünglinge das Bewußtseyn pflanzen, daß er zu einem Volke gehöre, welches, ausgezeichnet vor andern, von der Vorsehung selbst berufen ist, zu zeigen, daß nicht menschliche Macht und Fürstengewalt, noch Reichthum das Höchste sind, und daß ein Volk ohne dieß alles selbstständig und glücklich seyn kann! Dafür muß aber die Lehre von Eid

und Treue besser herausgehoben werden im Religionsunterricht, wo weit unfruchtbarere, das Gemüth wenig ansprechende aber oft drückende Dogmen von den Lehrern recht breit vorgebracht werden, und hingegen der Leitstern jedes Menschen, der Inbegriff der Volkswohlfahrt, die Liebe gegen Gott und Menschen, und die Treue, ohne welche die Liebe nur einen vorübergehenden gelegentlichen Werth hat, und der Eid, durch welchen wir uns durch das angenommene Christenthum frey und aus Ueberzeugung zur Treue gegen Gott und Menschen verbinden, und durch welchen Schwur in der höchsten Erhebung der Seele wir wahre Eidsgenossen gegen unsere Familien, Mitbürger und Mitchristen, ja gegen Gott und uns selbst werden, — wo diese Hauptlehre, sage ich, frostig und kurz abgethan wird. Sie ist der Ring, der die Lehre mit dem Leben, der den Unterricht mit der Erziehung, den Kopf mit dem Herzen verbindet. Diese Bundestreue ist die beste Aussteuer, die der Jüngling in's bürgerliche Leben hinüber nimmt, wenn er seinen Unterricht vollendet hat. — Der Mangel dieses Ankers ist es, durch welchen er, auf einmal allen Winden preisgegeben, verwildert, versinkt, irrfährt, weil er

doch nur unterrichtet, nicht erzogen, nicht gesittet wurde.

Daß diese Liebe des Kindes zur Treue des Jünglings und Mannes erstarke, zur Treue, diesem schönen Prädikate, das von Alters her dem Schweizernamen und dem Deutschen von aller Welt beigesetzt wurde, das ist die Aufgabe, die gelöset werden muß, wenn es besser werden soll, und die Volkserziehung über die Schule hinausreicht.

So dürfte auch erst aus einer bessern und eigenthümlichen Volkserziehung die Möglichkeit einer zweckmäßigern Gemeinds-Verfassung hervorgehen: Und wie großen Einfluß diese hinwiederum auf die National-Wohlfahrt habe, wird wohl allgemein gefühlt. Der Staat bedarf ruhige, selbstständige, kräftige Bürger, die ihre und der Gemeinde Geschäfte mit Segen zu führen geschickt und bereit sind, die mit dem Gemeinwesen zusammenhängen, als organische Theile eines Ganzen. Und wo sollen diese gebildet werden zu solcher Fähigkeit und Gesinnung, wenn es in den Volksschulen nicht geschieht? Sie sind der mütterliche Boden, in welchem die Wurzeln des Baumes liegen, der dem Staate Früchte bringen soll. Wird dieser Boden nicht

urbar gemacht, so werden Habsucht und Unwissenheit, Betrug und schlechte Verwaltung so lange an den Wurzeln nagen, bis das Mark des Baumes krank wird, und er selbst verdirbt.

Soll aber wirklich aus den Schulen die Heilung der Zeitgebrechen hauptsächlich hervorgehen, so muß auch außer denselben dem Verderben gesteuert werden, das sonst jede neue Generation, so wie sie in's Leben tritt, wie eine Seuche ergreift, und die edeln Keime, die eine bessere Erziehung entwickelte, bald wieder erstickt, ehe sie zu Früchten reifen.

Es liegt das Hauptübel in der Engherzigkeit, welche in allen besondern Kreisen der Gesellschaft herrscht, und das jugendliche Gemüth selbst, das so bereit ist, sich auszudehnen, und mit der die edlere Jugend durchwärmenden Treue alles zu umfassen, — sobald es einen Stand gewählt hat, wieder zusammenzieht und verschließt, weil es überall verschränkte statt offene Arme findet.

Die Regierungen und die Gemeinden, die Geistlichkeit und der Industrie-Stand, der Landmann und der Wehrmann, sie betrachten sich als abgesonderte Theile eines durch die Nothwendigkeit allein übelgefugeten Ganzen, nicht als

eine gediegene, durch Herz und Sinn und durch eine höhere Ordnung bestimmte, unauflösliche Einheit. Darum bilden sich überall Gegensätze und feindselige Einwirkungen. Hier entfremdet übelverstandene Religiosität alles Leben, dort verschlingt der gemeine Geschäftsgang alles edlere Gefühl in gänzlicher Weltlichkeit. Die Kriegslust entführt den Jüngling dem Vaterlande in fremde Dienstbarkeit, und wenn gemeinsame Gefahr jedes Mannes Arm und Herz fordert, denkt die Mehrzahl nur an ihr Dach und an ihre Waare. Wir finden uns zersetzt in so viele Klassen, als wären wir chemisch ausgeschieden; Interessen, Meynungen und Tracht ordnen uns wie der Mineraloge seine willkührlich gewertheten Gesteine, und religiöser Mißverstand scheidet uns in prismatische Farben.

Diese Dissonanzen, die das ungeprüfte Herz des auf die Welt-Universität tretenden Jünglings verwaisen und verstimmen, oder verwirren, führen ihn nur zu leicht auf den verderbenden Gedanken, daß die Aussteuer der Treue, mit der er die Lebensbahn betreten soll, ein Trugbild des Herzens, und außer ihm nicht wieder zu finden sey; er verläßt sich selbst und den Felsboden seiner Heimat, und folgt dem Beispiel der Menge

die ihm in's Schiff des Leichtsinns ruft, ohne zu ahnden, wohin ihn der Strom führen wird.

Wahrlich es thut Noth, daß die große Familien-Einheit des Volks wieder überall geknüpft, und bewahrt werde. Möchten doch die Regierungen in dieser Hinsicht suchen und fördern, was die schweizerischen Gesellschaften bezwecken; möchten sie vorzüglich auch für die öffentlichen Feste den Sinn unserer Väter haben; möchten sie die Vereinigungen zwischen Gemeinde und Gemeinde, Bergbezirk und Thalschaft, Rhoden und Rhoden, Kanton und Kanton fördern mit allem, was ihnen zu Gebote steht, damit das Alter mit der Jugend, der Magistrat mit dem Bürger, das Herz mit dem Herzen verknüpft werde; damit wir nicht nur Ein Land, sondern Ein Volk seyen.

Aus diesem schönen Einklange würde allgemein erblühen, was jetzt in noch so schönen Vorbildern doch nur einzeln im Vaterlande sproßt; und die wahre Erziehung wäre die erste schöne Frucht. Denn, weit entfernt, daß dieser Sinn Eintrag thun würde dem Familienleben und der Häuslichkeit, gäbe er diesem einen neuen Glanz, und neuen Reiz für die Jugend! Häusliche und öffentliche Erziehung kämen in Einklang. Die

Dorfschulen, für welche die Gemeindsvorsteher, Seelsorger und Hausväter in mehrern Kantonen mit so großem Eifer und bedeutenden Zubußen sorgen, würden mit schnellern Schritten vorrücken, und eben so viel Nacheiferung, als jetzt Neid und Eifer erregen. Der verkümmerte Schullehrerstand würde verbessert, die engen dumpfen Schulstuben, wie das beklommene Herz des Schulkindes, erweitert und erhellt, und mit der Entwicklung des Verstandes und Gemüthes auch industrielle Anleitungen und mehrere Regsamkeit verbunden. Die bisherigen Stiefkinder der menschlichen Cultur würden mehr und mehr Armenschulen finden, wie die musterhaften zu Genf, Hofwyl, Bläsihof und an der Linth, und mehrere mit Gemeindsarmenhäusern bereits verbundene Industrie-Schulen. Die unglücklichen von der Natur mangelhaft ausgestatteten Kinder selbst, denen die allgemeinen Schulen wenig oder gar nichts seyn können, für die körperlich oder geistig Schwächlichen, die Blinden und Gehörlosen, würde gleichmäßig gesorgt, alldieweil sie jetzt noch, mit wenigen örtlichen Ausnahmen, zu Tausenden ganz eigentlich zu Grunde gehen, weil für sie kein Herz schlägt, dessen Verhältniß im Staate es erlaubt, mit Erfolg für ihre Er=

ziehung zu sorgen: Noch leuchtet ihnen kein Licht, und sie können im Schooße der Civilisation nicht zu Menschen reifen, nicht zu gleicher Bestimmung gelangen, wie andere Kinder Gottes.

Am meisten noch vielleicht würden die höhern Bildungs-Anstalten und die Kirche gewinnen, wo das Talent seine Stelle, und der ausgezeichnete Fleiß die ihm gebührende Anerkennung fände. Die Schweiz würde sich dann auch wohl nicht länger mit Gymnasien oder solchen Akademien begnügen, die, mit rühmlicher Ausnahme von Zürich, Basel und Genf, — dem Jünglinge, der sich wissenschaftlich tüchtig ausbilden will, noch nicht im Vaterlande selbst gewähren, was er auswärtig suchen muß, Studien-Freiheit, und vorzügliche, in ihrem Wirken nicht gehemmte Lehrer.

Für das weibliche Geschlecht, welches in Hinsicht des rein menschlichen eine weit bedeutendere Wirksamkeit auf Erziehung hat, als keine Schuleinrichtungen erreichen, für die weibliche Erziehung zu Frauen und Müttern, wie das Vaterland sie bedarf, würde mehr gethan werden, als bisher, da weder Staat noch Kirche besonders Kenntniß davon nahm; als lägen sie ganz außerhalb ihren Interessen.

Endlich, woran um uns her so vieles drohend mahnt, und wozu auch ein löblicher Anfang gemacht worden, der Militär-Unterricht würde mehr und mehr eidgenössisch und auf den Einen Zweck, Vertheidiger des Vaterlandes zu bilden, eingerichtet; daß der Jüngling im Lager gestärkt und veredelt, mit dem Volke zu dem er gehört vertrauter und für das Vaterland begeistert werde, anstatt in fremden und inländischen Garnisonen seine Sittlichkeit, seinen Bürgersinn und seine wahre Kraft und Tüchtigkeit zu verlieren.

So würde überhaupt, — denn alles Einzelne läßt sich nicht aufzählen — so würde mit der Herrschaft des Gemeinsinns und mit der Entwickelung der sittlichen Kraft der Nation alles Gute und Schöne im Vaterlande aufblühen. Behörden wie Privatgesellschaften zur Förderung der Industrie, des Landbaues, der Forst- und Alpen-Cultur, würden mit ganz andern Hülfsmitteln und mit höherm Muthe einschreiten, als jetzt kaum merkbar geschieht, wo alles den vereinzelten Kräften, dem Zufall und der Zeit überlassen bleibt, damit es von selbst komme. Aber es kömmt nicht; vielmehr offenbaren sich einstweilen alle Auswüchse der Thorheit und des

Aberglaubens, der Faulheit und übeln Berathung und jederley gegenseitiger Hemmung bis zur Verwilderung des Volks und Verarmung des Landes.

Werden die angedeuteten Mängel unsers Gesammtlebens gefühlt, und ihre Quelle erkannt, wird dagegen das Bessere eingesehen, und mit Sehnsucht herbeygerufen, wer sollte nicht wünschen, daß diese Gesellschaft, und jedes von ihren Gliedern in seinem Kreise auch thue, was möglich ist? Wie es geschehen möge, ist im Einzelnen bereits angedeutet worden, und die Umstände werden jeden bestimmen, der Einsicht und Willen hat, was er thun solle und wie? Aber das glaube ich hier behaupten zu können, daß bereits das freimüthige Aussprechen unserer patriotischen Wünsche nicht ohne Bedeutung und Wirksamkeit ist, weil in solchen Angelegenheiten die Stimme des Einzelnen in Vieler Herzen wiederklingt. Was ich hier ausgesprochen, — ich weiß, es regt sich in Ihrer Aller Herzen, theure Freunde, es wird tief empfunden von einer großen Zahl der Landesväter, der Geistlichkeit und der Bürger; aber dennoch fand ich mich in meiner freien Stellung berufen, als öffentliche Meynung zu sagen, was die Gegner noch nicht als allgemeine öffentliche Mey=

nung eingestehen, als Faktionsgeist Einzelner verhöhnen, und als schlecht zu verurtheilen wagen, was wohl unser Volksheil, aber auch ihr persönliches Verderben begründen würde. Sie treten noch öffentlich auf, und verwirren den Sinn so vieler Magisträte und Hausväter durch ihre schreyenden Ansprüche und Vorspiegelungen, sie nehmen die Censur und fremde Abentheuer zu Hilfe, die oft durch Orden und Titel, durch das Gewand der Offizialität oder des Mönchthums einschüchtern, — und der gesunde Sinn so manches wackern Schweizers steht vereinzelt da. — Aber seit die Welt steht, ist die Macht der öffentlichen Meynung noch nie so stark, so allgemein, so gefürchtet in die Schranken getreten. Und ihr huldigen die edelsten Fürsten und Landesväter; sie leihen ihr Ohr einer Sprache, die sonst nicht immer den Thronen und Rathszimmern nahen durfte. Sie wird von ihnen nicht mehr als Feind, sondern als mächtige Stütze betrachtet, ohne welche jede Regierung, aller Bündnisse ungeachtet, vereinzelt da steht; sie ist ein treuer Wächter der Regierung, wie sie an den Spionen falsche Wächter hatten; sie vereinigt die Staatsbürger, sie rettete Preußen, wie sie die Schweiz befreite, sie schützt die grie-

chische Christenheit, sie warnt Partheyen und Leidenschaften mit der Sprache der Chöre in den griechischen Schauspielen; sie bringt der Menschheit Palme und Schwert, und weiht beide den Regierungen, die nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Nation als legitim, als das Volk Gottes, nicht nur als das Volk der Menschen ansehen; die nicht wie das Verderbniß der neuen Zeit sprechen: „l'état, c'est moi" 1) sondern mit dem heiligen Propheten des Alterthums: Wehe den Hirten Israels die sich selbst weiden; sollen nicht die Hirten die Schafe weiden? 2) — In dieser Macht steht und wirkt auch unsere Freundschaft und der Bruderbund dieses Tages — kämpfend um die wahre Friedenspalme in Wahrheit und Freyheit und Gesittung.

Doch in dieser Aussicht auf die große Ernte, die ihre Arbeit erfordert, wie sollte ich da nicht zweier Arbeiter gedenken, die — die Garben im Arme, gefallen sind; — des Zürcherischen Staats-

---

1) Ludwig XIV.
2) Ezech. 34. 2.

raths Hans Conrad Escher von der Linth, und des Aargauischen Staatskanzlers Rudolf Kasthofer, an welchen großherzigen Männern wir zwei Freunde und Mitglieder unserer Gesellschaft, das Vaterland zwey der ausgezeichnetesten Bürger verloren haben. Ihr Privat- und öffentliches Leben war zu reichhaltig, als daß ich den Gedanken hegen könnte, in so beschränkter Zeit und Kraft zu schildern, was eine geübtere Hand uns und der Nachwelt würdig darstellen wird! — Nur sey meinem trauernden Herzen gestattet, an die theuern Namen zu erinnern, die jedem Eidsgenossen zur Nachahmung, zur Ermuthigung, zum Danke und zum festen Glauben an die Edeln unserer Nation vorschweben müssen.

Wenn gleich Escher mit einem Bürgerkranze geziert ist, der wie eine Glorie glänzt, vom ganzen Vaterlande dargereicht, so darf ich es dennoch wagen, die Bürgertugend Kasthofers in mancher Hinsicht in dem gleichen Bilde zu vereinigen. Beide Männer besaßen in hohem Maße die Bürgertugenden, im Privatleben als Vater, Bruder und Freund gleich edel und rein und thätig zu seyn, wie im öffentlichen Leben, — die großen Bürgertugenden der Mäßigkeit und Thätigkeit, der Anspruchlosigkeit und Milde, die

sich in so großer Kraft bewährt, wenn sie nicht allein bei dem Beginn des öffentlichen Lebens, sondern bey steigendem Einflusse, voller Anerkennung des Verdiensts, und immer allgemeinerer Liebe und Wirksamkeit — sich auch bis zum letzten Odemzuge gleich bleibt. — Beide traten gleichzeitig in die bedeutendere Bahn der Staatsgeschäfte, zu jener unseligen Zeit, da das theure Vaterland durch von außen gestreute Zwietracht, Verblendung und Ohnmacht eine Beute des Siegers wurde. Beide weihten sich dem gebeugten Vaterlande, als es nur galt, die Trümmer des Rechts, der Ehre und Wohlfahrt zu retten, und der Schmach nicht zu achten, noch der Mißkennung, des Undankes und so vieler theurer, persönlicher Opfer, — als Eichen im Sturme zu stehen, wo Feigheit und übelverstandener Patriotismus sich aller Mithülfe entzog, und das Vaterland ganz die Beute der Schlechtigkeit und Raubsucht geworden wäre, hätten sich nicht solche Männer von Klugheit und Kraft, von Herz und Kenntnissen zu seiner Rettung hingegeben. Da lernten sie sich beyde kennen und schätzen, und blieben sich auch getreue Freunde bis in den Tod.

Wenige Jahre nachdem die Schweiz allmä=

lig wieder aus der eingebrochenen Fluth erstanden war, und die Pestluft der stehenden Sümpfe, die zurückblieben, durch unsere reinere Gebirgsluft und freye Sonne verdrängt wurde, beyde sich allen gemeinnützigen Anstalten und Gesellschaften wiedmeten, deren Vorsteher sie öfters waren, und Kasthofer bereits als Kanzler das volle Vertrauen der Aargauischen Regierung genoß; begann nun Escher das große Unternehmen der Austrocknung der Linth- und Maag-Sümpfe zwischen dem Zürcher- und Wallenstadtersee, dem er 16 Jahre unausgesetzter Sorge und Arbeit weihte. Welch ein Beyspiel patriotischer Ausdauer und Kraft! welch schöne Anwendung der Kenntnisse und Talente zur Rettung der unfruchtbarsten Thäler, aus einer Versumpfung, die schon vor fünfzig Jahren durch wiederholten, erschütternden Ruf der Thäler um Hülfe vor den Tagsatzungen zur Sprache gekommen war, aber als unausführbar jährlich in die Abschiede fiel. Allerdings können wir annehmen, damals sey die Wissenschaft noch nicht zu einem solchen Unternehmen reif gewesen, wenn die Regierungen auch den kräftigen Willen dafür ausgesprochen hätten. Allein es ist doch erhebend, daß es die Helvetische Gesellschaft war, die nun

vor bald dreißig Jahren diese Angelegenheit wiederholt zur Sprache gebracht, und unserm edeln Escher da von einflußreichen Freunden an's Herz gelegt wurde. Noch erhebender ist es, daß ein Privatmann, ausgerüstet mit Muth, Wissenschaft, Körper- und Geisteskraft, durchzudringen und der republikanischen Bedächtlichkeit der Regierungen Flügel zu leihen wußte, zu vollbringen, was sonst nur Könige durchzusetzen vermögen!

O zu früh ist uns der Landesvater entrissen, durch den der Himmel so viel Segen verbreitete, der bis an seine letzten Lebensstunden das Gemeinwohl des Vaterlandes als Magistrat, wie das besondere Wohl der Linth-Thäler in seinem reichen und reinen Gemüthe trug und väterlich bedachte.

Eidsgenossen, Brüder! Vereinigen wir uns am Grabe unserer edelsten Freunde, und in ihrem unauslöschlichen Andenken — uns zu kräftigen und zu ermuthigen, jeder nach seinem Vermögen — uns auch dem Wohl des vaterländischen Gemeinwesens zu weihen, nichts zu scheuen, wie sie nichts scheuten, Gott und der Nachwelt und — ein Trost, der doch selten ausbleibt! —

gleichgesinnten Freunden das Urtheil über unsere Handlungen zu überlassen, und fest zu stehen in der bewegten Zeit, die auch uns — vielleicht bald — prüfen wird.



Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1824.

Zürich,
gedruckt bey Geßner.

Es war wohl auch eins der erfreulichen Zeichen einer immer fester wurzelnden Eidgenössischen Bruderliebe, daß, ungeachtet der überaus rauhen Witterung, sich doch beinahe hundert Mitglieder und Gäste zur funfzigsten Versammlung der helvetischen Gesellschaft einfanden. (Eine beträchtliche Anzahl derselben war schon am Vorabende, den 17. Mai eingetroffen.)

Die Rede des Herrn Präsidenten, Professor Joh. Caspar von Orelli von Zürich, womit er am Morgen des 18. Mai diesen Feyertag Eidgenössischer Freundschaft und Treue weihte, forderte zu ernster Beherzigung alles dessen auf, was der edle Zweck der Gesellschaft von der Gesammtheit derselben und von jedem ihrer Mitglieder in einer durch den Kampf zwischen Finsterniß und Licht so sehr bewegten Zeit fordern, mit ernsten Winken auf das deutend, was jedem Vaterlandsfreunde vor

Allem theuer und heilig seyn soll, und mit Beziehung auf seine der Gesellschaft im J. 1822 vorgetragene Rede: über den geistigen Bildungstrieb der Schweiz in der Gegenwart.

Diese Anrede begleitete der Herr Präsident mit einer kurzen, aber merkwürdigen, Lebensgeschichte des Italiäners, Lälius Sozinus, dem die Treue an seiner religiösen Ueberzeugung Marter und Tod drohende Verfolgung zuzog; der deswegen sein geliebtes Vaterland verließ und in Zürich so lange Zuflucht und bei den Gelehrten daselbst Freundschaft und Hilfe fand, bis ein finstrer Zeitgeist auch da ihm noch den Abend des Lebens trübte. In diesem so treu gezeichneten Bilde des Lebens und der Schicksale des edeln frei denkenden Mannes zeigte der Biograph die Kraft und Seelengröße der Urheber großer, freier, edler Ideen in der Verfolgung; die rührende Theilnahme, die sie bei den Besten des Menschengeschlechtes finden — und hinwieder den schwarzen Verrath und die tyrannische Willkühr bei den Feinden der Wahrheit. Er wies auf den endlich über dem Grabe und

den Brandstätten der Freunde des Lichtes erfochtenen Sieg der verfolgten Ideen, und auf die endlich doch aus dem Kampf zwischen Finsterniß und Licht hervorgehende Macht der Wahrheit. Mit freudigem Dank erkannte die Gesellschaft, wie sehr die Vorträge ihres Präsidenten dieselbe ehren.

Das Protokoll von der Sitzung des letzten Jahres wird verlesen und genehmigt.

Auf den Wunsch mehrerer Mitglieder macht das Comité der Gesellschaft folgenden Vorschlag wegen des Versammlungsortes: Schinznacht soll immer je das eine Jahr der Versammlungsort der Gesellschaft bleiben; je das zweite Jahr aber soll zur Erleichterung der allzuweit von Schinznacht entfernten Mitglieder der Versammlungsort abwechseln und das eine Mahl in die östlicher, das andere Mahl in die westlicher gelegene Schweiz verlegt werden. Die Gesellschaft genehmigt den Vorschlag, mit der Bestimmung: Die nächste Versammlung soll zu Schinznacht seyn, und das Comité soll sich im Laufe des Jahres erkundigen, an welchem andern Orte in

der östlichen oder westlichen Schweiz man wohl aufgenommen werden könnte.

Die Zeit für die Versammlung im nächsten Jahre ward wieder auf den Dienstag vor der Himmelfahrtwoche festgesetzt.

Zu neuen Mitgliedern wurden folgende Ehrengäste angenommen:

Herr J. Al. Zimmermann, Kaplan zu Buochs im K. Unterwalden.

Herr Monod von Nyon im K. Waadt, wohnhaft zu Lenzburg.

Da diese Kantone noch nicht drei Mitglieder in der Gesellschaft haben, so wurden sie, den Statuten gemäß, bei ihrem ersten Besuch gewählt. Die folgenden Eidgenössischen Freunde hatten schon zweimal der Gesellschaft beigewohnt und wurden auch zu Mitgliedern erwählt:

Herr J. Amsler, Pfarrer zu Meisterschwanden.
= Gottlieb Dürr, Kaufmann in Aarau.
= A. Stapfer, D. M. zu Königsfelden.
= Vok, M. D. zu Sarmenstorf.
= J. Welti, M. D. zu Zurzach.

Herr A. Vogel, Kaufmann von Rouen, gebürtig von Mühlhausen, ward zum Ehrenmitglied ernannt.

Die Mehrheit der Gesellschaft beschließt bei Gelegenheit der Wahl des Präsidenten eine Abänderung folgenden Satzes in §. IV. der Statuten: „Der Vorsteher wird aus der Zahl der gegenwärtigen Mitglieder erwählt"; derselbe wird umgeändert in den also lautenden Satz: „Der Vorsteher wird aus der Zahl der wirklichen — an- oder abwesenden Mitglieder erwählt."

Herr Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern wird zum Präsidenten der Gesellschaft für das nächste Jahr ernannt.

Aus Mangel an Zeit bleibt die Erneuerung der Comitéglieder auf künftiges Jahr verschoben.

Nachmittags unterhielt Herr Großrath Em. Fröhlich von Bruck die Gesellschaft mit einer Vorlesung: „über den Werth der klassischen Bildung für den Bürgerstand," von welcher hier das Wesentlichste mitgetheilt wird und Herr Pfarrer Fröhlich von Bruck beschenkte sie mit einer Blume seines Dichter-

talentes in dem schönen Schweizerliede, das auch den Verhandlungen beigefügt wird.

Das Frohgefühl des Segens, der unser Vaterland im Schoße des Friedens und im Genusse uralter Freiheit beglückt, sprach sich bei der Tafel in traulich freundschaftlicher Unterhaltung aus und ergoß sich in den herzerhebenden Gesang eines zahlreichen Männerchors trefflicher Sänger. Kein Eidgenosse schied von diesem Feste ohne Erneurung des heiligen Gelübdes: Liebe und Treue dem Vaterland bis in den Tod.

Schinznach, den 18. Mai 1824.

J. M. Schuler,
Sekretair der Helvet. Gesellschaft.

Verzeichniß
der anwesenden Mitglieder.

Herr Joh. Caspar von Orelli, Professor zu Zürich, Präsident.
- „ J. Albrecht, Vikar in Zofingen.
- „ Ammann, M. D. von Bünzen, K. Aargau.
- „ Amsler, Fürsprech zu Wildenstein, K. Aargau.
- „ Bächlin, Staatskasse-Verwalter zu Aarau.
- „ Bertschinger, D. J. von Lenzburg.
- „ S. Bertschinger, zu Lenzburg.
- „ J. Bapt. Deschwanden, von Stanz.
- „ J. C. Feer, D. J. von Aarau.
- „ C. Fröhlich, Kantonsrath, von Bruck.
- „ A. E. Fröhlich, Pfarrer von Bruck.
- „ J. Germann, Pfarrer zu Otelfingen, K. Zürich.
- „ G. Hagnauer, Lehrer, von Aarau.
- „ L. Hartmann, Verwalter, von Luzern.

Herr Häusler, M. D. von Lenzburg.
= Häusler, Färber, von Lenzburg.
= K. Herose, von Aarau.
= F. X. Hübscher, Pfarrer von Rapperschweil.
= Hürner, Appellationsrichter, von Aarau.
= Jäger, Gerichtsschreiber, von Bruck.
= Imhof, M. D., älter, von Aarau.
= M. Lutz, Pfarrer zu Läufelfingen, K. Basel.
= v. Meiß, Alt=Stadtrichter v. Zürich, zu Bruck.
= P. Merian, Professor der Physik zu Basel.
= K. Meyer, von Lenzburg.
= Ulr. Munzinger, von Olten.
= H. v. Orelli, Oberrichter, von Zürich.
= E. Pfyffer, Staatsrath, von Luzern.
= J. R. Ringier, von Lenzburg.
= F. Rothpletz, von Aarau.
= Rüepp, D., von Sarmenstorf, K. Aargau.
= Dietr. Schindler, Appellationsrichter, von Mollis, K. Glarus.
= J. R. Schinz, M. D., Oberrichter, von Zürich.
= Schmid, Pfarrer zu Uerkheim, K. Aargau.
= v. Schmiel, Regierungsrath zu Aarau.
= Schmutziger, M. D., von Aarau.
= J. M. Schuler, Pfarrer zu Bötzberg, K. Aargau.
= Stäbli, M. D., Bezirksarzt zu Bruck.

Herr Tanner, D. J., von Arau.
= Troxler, D. und Professor, von Luzern.
= L. Usteri, V. D. M., von Zürich.
= Ferd. Wydler, Apotheker, von Aarau.
= Leonh. Ziegler, Buchhändler, von Zürich.

Verzeichniß der Ehrengäste.

Herr Albrecht, M. D., von Lenzburg.
- " J. Amsler, Pfarrer zu Meisterschwanden.
- " N. Bally, von Schönenwerth, K. Solothurn.
- " Baumann, Vikar zu Seengen, K. Aargau.
- " D. Bernoulli, von Basel.
- " J. Bernoulli, von Basel.
- " Leonh. Bernoulli, von Basel.
- " Bertschinger, Appellationsgerichtsschreiber, zu Aarau.
- " J. Brentano, Oberst, von Laufenburg.
- " G. von Burg, Kaplan zu Schönenwerth.
- " J. K. Burkhard, von Basel.
- " K. Burkhard, von Basel.
- " L. Chatouby, Stud. Phil., zu Aarau,
- " J. Dürr, Kaufmann von Aarau.
- " J. Escher, Alt-Amtmann zu Kappel, K. Zürich.

Herr Wilh. Fehr, Hauptmann, von Frauenfeld.
- = Friedrich, Apotheker, von Zofingen.
- = H. Fries, V. D. M., von Zürich.
- = K. Fröhlich, Lehrer, von Bruck.
- = R. Fröhlich, Mechanikus, von Bruck.
- = Germann, D. M., von Zürich.
- = R. Hanhart, von Dießenhofen, Rektor des Gymnasiums zu Basel.
- = Hanhart, Stadtpfarrer zu Winterthur.
- = F. Helbling, Stud. Theol., zu Aarau.
- = F. Hemmann, von Bruck.
- = F. Herose, von Aarau.
- = Hirth, Chorherr von Schönenwerth.
- = Hirzel, D. Phil., von Zürich.
- = Imhof, M. D., jünger, von Aarau.
- = F. L. Keller, D. J., von Zürich.
- = F. Kienast, Kandidat, von Aarau.
- = W. H. Koller, von Zürich.
- = König, D., zu Wildeck, K. Aargau.
- = J. J. Kraft, von Bruck.
- = R. Kraft, Lehrer zu Lenzburg, von Bruck.
- = Kronauer, Arzt zu Bruck.
- = Linsemann, Pfarrer zu Kirchdorf bei Baden.
- = J. H. Locher, reformirter Pfarrer zu Baden.
- = v. Meiß, Oberamtschreiber, von Zürich.
- = C. Monod, von Nyon, K. Waadt.

Herr H. Nüscheler, V. D. M., von Zürich.
= D. Pestalozzi, Professor, von Zürich.
= Rauchenstein, von Bruck, Professor zu Aarau.
= Siebenmann, Bezirkverwalter, von Aarau.
= A. Stapfer, M. D., zu Königsfelden.
= Steigmeyer, Pfarrer zu Unter=Endigen, K. Aargau.
= Süß, Notar zu Kastelen, K. Aargau.
= Sutermeister, Pfarrer zu Tägerfelden, K. Aargau.
= Vok, M. D., zu Sarmenstorf, K. Aargau.
= F. X. Wagner, St. Phil., von Laufenburg.
= J. Welti, M. D., von Zurzach.
= J. E. Welti, D., von Zurzach.
= J. Al. Zimmermann, Kaplan zu Buochs, K. Unterwalden.

Fremde Ehrengäste.

Herr A. Vogel, Handelsmann zu Rouen, von Mühlhausen.

Rede

in der Versammlung der

helvetischen Gesellschaft.

Gehalten am 18. May 1824 zu Schinznach,
von ihrem Vorsteher,

Joh. Caspar von Orelli,

Professor zu Zürich.



Theuerste Freunde und Brüder!

Seyen Sie mir Alle, die frühern Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, und die neuhinzugekommenen Ehrengäste, eidgenössisch begrüßt an dieser Stätte der Eintracht, wo wir des Drückenden aller sonstigen Verhältnisse und Umstände entledigt, einzig dem reinschweizerischen Sinne, der hehren Erinnerung an die Väter, den Hoffnungen für das künftige Heil unsers Vaterlandes leben. Sein guter Genius möge es unversehrt durch die Stürme der bewegten Zeit hindurchleiten! und so lange wir einen Rest von Ehre bewahren, keine fremde Uebermacht sich selbst in der Weltgeschichte, auf ewig, die Schmach unserer Unterdrückung rüsten!

Den wenigen Stunden unsers Zusammenlebens rechne ich es zu wahrem Gewinne an, daß unsre Schinznacher = Verfassung endlich

genügend festgesetzt, und somit, wie alles Vollendete — beseitigt ist.

So können wir uns hierin künftig, einer großen Zeitlehre gemäß, an das Bestehende halten, und wir wiedmen die beschränkten Augenblicke geistigerer Unterhaltung. Formen sind allenthalben nothwendig; allein das unzertrennlich damit verknüpfte Lästige fühlt man gerade da am peinlichsten, wo die Freiheit der Bewegung und Mittheilung von Einzelnen ans Ganze, von Einzelnen unter sich die einzige werthvolle Hauptsache bleibt. Hier öffnen sich die Gemüther: anderswo übt sich der Scharfsinn und das Wort.

Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft selbst ist wenig zu sagen. Die Verhandlungen und die Reden des würdigen letztjährigen Vorstehers sind auch dießmal ohne Censurlücken zum Druck befördert worden.

Andre Versuche, die Gesellschaft mehr zu bethätigen, sind durch zufällige Umstände bis dahin vergeblich geblieben. Ein Hauptgedanke übrigens, unmittelbar der Gesellschaft, dann andern Vaterlandsfreunden, ja in einem wei=

tern Kreise noch, dem Volke überhaupt, zu einer gediegenen Sammlung vaterländischer Gesänge zu verhelfen, darf darum noch nicht aufgegeben werden.

Die Schwierigkeit liegt vielleicht mehr noch in der Ausmittelung passender Lieder, als in der Composition, für welche ausgezeichnete, mit uns befreundete Künstler, nachdem bereits eine bestimmte Einladung von unserer Seite an sie erging, das Ihrige wohl gerne leisten werden.

Schwierig ist es in der ersten Rücksicht, schon unter dem bereits Vorhandenen eine strenge Auswahl zu treffen; schwieriger noch, was etwa Neues angeboten würde, zu sichten; den poetischen und musikalischen Kampfrichter zu bestimmen; denn nur dem Vorzüglichen, bei aller Einfachheit wirklich Kunstgemäßen und Edeln könnte die Gesellschaft gleichsam ihre Sanction ertheilen, sich und andern dauernden Genuß davon versprechen.

Von andern gedenkbaren Versuchen, [dem Vereine einen wissenschaftlichen oder gemeinnützigen Zweck anzuweisen, halte ich, die Wahrheit zu gestehn, nicht viel.

Bis auf unbedeutende Besorgungen, womit das Comité beauftragt ist, beschränkt sich das eigentliche Leben der Gesellschaft auf wenige Stunden des Jahres. Der lieben Gäste sind jedesmal mehr als der eigentlichen Mitglieder, und die Bestrebungen auch dieser zu vielseitig und getrennt, als daß sich von Seite der Gesellschaft aus, welche überdieß in solchem Falle einer Gemeinkasse bedürfte, etwas mit Erfolg unternehmen ließe.

Der Mangel einer solchen Kasse, und die unendliche Schwierigkeit eine solche zu stiften, macht es unmöglich, aufstrebenden Talenten, jungen Künstlern und Gelehrten durch Unterstützungen ihre Ausbildung zu erleichtern, was mir wünschenswerther und wohlthätiger erschiene, als etwa Prämien für einzelne sogenannte tugendhafte Handlungen auszusetzen.

Ueberhaupt über alles zusammengesetzte, ruhiger Prüfung des Thatbestandes bedürftige und genau zu erörternde — wie könnten wir uns geordnet berathen, abstimmen, vollends dann das Beschlossene ins Werk setzen? Z. B. nicht einmal eine Zeitschrift können w i r her=

ausgeben: Ton, Inhalt, Tendenz, wer wollte sie bestimmen, wer im Namen der Gesellschaft die Redaction führen? etwa das stets wechselnde Comité? Zudem beschränken tausenderlei Rücksichten der Höflichkeit und Furcht die Publicität der Gegenwart bei uns so, daß schweizerische Jahrbücher, wie man sie einmal geben kann, das Publicum unmöglich lange interessiren, — wie man sie geben könnte, alle vierzehn Tage der Unterdrückung gewärtig seyn müßten.

Indeß dürfen wir uns beglückwünschen, bereits ein Journal zu besitzen, gegen welches nur die höchste Beschränktheit, oder rasende Parteisucht sich tadelnd äußern kann. Ich spreche von der Helvetia, welche, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, ganz unabhängig von der Gesellschaft erscheint, allein im reinschweizerischen Sinne, also hoffentlich auch in dem unsrigen abgefaßt und geleitet wird. An sie knüpft sich manche Hoffnung der fernern Erhaltung dieses Sinnes, der historischen Belehrung gegenwärtiger und künftiger Geschlechter. Andrer Empfehlung bedarf sie nicht; aber wahr=

haftig ein mehr als Süglerisches Zeichen der Zeit wäre es, wenn sie nicht eine Reihe von Jahren hindurch fortbestünde.

In manchem dann, worauf man verfallen könnte, leistet unsre jüngere Schwester, die durch verdiente Männer zu neuem Leben gerufene gemeinnützige Gesellschaft, was sich billigerweise fordern läßt; anderes wieder die zahlreichen künstlerischen, wissenschaftlichen und Bildungsvereine, welche mit zu den schönsten Eigenthümlichkeiten unsers Vaterlandes gehören. Möchte sich an diese noch ein pädagogischer anschließen, in welchem die Lehrer der Academien und Gymnasien, der vorzüglichern Institute, welchen höhere Ideen als die des Gewinnes zum Grunde liegen, und die ebenfalls mit Verstand und Kraft ihrem Berufe obliegenden Volksschullehrer in der nazionalen Einheit ihres Berufes sich fänden und verständigten!

Was sich in unserm Kreise ohne überspannte Hoffnung wünschen läßt, beschränkt sich einzig darauf, daß so, wie früher etwa, von Zeit zu Zeit hier Gedanken ausgesprochen werden, die jeder gleich Fruchtkeimen zur That und Ver-

wirklichung in seinem Kreise mit nach der Heimath nehme; daß schweizerische Kunst und Wissenschaft sich hier in Probeausstellungen mittheile, um allgemeinere Theilnahme zu erregen. Die Erwartung des Publicums — und hier findet es eine ehrenwerthe Stellvertretung — würde den Künstler und Schriftsteller spornen und erheben: nur müßte er nicht bloß nichtssagendes Lob einernten wollen.

Ferner ließen sich wohl über Gegenstände, welche in den öffentlichen Blättern gar nicht, oder doch mangelhaft zur Sprache kommen, besonders über alles, was in die eigentliche Volksbildung einschlägt, Berichte erstatten, Anfragen aufwerfen und beantworten; aber freilich so kurz, bestimmt, gediegen, als möglich: ohne Partei- und Hadersucht, durch welche wir diese Augenblicke zu verbittern, Alle gewiß weit entfernt sind.

Ungeachtet aber der ganz offenen Anerkennung unserer äußern Unthätigkeit, halte ich immer noch gerne die von meinen trefflichen Vorgängern beinahe von jeder gedenkbaren Seite entwickelte, innere Bedeutsamkeit unsers Ver=

eines fest. Hierüber nur wenige Worte. Seine Stiftung fällt in die Zeit der neuen wohlthätigen Geistesanregung, welche sich in Frankreich, England, zum Theil auch in Italien, — ich denke hiebei an den unsterblichen Beccaria, an Genovesi, Verri, — früher noch äußerte als in Deutschland; doch auch in diesem bald nachher in den Kreisen der Theologie, Philosophie und allem Philanthropinismus sich verspüren ließ. Dieser letztere nahm in seinem Guten und in seinen Schwächen überall eine sehr bedeutende Stelle unter den damaligen Bestrebungen ein. Man suchte die auffallendsten Gebrechen der gesellschaftlichen Einrichtungen gleichsam in Güte zu heben; als auch dieß nichts fruchtete, stürzte das folgende Geschlecht das nicht länger zu haltende; ein Theil des jetzigen restaurirt. — Jener Philanthropinismus behagte dem milden Gemüthe der Schweizer besonders, und ihre alten Erinnerungen, die bei uns, weil wir wirklich eine herrliche Geschichte besitzen, auch weit lebhafter waren, als irgendwo, knüpften ihn an den Patriotismus. Gefühl, Wort, Mittheilung war aufs Herzlichste ge=

meint; manches war harmlose Ergötzung an den republikanischen Formen des Vaterlandes, die man oft in poetischer Täuschung überschätzte, ohne ihr Wesen zu besitzen. Wie sehr im sonstigen Leben die Verwirklichung des Angestrebten zurückblieb, zeigte die Revolution, als der erste Sturmstoß von außen das morsche Staatsgebäude umstieß. Unsre Gesellschaft trug freilich daran eben so wenig Schuld, als sie im Stande oder befugt gewesen wäre, die Umwälzung zu verschieben, oder ihr einen andern Gang zu schaffen.

So hat sie auch jetzt keine äußere politische Bedeutung, oder die Tendenz, eine Opposition zu bilden; ausgenommen etwa jede nicht schweizerische Gesinnung fände selbst, sie dürfte hier nicht erscheinen, noch sich ungescheut aussprechen; sie wäre nicht in ihrem Kreise, und würde nicht geduldet.

Unserer Gesellschaft eigentlicher Zweck bleibt der ursprüngliche: — trauliche Anknüpfung von Bekanntschaften unter solchen, die oft von einander hören, sonst aber sich niemals sähen. Dieses Zusammenkommen bahnt Freundschaft

unter den sich wechselsweise näher anziehenden an: Gegenseitiges Verständniß soll dasjenige zusammenführen und verknüpfen, was sonst durch die Zersplitterung von 22 Kantonen auseinander gehalten wird. Der Geist entgegenkommender Milde, des sich Annäherns zwischen ältern und jüngern Männern, der Uebereinstimmung in unsern Gesinnungen über Ehre und Wohl des Vaterlandes liegt in dem innersten Wesen unsers Vereines. Jeder, der dieß nicht miskennt, soll hier Befriedigung finden, wenn er nur nicht zu überspannte Ansprüche macht, und wozu frommt es, das Unmögliche zu verlangen?

Dennoch bleibt schon das Erreichbare werthvoll genug, um uns die Erhaltung dieser Gesellschaft zur eigentlichen Pflicht zu machen. Sollte sie — in diesen Zeiten ist auch das unbegreiflichste, unrechtlichste möglich — durch irgend einen Gewaltstreich zernichtet werden, so sind wir schuldlos daran. Allein jeder gegründete Vorwurf, durch diese oder jene Verkehrtheit der Glieder, sei ihr Daseyn unterbrochen worden, würde den dadurch wirklich Getroffe-

nen selbst bei spätern Geschlechtern verantwortlich machen. Sie würden es als Beweis anführen, zu dieser Zeit habe unter den Schweizern nicht einmal geistige Einheit mehr Statt gefunden; und wer weiß, in welche Verbindung dereinst irgend ein alles aufs tiefste ergründender Geschichtforscher den Untergang der Helvetischen Gesellschaft mit dem Ueberhandnehmen des antinazionalen Sinnes, der starren, jede Besinnung raubenden Furcht vor fremder Uebermacht zu bringen wüßte? mit Unrecht vielleicht: aber leicht gedenkbar.

Wie denn die Vergangenheit stets in einem idealern Lichte erscheint, als die lästige Gegenwart, so würde die Folgezeit wohl dem ganzen Leben, das jeden Frühling an dieser Versammlungsstätte sich regte, noch höhere Bedeutung beimessen, als es wirklich haben mochte, und klagen, daß man es nicht ohne Unterbrechung bis auf sie fortgeführt habe.

Gerade so würden wir urtheilen, wenn eine ähnliche Verbindung geistiger Art im 15ten, oder dem schon mehr dazu geeigneten 16ten Jahrhunderte Statt gefunden, die Schweizer verei=

nigt, die damaligen Eifersuchten und Zerwürfnisse zu beschwichtigen wenigstens versucht hätte, und dann das 17te, dasjenige vollendeter Steifheit und Unterdrückungsgeistes der frühern Reste des Volkslebens sie hätte untergehen lassen.

Aus nicht sehr verschiedenen Gesichtspuncten sind wir gewohnt, die freilich ungleich glänzendern, lebendigern Nazionalfeste der Hellenen zu betrachten, mit welchen unsre Zusammenkunft wenigstens entfernte Aehnlichkeit besitzt. Und wirklich, lese ich etwa, wie Isokrates bei solchen Anlässen zu seinen Stammgenossen spricht, zu der Zeit gerade, als sie bei der höchsten Geistesbildung, dennoch in sich zerrüttet, bald der fremden Arglist zur Beute werden sollten, so ist mir manchmal, ich vernehme Anklänge aus den von meinen Vorgängern hier gehaltenen Vorträgen. Behauptung der Nazionalwürde, Eintracht gegen die Barbaren, Gerechtigkeit, Mäßigung, Edelmuth im innern Leben, willige Aufopferung kleinlicher Interessen zum Besten des Ganzen, sind die Ideale, welche er schon seinen Zeitgenossen vorführt, und was anderes denn läßt sich hier empfehlen und anrathen,

als eben dieses, das Eine was Noth thut? Freilich, seine und ähnliche Stimmen verhallten fruchtlos, wenn ihr wollt; allein sie bleiben doch dauernde Urkunden ächten Nazionalsinnes, nicht leer von geistiger Bedeutung.

Das freie Rom bedurfte keiner solchen Vereine, weil das große politische Leben sich in der ewigen Stadt sonst zusammendrängte, und unter der Despotie der Cäsarn wäre jeder noch so schuldlose rein menschliche Nazionalverein, theils sinnlos, theils verdachtvoll und gefährlich geworden; nur die Handwerksgilden durften sich unter genauer Aufsicht versammeln, ihre Vorsteher wählen, ihre Kassen verwalten. Aber gleich wieder die freien Lombarden des Mittelalters hätten in einer der unsern ähnlichen Verbindung oft den besten Ableiter für die ihre Heldenstärke zerrüttenden Leidenschaften finden können. -

Jeder Spur solcher ungebotener, unbeaufsichtigter, und dennoch in ihren Schranken bleibender Regsamkeit des Nazionalgeistes und des reinen Strebens sich durch persönliche Mittheilung zu verständigen dürfte der Geschichtsfor=

scher der Sitten nicht unbeachtet lassen. Der Schweizerische müßte froh seyn, auch aus den frühern Jahrhunderten außer den Tagsatzungs-abschieden und andern Urkunden so unbefangene freimüthige Aeußerungen zu vernehmen, wie solche hier seit zwei Menschenaltern gethan wurden. Drängte er bei der Sichtung unserer Verhandlungen das Gediegenste noch so nahe zusammen, so müßte er doch auf manchen nicht verwerflichen Beleg des Sinnes gerathen, welchen die hier auftretenden Schweizer in ihrem Innersten bewahrten, und ohne unzeitige Scheue jedesmal auszusprechen sich gedrungen fühlten. Jedesmal freilich verschieden, je nach der Persönlichkeit des Redners, was eben vor Einförmigkeit sicherte: je mit mehrerer oder minderer Rücksicht auf die Gegenwart, wie sie gerade ihn stimmte, aber stets in der Ueberzeugung, daß die Gegenwart in der Geschichte nur ein unmerklicher Punct bleibt, der eben deshalb nicht der höchsten Rücksicht, noch der Unterdrückung und Zurückdrängung des freien Wortes werth ist. So müßte der ruhige Prüfer eingestehn, hier sey noch nichts von der Art gespro-

chen worden, was ein in der Geschichte seines Vaterlandes auferzogener Schweizer, rücksichtlich der Gesinnung hätte misbilligen müssen. So sehr bezog sich alles, wie auf Einen unbeweglichen Mittelpunct, auf die höhern Ideen, Freiheit, Eintracht, Thatkraft, welche das Wesen der Nazion und ihrer Geschichte einst waren, die angestrebt werden müssen, bis wir untergehn. Wer die hier an den Tag gelegten Gesinnungen angriff oder verdächtigte, war stets beschränkt, kleinlich, oder hatte er Geist, so bewogen ihn niedrige, antinazionale Zwecke dazu.

Weit aus das Meiste nun, was mir einzelnen als das Wichtigste fürs Vaterland erscheint, und für diese Stätte geeignet seyn mag, wurde bereits vor zwei Jahren an der Seite unsers verehrenswürdigen Troxlers ausgesprochen. Meine Ansichten haben sich mit dem etwas veränderten Gange der Weltbegebenheiten, und der noch bedenklicher gewordenen Lage des Vaterlandes nicht geändert; im Wesentlichen könnte ich mich nur wiederholen.

Einzig und allein von weiser Volksbildung, die von Seite der Regierungen gewollt und un=

terstützt, von den untersten Ständen bis zu den höchsten, — alle haben gleiches Recht und gleich begründete Ansprüche darauf — stufenweise hinaufsteige, umfassend und durchgreifend einwirkte — kann ich Heil für die Nazion erwarten: Geistesklarheit, innere Lebendigkeit: Stärke und Einheit in der Gefahr. — Daß überall wohlwollend und kräftig Hand ans Werk gelegt werde, ist hohe Zeit: das meiste andre, was uns Ehre schaffte, ist dahin: nur dadurch können wir uns wieder zu einer nicht bedeutungslosen Stufe unter den Völkern des alternden Europa erheben, wenn die allgemeinste Bildung fürs thätige und geistige Leben in Verbindung mit den noch vorhandenen republicanischen Formen bei uns die höchstmögliche Stufe erreicht. So betrübend es immer für den Freund der Menschheit seyn müßte, wenn rings um uns planmäßig angelegte Verstandesverwirrung und Verdunkelung, Geistesdumpfheit und Hemmung des freien Wortes gänzliche Oberhand gewänne, so sehr zu befürchten stünde, immer mehrere auch bei uns würden es zeitgemäß und für ihre Zwecke ersprießlich finden, in

ebendemselben Geiste auf unsere Nazion einzuwirken, so geben wir doch nicht alle Hoffnung auf, der richtige, klare Sinn unsers Volkes werde sich geistig nicht niederdrücken noch verfinstern lassen, und gerade dadurch könnte es am ehesten Stürme bestehen lernen und sich nach denselben wieder mit neuer Kraft erheben; noch hegen wir die Erwartung, unser Vaterland werde stets Männer besitzen, welche die Unannehmlichkeiten nicht scheuen, denen sie sich durch Thätigkeit fürs allgemeine Beste, für wahre Nazionalbildung aussetzen; finden ja selbst die bereits für ihr wohlthätiges Wirken gestraften, in ihrem Bewußtseyn des Ersatzes genug.

Schon bethätigen die herrliche Idee einer durchgreifenden Nazionalbildung zwei Anstalten in Aarau, der Lehrverein und das Schullehrer-Seminar; die von Hanhart in Basel, von Krüsi in Trogen geleiteten Unternehmungen; der Bläsihof der Zürcher; diese trösten uns einigermaßen über die Zerstörungen in Freiburg und Luzern, so wie über das Zurückbleiben anderer Kantone. Eben so wird hie und da die Erfahrung, und das Ehrgefühl der vorzüglichern Leh-

rer von kleinlichen ja ins Lächerliche fallenden Einrichtungen zurückbringen, wie wenn man irgendwo eine Art von Grabeau der Lehrer auf jedes zweite Jahr thunlich fände, oder ein geistig beschränktes Direktorium ganz in Jesuitischem Geiste verfügen wollte, kein Lehrer dürfe dem Schüler einen Rath ertheilen, oder ein Buch borgen, außer im Einverständnisse mit dem Director, und dergleichen Mißgriffe übergenauer, unkündiger Leute mehr.

Möge nur die rege Theilnahme aller ächten Vaterlandsfreunde sich immer mehr auf diesen wichtigsten Punct, die Volksbildung, hinwenden, sich hie und da Vereine bilden, deren Mitglieder, seyen es Ideen, sey es einen Theil ihrer Zeit, seyen es Geldbeiträge darbieten, um die Volksschulen und die höhern Anstalten allmählig zu heben, so lassen sich so manche der auf uns lastenden Uebel beseitigen; die Gemeindeverwaltung, die Leitung des Armenwesens, das sämmtliche Gerichtswesen, die Sittlichkeit, die wahre, nicht schwärmerische noch quietistisch dumpfe Religiosität, und durch dieses alles der

Staat selbst in seiner Gesammtheit wird an innerm Bestande bedeutend gewinnen.

Alle andern Hoffnungen — selbst die angedeuteten gehören bis auf wenige einzelne Erscheinungen in der Wirklichkeit noch zu den frommen Wünschen — bleiben eitel und vergeblich. Denn dumpf und schwül, wie vor dem Ausbruch eines verheerenden Ungewitters, oder während einer alles versengenden Dürre lastet in manch anderer Beziehung die Gegenwart über dem Haupte des ernsten Vaterlandsfreundes, während der leichte Sinn der Menge nichts ahndend dem Tage und seiner wundersamen Geschichte neugierig nachgeht, und vielen sogar eben diese Zeit als die erfreulichste zulächelt.

Unmännliche Klagen frommen nichts; und wenn ich auch, ohne in solche zu verfallen, von dem Retorsionsstreite, und Restaurationssinne, von unserer Preßfreiheit und Publicität, von der planmäßigen Herabwürdigung der Schweiz und der Verunglimpfung unserer biedersten Staatsmänner in legitimen Zeitschriften des Auslandes, von den an uns ergehenden Zumuthungen, von dem Glanze des Neapolitanischen

Dienstes, der sich würdig an die übrigen anschließt und sie gleichsam verklärt, von dem Schicksale Girards und anderer verdienter Lehrer, von den Umtrieben der Hierarchie und den protestantischen Sekten, ganz ruhig zu handeln gedächte — was könnte ich doch anderes aussprechen als Ihre eigene Gesinnung, als das Gefühl und die Ansichten, die jeder ächte Schweizer mit uns theilt — welch andern Trost gewähren, als den, welchen jeder theils in seiner Entschlossenheit, theils im Gedanken an all das Gute und Erhebende, was uns bisher noch unangetastet verblieb, einzig suchen muß?

Statt aber außer unserm Kreise nur Mißdeutungen zu veranlassen, indem alles zu sagen mögliche den Einen nicht kräftig und scharf, den andern nicht zart und behutsam genug erscheinen möchte, ohne daß weder durch Aeußerung der eigenen Ansicht, noch durch das Einverständniß von Seite der Zuhörer, noch durch die verwerfende Beurtheilung von Seite Anderer, überall die mindeste Frucht für die Wirklichkeit erzielt würde, nehme ich lieber das Recht völliger Sprechfreiheit in Anspruch, überlasse die

Gegenwart sich selbst und zieh' mich in die Vergangenheit zurück. Statt weiterer Rede theile ich Ihnen also einen historischen Versuch mit, dessen Gegenstand wenigstens mir hier und heute nicht unpassend schien.

Leicht ließen sich in einer Reihe geschichtlicher Darstellungen sehr anschaulich und mannigfaltig die bekannten, aber in der Wirklichkeit von keinem Jahrhunderte noch beherzigten Sätze durchführen: Jede höhere, der vorhandenen Gedankenmasse voraneilende, oder diese sogar umgestaltende Idee erregt Widerspruch und Spott bei den Gleichgültigern; Erbitterung, Rachsucht, Verfolgungsgeist bei demjenigen Theil der Menge, dessen Bestrebungen sie unmittelbar entgegentritt. Zwar der Idee selbst kann weder der Pöbel, der sie nicht begreift, noch die Willkür der jedesmaligen Machthaber, die sie nicht wollen, jemals das Geringste anhaben; vor Untergang gesichert lebt sie in der Geschichte fort, und die Nachwelt findet und anerkennt sie in dieser; oder, hier gehemmt, keimt sie frischer anderswo auf, wird allen Hindernissen zum Trotze allmälig zum Gemeingute

und übt den bedeutendsten Einfluß auf die Denkweise ganzer Jahrhunderte aus. Dieß bleibt uns eines der tröstlichsten Ergebnisse der Weltgeschichte. Freilich der erste Verkünder und Bethätiger der Idee; die, welche sie begeistert auffaßten, entwickelten, verbreiteten, büßen meist ihre geistige Erhabenheit nebst ihrem redlichen Willen durch Unbilden jeder Art. Ihre Lebensereignisse, die sich oft mit gewaltsamem Tode schließen, bilden daher in Gemeinschaft der sie begleitenden Idee ein wahrhaft tragisches Schauspiel. Ueber alles Zufällige erhebt uns Zuschauer die Standhaftigkeit, womit der Weise oder Held die ihn niederdrücken wollenden Leiden duldet; die Seelengröße, womit er dem Schicksal nicht trotzt, nur muthig entgegenkämpft und sich erst, wenn dessen Uebermacht die physisch ungleiche Gegenwehr beendigt, mit innerer Freiheit unterwirft, Habe, Persönlichkeit, Daseyn, nur die Ehre nicht, ruhig als Opfer hingibt. Anziehend ist manchmal auch die Gewandtheit, womit der schuldlos Verfolgte dem ungestümen Angriffe auszuweichen versteht, ohne sich das Mindeste zu vergeben; rührend die Freundes-

treue und Menschlichkeit, welche sich des Bedräng-
ten annimmt, und ihm sichre Freistätten öffnet.
Gegenüber stehen Verrath, treulose Kälte, und
alles Späherwesen; empörend und warnend zu-
gleich ist der Anblick der verfolgenden Leiden-
schaftlichkeit und Willkür, die sich selbst nie
klar, mit blindem Eifer das Alte, Alltägliche,
Falsche vertheidigt, als wäre ihr höchstes Gut
gefährdet. Merkwürdig für den Denker wird
in geistig sehr entwickelten Zeiten das Bemühn
der Feinde der Wahrheit, dieser bald lockende,
bald schreckende Scheinbilder von Ideen entge-
genzustellen, oft nicht ohne schwächere Geister
eine Zeitlang zu blenden: sie sehen sich nach
solchen Phantasmen um, wie aus innerer Scham
darüber, daß sie ohnedieß nur rohe Gewalt be-
säßen, kein Recht, kein wahrhaft geistiges Gut,
dem Vernichtung drohe. Umsonst: alles, was
sie vorschieben, läuft auf Autorität hinaus: der
Verstand faßt diese fest ins Auge, durchschaut
ihre Nichtigkeit; das Truggewebe zerreißt, und
die Wahrheit siegt über alle künstliche Sophistik.

Erschütternd ists von der andern Seite, wenn
die erste, reine Begeisterung bald in Schwärme-

rei, bald in rohen Starrsinn übergeht; oder wenn das Individuum aus Feigheit und Schwäche der früher vertheidigten Ueberzeugung ungetreu wird, sich zum Widerrufe bequemt, und nicht immer wie Galilei, mit stampfendem Fuße. Oefters seht ihr einen solchen Freisinnigen sich auf die Seite der ehemaligen Gegner, in treuloser Versöhnung, schlagen, und, wie vorher für's Wahre, so nun für den Irrwahn kämpfen, mit verblenden und mit verfolgen.

Daneben dann die Menge von Vorfällen, wunderbarer, ja abenteuerlicher Art, welche im Gefolge der sich heftig befehdenden Bestrebungen ziehn; und über all dem unsäglichen Gewirre immer wieder die waltende, an sich über allen Verrath erhabene Idee selbst. Alles dieß vereint sich einer tiefer aufgefaßten Geschichte der Verfolgungen im Staate, der Kirche, Wissenschaft und Kunst wenigstens eben so vieles Interesse zu verschaffen, als diejenige irgend eines kräftigern Volkes besitzt. Aus so verschiedenartigen Bestandtheilen sich jene gestalten müßte, so bliebe es doch nichts Ungedenkbares, ihr organische Einheit zu verleihen. Die Menschheit durchläuft

ihrer innersten Lebenskraft gemäß eine bestimmte, freilich von uns noch nicht berechnete Bahn; der schon zurückgelegten müßte der Forscher von dieser einzelnen Seite her folgen; das anscheinend Unregelmäßige und Zufällige der von ihm beobachteten Ereignisse, das jedoch niemals über die im Gesammtleben des Weltalls bestimmten Schranken hinausschweift, würde den Grundgesetzen des Schaffens und Zerstörens, der geistigen Action und Reaction, den steten Gegensätzen der Idee und der Leidenschaft, der Individualität und Persönlichkeit untergeordnet. So erschiene das untergeordnete Ganze nicht sowohl als ein seltsamer Roman, wie etwa die Franzosen sogenannte allgemeine Geschichten der Revolutionen und Verschwörungen aufweisen, sondern vielmehr als eine eigentliche Geschichte der sämmtlichen geistigen Kämpfe der Menschheit, welche von deren innerstem Leben, und dessen Bedeutung im Universum unzertrennlich bleiben, und nur mit dem Stillstehn dieses universellen Lebens sich in allgemeiner Todesruhe endigen können.

In einem weit beschränktern Kreise wäre es schon etwas Anziehendes und Verdienstliches einen Ueberblick von den Verfolgungen zu geben, welche seit Felix Hämmerlein in der Schweiz vorgingen; von dem Schutze, welchen die irgendwo Bedrängten auf einem andern Puncte fanden; von der Aufnahme ausländischer Flüchtlinge seit Arnold von Brescia bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Da würde erzählt, wie ihnen bald die auswärts geraubte Sicherheit im Schooße unserer Alpen zu Theil wurde, bald wie sie statt der Rettung neuen Jammer oder sogar den Tod fanden, mochte die Schuld jetzt an eigener Unvorsichtigkeit, jetzt am misverstandenen Eifer unserer Vorfahren liegen. Rein ideal würde sich das Gemälde freilich nicht ausnehmen; manches, dem edlere Beweggründe zu wünschen wären, blieb lediglich Parteisache. Nicht einzig ja der Menschlichkeit und unbefangenem Mitgefühle könnte der Geschichtschreiber die Aufnahme der Locarner und Hugenotten, die Anstellung einzelner Gelehrten und Prediger, die Duldung der royalistischen Emigranten zu-

schreiben, sondern manches kommt auf Rechnung des Religionseifers, der Persönlichkeit jener Flüchtlinge, höchstselten freilich, auch des Eigennutzes. Hingegen müßte man zwar mit historischem Gleichmuth, doch kaum ohne innern Schauer berichten, wie Servet wegen der Restitutio Christianismi, eines nicht einmal frivol freigeisterischen, oder auch nur rein rationalistischen, sondern in gar vielem apokalyptisch-schwärmerischen Buches in Genf verbrannt ward, auf Calvins Antrieb hin, in Folge ausdrücklicher Billigung der angesehensten Theologen unsrer protestantischen Städte; wie Bern den freilich unruhigen Valentinus Gentilis hinrichten, Basel David Georgs Leichnam, Bild und Bücher durch den Nachrichter verbrennen ließ, Zürich den sechsundsiebzig jährigen Bernardin Ochino, ehemaligen Kapuzinergeneral, nachher Prediger an der italiänischen Gemeinde, nebst vier Kindern mitten im härtesten Winter vertrieb, bloß weil er seine fixe Idee von der Erlaubtheit und Bibelgemäßheit der Polygamie zu unvorsichtig ausgesprochen hatte. Der Greis sah, ein zwei-

ter Ugolino, drei seiner Söhne vor sich sterben, und endigte sein Daseyn verlassen in Mähren. Sämmtlich Beispiele, welche die rasendste Parteiwuth nicht mehr zu rechtfertigen wagt, selbst wenn sie in nicht sehr verschiedenem Geiste zu handeln geneigt und nöthigenfalls im Stande wäre.

Schon diese Aufgabe würde indeß die Gränzen Einer Vorlesung überschreiten, wollte man auch nur die Thatsachen kurz anführen und es gänzlich dem Zuhörer überlassen sich selbst Rechenschaft zu geben von den allgemeinen Ergebnissen über das Recht des Asyls, über die Pflichten und Rechte der Schützlinge, über die Wünschbarkeit, daß auf dem europäischen Festlande die Schweiz unangefochten und ungefährdet fürderhin eine wirkliche Freistätte für politischer und religiöser Meinungen wegen Verfolgte bleibe, oder ob wir uns vielmehr je eher je lieber dem großen Systeme anschließen sollen, dessen erster Keim sich in den periodischen Fremdenvertreibungen des aristokratischen Sparta nachweisen läßt.

Nur die Bemerkung wäre an ihrem Platze: Alle diese Punkte seyen längst schon, theoretisch und factisch, so vollständig erörtert worden, daß jedem Einzelnen, so wie dem Staate nichts Andres übrig bleibe, als im jedesmal gegebenen Falle zu thun, was Ehre und Menschlichkeit gebiete; nicht einzig und allein, was die Klugheit, welche sich selbst als solche verkündet, anrathen mag; obwohl hiemit der ächten, seltenen, über den Augenblick hinausschauenden Klugheit ihr uralter Rang unter den Tugenden keinesweges bestritten wird.

Zufälliger Weise einmal auf dieß Thema gekommen, sah sich der Verfasser nach einem passenden Schweizerischen Einzelnbelege um; lange vergebens; es hatte seine eigenthümlichen Schwierigkeiten; sollte doch der Gegenstand nicht abgenutzt, sondern frisch aus noch unberathenen Urkunden geschöpft, das Interesse der Zuhörer wenigstens für einige Augenblicke festhalten; zudem durfte er in keiner andern, als höchstens — geistigen Beziehung auf die kitzliche Gegenwart stehn; keine Reizungen veranlassen,

noch etwa zu demjenigen gehören, was unsern Altfordern nicht zur Ehre gereicht: denn in dieser Stunde begehen wir ja eher das Fest der Verherrlichung und Neubelebung alles Edeln, was sich durch sie in Gesinnung und That jemals aussprach; und bei allen einzelnen Abweichungen von Recht und Pflicht, war doch die von ihnen ausgeübte Duldung bedrängter Fremdlinge, die Aufnahme so mancher in ihr freies Bürgerrecht im Allgemeinen ruhmvoll für sie, um so mehr, da sie wenigstens aus bloßer Furcht vor fremden Mächten keinen ihrer Schützlinge wieder vertrieben; musterhaft für ihre Nachkommen, welche, wo sie ohne Hemmung ihrem Gefühle und ihrem Rechtssinne folgen können, auch jetzt, wie letzthin gegen die griechischen Flüchtlinge, stets so gerne die Tugend der Gastfreundlichkeit üben.

Der Verfolgte, dessen Schicksal erzählt werden sollte, durfte sogar weder Katholik, noch schulgerechter Protestant gewesen seyn; wohl mußte er als ein unbescholtener, von seinen Beschützern geachteter, besonnener Mann er-

scheinen, der so wenig Aergerniß als möglich gegeben hätte, aufs höchste etwa nach seinem Tode; der aber zugleich seinen regsamen Geist genugsam beurkundete, um die Vermuthung nicht zu gestatten, bloß vermöge seiner Beschränktheit sei er unangefochten durch alle Klippen der Verbannung und der Asyle hindurch gekommen. War er vollends gewissermaßen auch welthistorisch merkwürdig geblieben, so ließ sich nichts mehr wünschen. Endlich fiel mir bei, was manchem von Ihnen gewiß schon längst auf der Zunge schwebt, Lälius Socinus stirbt im fünfzehnten Jahre der Verbannung ruhig in Zürich — und zugleich erschien anderswoher eine neue Verlegenheit. Nämlich der durchaus regelmäßig verfahrende, alles umsichtig berechnende Verstand eines ältern Freundes bemerkte, unbedachter Weise könnte man auch dadurch Anstoß erregen, und nicht nur sich, sondern sogar den völlig schuldlosen Freundeskreis in den unangenehmen, wenn auch nicht mehr gefährlichen Verdacht des Socinianismus hineinziehen.

Der Verfasser stutzte einen Augenblick, fand aber diese Warnung ruhiger Klugheit nicht ganz unbegründet, — obwohl er auch ohnedieß eine hoffentlich genügende Erklärung schwerlich unterlassen hätte *).

*) Das Leben des Lälius Socinus wurde früher in die Basler Zeitschrift eingerückt. Aus der oben angedeuteten Gefahr scheint der Verfasser die Gesellschaft und sich bereits gezogen zu haben.

Ueber
klassische Bildung
im
Bürgerstande.

Schon vor der Entstehung dieser Gesellschaft waren die Stifter derselben durch Geistesverwandtschaft, Vaterlandsliebe und klassische Bildung mit einander verbunden. Sich noch inniger zu verbinden, die Vaterlandsliebe, die am heimathlichen Heerde oft so wenig Nahrung fand, in diesem Verein noch mehr anzufachen, und anspruch- und zwanglos sich gegenseitig die Früchte ihrer Bildung mitzutheilen, das war der erste Zweck der Stiftung dieser Gesellschaft, und es läßt sich nicht zweifeln, in den ersten und schönsten Zeiten habe sich jedes neue Mitglied bestrebt, diesen Zweck zu fördern, und die, in jeder Periode vorzüglichen, Männer seyen davon überzeugt gewesen, daß die Gesellschaft nur durch die Würde ihrer Glieder, ihre Wirksamkeit durch die Thätigkeit derselben bestehe.

In keiner Periode, und am wenigsten in dieser der Wiederbelebung dieser Gesellschaft,

wird es unnöthig seyn, an den Geist zu erinnern, der die Stiftung derselben zur Folge hatte. Was ihre Stifter vereinigte, muß auch uns verbinden; und nur in dem Maaße und Grade, in dem Geistesverwandtschaft, Vaterlandsliebe und Bildung uns vereinigt, wird unsere Gesellschaft an Wirksamkeit und Würde gewinnen.

Noch vor wenigen Tagen von einem sehr geschätzten Mitgliede dieser Gesellschaft aufgefordert, etwas zur Unterhaltung derselben beizutragen, entsprach ich demselben, und wage es, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, Ihnen einige Gedanken über

klassische Bildung im Bürgerstande

vorzulegen — allerdings ein gewagtes Unternehmen von einem Nichtgelehrten. Allein die Klassiker sind allen zugänglich, die durch Schulunterricht und fortgesetztes Sprachstudium im Stande sind, einen Klassiker in seiner Muttersprache zu lesen. Klassisches Studium gehört zu den freien Künsten: und wenn noch in neuern Zeiten, von Kunstsinn geleitet, ein Metzger in Zürich Gemälde lieferte, die Kenner schätz=

ten; wenn Platter, von brennender Begierde getrieben, sich, als Seiler, mit glücklichem Erfolg dem Studium der griechischen Sprache wiedmete; so kann wohl nicht geläugnet werden, daß es möglich sei, auch ohne akademische Studien, klassische Bildung wenigstens von beschränktem Umfang zu erwerben, wenn nämlich unter klassischer Bildung nicht mehr verstanden wird, als einen Klassiker in seiner Muttersprache mit dem Erfolg zu lesen, daß er den Ansichten und Gesinnungen, dem häuslichen und bürgerlichen Verhalten, dem Geschmack eine eigenthümliche Richtung gibt, und für Alles Gute und Schöne, das Natur und Zeit darbieten, den Sinn öffnet.

So beschränkt auch dieser Begriff von klassischer Bildung seyn mag, so ist doch das klassische Studium nicht immer mit diesem Erfolg betrieben worden. Noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand es größtentheils in einer steifen Grammatik, in spitzfindiger Wortklauberei und formeller Phraseologie; über dem Zerlegen der Schale ging der Kern verloren. Daher sind auf akademischen Lehrstühlen

kaum glaubliche Abgeschmacktheiten gelehrt und selbst auf die Auslegung der heiligen Schrift übergetragen worden, so daß man in derselben eher alles fand, als die Geschichte und die Mittel der Erziehung des Menschengeschlechts, und in den Lehren Jesu eher alles als die Lehren eines Gottesweisen zur Erleuchtung und Beglückung der Menschen; was Hottinger in seinen, zu früh vergessenen, Rektoratsreden so überzeugend beweist und so wehmüthig beklagt. Auch als, gleichzeitig mit den deutschen Gelehrten, unter denen Lessing wie ein Stern erster Größe glänzt, Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel in Zürich das klassische Studium mit mehr Geschmack treiben lehrten, waren selbst die protestantischen Kantone politisch und kirchlich zu sehr von einander getrennt, als daß dieses Licht in die akademischen Lehrsäle anderer Kantone eingedrungen wäre.

Diese unfruchtbare, geschmacklose Behandlung des klassischen Studiums mag demselben manchen Jüngling entfremdet haben, der sich ihm sonst nach Fähigkeit und ökonomischen Verhältnissen hätte wiedmen können. Denn an

sich, und unter rechter Leitung, spricht es den, nach Leib und Seele gesunden und kräftigen Jüngling so sehr an, realisirt die hohen Ideale, die er in sich trägt, so ganz, daß er sich ihm nicht nur nicht mit Widerwillen, sondern mit brennender Begierde hingiebt. Aber auch das Zusammentreffen mehrerer Umstände hinderte beim Bürgerstand klassische Bildung.

Gerade damals war die französische Sprache die Unterhaltungssprache der sogenannten Vornehmen und ihrer Affen. In ihrer Gesellschaft war es größere Schande nicht französisch als nicht deutsch zu können. Daher mußten auch in mehrern Schulen die alten Sprachen der französischen und den Realkenntnissen Platz machen, wie wenn beide nicht neben einander hätten bestehen können. Freilich wär' es kein Unglück gewesen, wenn schon Erasmi colloquia in Vergessenheit gerathen wären; aber mit den alten Sprachen ward das einzige Mittel weggeworfen, durch welches im Gemüth des bürgerlichen Knaben und Jünglings ein ächter, männlicher, republikanischer Sinn erweckt werden konnte, was besonders im Bürgerstand, der weder reli=

giös noch bürgerlich gehoben war, Bedürfniß gewesen wäre, und mancher achtungswürdige und treffliche Mann bedauert es jetzt, eine Bildung, und mit ihr Genüsse zu entbehren, deren Werth er jetzt kennt *).

*) Zur Erweckung und Befestigung eines solchen Sinnes, selbst auch um dem überhandnehmenden Mysticismus zu steuern, dürfte eine Sammlung von Cicero's und Seneka's herrlichen Sentenzen ein treffliches Mittel seyn. In Rücksicht der Sprache sind sie leichter als Horazens und Virgils Schriften, die auch in Sekundar-Schulen, aber nothwendig, in Rücksicht auf Sprachkenntniß, mit wenigem, und in Rücksicht auf Bildung des Gemüths mit noch wenigerm Erfolg tractirt werden. Welcher konsequente Lehrer, der einen Franzosen oder Engländer in deutscher Sprache unterrichten soll, wird Klopstocks Oden, oder Göthe's und Schillers poetische Werke wählen? Gerade daß jene alten Dichter in Sekundär-Schulen tractirt werden, hindert die höhere Bildung des bürgerlichen Jünglings. Er kann die großen Hindernisse der Sprache im Alter von 14 — 16 Jahren nicht über-

Auch der fremde und besonders der französische Kriegsdienst hatte in dieser, wie in mancher andern Beziehung, verderblichen Einfluß. Die französischen Söldlinge brachten französische Manieren, französische Frivolität ins Vaterland, gaben den Ton an, und fanden nur zu viele Nachbeter und Nachahmer.

Zu gleicher Zeit erschienen Voltaire's Schriften. Die Eleganz ihrer Sprache und der Zau=

winden, und also noch weniger zum Genuß ihrer Schönheit kommen, und gibt mit dem Austritt aus der Schule das ganze Studium auf. Solche Sentenzen aber würde er ganz verstehen, sie würden auf das Gemüth des Unverdorbenen einen tiefen Eindruck machen, ihn selbst gegen Verführungen schützen. Ein solches Buch wäre der beständige Reise= und Lebensgefährte jedes wackern Jünglings. Weder Eutrop, noch Virgil, noch Erasmi colloquia, sondern Corn. Nepotis Biographien und einzelne Stellen von Virgils Eklogen haben meinen Sinn für klassisches Studium geweckt und erhalten. Mehr noch hätten Cicero und Seneka gewirkt, die ich erst spät durch Privatstudium kennen lernte.

ber ihres Witzes machte sie bald zur Lieblings-lektüre der höhern und tongebenden Stände, und bei seinem langen Leben und seiner frucht-baren Feder war Voltaire's Einfluß nach Raum und Zeit sehr groß. Da aber die meisten von denen, die zu diesen Ständen gezählt wurden, keine gründliche Bildung hatten, so verstunden sie vieles in diesen Schriften unrichtig und wandten es verkehrt an. Andere Meisterwerke der französischen Sprache, wie z. B. Fenelons Schriften wurden weniger gelesen. Die Frivo-lität, die sich vom Hofe Ludwigs XV über Europa verbreitet hatte, konnte ihrem Ernst keinen Geschmack abgewinnen.

Mit dem Wahn, den diese Stände nährten und ihre Caudatarii verbreiteten, daß franzö-sische Sprache, Lektüre und Manieren die ganze Bildung des Mannes ausmache, verbanden sie eine unverhaltene Verachtung des Bürgerstandes und der öffentlichen Gottesverehrung. Jener war ihnen schlechtweg Canaille, diese Kappzaum des Volks. Indifferentismus und Religions-spötterei wurden Modeton, ohne zu ahnen, daß man auch bei gemeinen Fähigkeiten, bei gerin-

gen Kenntnissen und niederm Sinn in denselben einstimmen — das ewig Ehrwürdige hingegen nur bei wahrer Bildung hochschätzen kann. Aber, weder bürgerlich noch religiös gehoben, hatte das Volk das Gefühl seines Werthes und die Kraft verloren, dieser unverdienten Verachtung Achtungswürdigkeit entgegenzusetzen. Wer es vermochte, schloß sich in Manieren und Lebensart, oft mit Aufopferung des innern Wohlstandes, den höhern Ständen an, um ihrer Verachtung zu entgehen: wer es nicht vermochte, entschädigte sich durch niedrigen Genuß.

Da selbst in den höhern und höchsten Ständen keine gründliche und namentlich keine klassische Bildung war, gewöhnte man sich an den Begriff, der geistliche Stand sei ausschließend im Besitze desselben, und, ohne Bildung, überschätzte das Volk die Gelehrtheit desselben. Freilich waren die wehmüthigen Klagen gerade der würdigsten Glieder dieses Standes über die Dürftigkeit ihrer akademischen Studien beim Volke nicht bekannt, es war nicht bekannt, daß wenige Klassiker ganz durchgeführt, mehrere gar nicht berührt wurden, und mancher Candidat

die Akademie verlassen hatte, ohne nur die Kirchengeschichte ganz gehört zu haben. Weil dieser Stand, mit wenigen Ausnahmen, die klassischen Schriften des Alterthums allein kannte, und durch keine Aemulation anderer Stände zur Fortsetzung dieses Studiums angetrieben wurde, so gaben alle, welche diesen Stand nur um des sichern Brodes und ruhigen Lebens willens gewählt hatten, mit der Aufnahme in denselben dieses Studium auf. Sie blieben doch die Gelehrtesten ihrer Gemeinden, wenn ihre Klassiker schon Staub bedeckte, oder in andere Hände übergegangen waren, was Niemeier in seinen Beobachtungen auf Reisen mit so großem Ernste rügt.

Ueber die Vernachlässigung dieses Studiums, über das Verlassen dieser Quelle, aus welcher Licht geschöpft und über Europa verbreitet wurde, als das, was Licht hätte seyn sollen, das Christenthum, durch Schuld seiner Diener, Finsterniß geworden; über die geringen Forderungen, die in dieser Beziehung an Candidaten des Predigeramts gemacht werden; über die Aufnahme von Subjekten, die bei einem examen rigi-

dum, wie es bei Prüfung der Rechts- und Heilkunde Beflissenen Statt findet, weggeschickt würden, klagen gerade die würdigsten Geistlichen mit größtem Ernst. Beweise dafür finden sich in den schon angeführten Rektoratsreden von Hottinger und in Pflegers in Zofingen gehaltenen Kapitelspredigt.

Der Mangel klassischer Bildung im Bürgerstand ist mit eine Ursache der Gleichgültigkeit gegen die heilige Schrift. Klassische Bildung müßte zum Lesen derselben führen. Zwar spricht sie unläugbar jeden Menschen von unverdorbenem Sinn an: aber eben so unläugbar öffnet sich auf jeder Stufe höherer Bildung in ihr auch eine größere Tiefe der Weisheit und Göttlichkeit, so wie das bewaffnete Auge in den Tiefen des Firmaments Welten entdeckt, die dem unbewaffneten entschwinden. Es ist unmöglich empfänglich zu seyn für die Schönheit klassischer Schriften — und blind zu seyn für die Erhabenheit der göttlichen. Es ist unmöglich, die oft überraschende Uebereinstimmung beider, und die Wahrheit des Ausspruches zu

verkennen „daß Gottes Geist sich ausgesprochen habe über allerlei Menschen.“

Diese Sprache wird hier wohl nicht befremden. Sie ist in dieser Gesellschaft auch von weltlichen Mitgliedern oft gehört worden, weil Religiosität wie Vaterlandsliebe in dieser Gesellschaft immer eine Freistätte und Pflegerin gefunden hat. Die geistreichsten Männer waren auch stets die größten Verehrer der heiligen Schrift, wie Haller, Johannes von Müller, und noch an seinem heitern Lebensabend Landolt, dem Heß ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Auch er war einst Mitglied dieser Gesellschaft und verdient es wohl, daß hier auch seiner mit Achtung gedacht werde.

Ist es nicht eine Folge des Mangels dieser Bildung, daß die Frau von Krudener auch in Städten unsers Vaterlandes so viel Eingang fand? Wer eigene feste Ansichten hat, wird durch Weibergeschwätz wohl nicht von seiner Bahn abgezogen. Ist es nicht eine Folge des Mangels dieser Bildung, daß selbst in den Städten der protestantischen Kantone das Bedürfniß zeitgemäßer liturgischer Verbesserungen

nicht, oder von so Wenigen gefühlt wird, daß sie es nicht wagen, sich laut und kräftig darüber auszusprechen, und seit Jahrzehnten den Forderungen der würdigsten Geistlichen entgegnet werden kann: „Das Volk wolle hierin keine Verbesserung.?" — Wer die große Zahl herrlicher, erhabener Stellen, voll göttlichen Geistes und göttlicher Kraft kennt, die in den heiligen Schriften zerstreut sind, und so leicht zu den würdigsten Gebeten und Gesängen benutzt werden könnten (der ächt religiösen Gesänge, die unsere Zeit darbietet, nicht zu gedenken,) und damit das Vorhandene vergleicht, der muß es wohl bedauern, daß so herrliche Materialien unbenutzt bleiben, und so manches, wie z. B. unsre Festgesänge, die nach dem Texte dem Evangelio, und nach Form und Melodie den Forderungen heiliger Kunst nicht entsprechen, durch die Länge und Indolenz der Zeit beinahe eine göttliche Autorität erhalten haben.

Der Mangel klassischer Bildung im Bürgerstaud ist eine Ursache, daß noch vor der Revolution die ächte Freiheits- und Vaterlandsliebe beim Volk sowohl als bei den Regierungen ver-

schwunden war, und auch jetzt die Freiheit und Unabhängigkeit unsers Vaterlandes mehr von den Formen der Bundes- und Kantonalverfassungen und gegenseitigen innern und äußern Garantien als von einem lebendigen Geist der Freiheits- und Vaterlandsliebe erwartet wird, einem Geist, der, wenn nicht ausschließend, doch vorzüglich in klassischer Bildung Erhebung und Nahrung findet.

Alle Klassiker des Alterthums sind aus Freistaaten hervorgegangen. Nicht als Häupter oder Glieder oder große Beamte ihrer Magistrate, sondern als Bürger, und nicht selten als verkannte, gering geachtete, hinausgestoßene, aber von unzerstörbarer Vaterlandsliebe beseelte Bürger haben sie die Ansichten und Gesinnungen, die sie gewannen, in ihre Schriften niedergelegt, die für alle Folgezeit einen so großen Werth hatten und haben. Wo sie konnten, haben sie der Freiheit ihres Vaterlandes Leben und Würde gegeben, oder sie noch, wie Cicero, wenn auch nur für kurze Zeit, vor dem Untergang erhalten, und wo die Dämone der Republiken, Partheiung, Plutokratie, Bürgerver-

achtung ihre öffentliche Wirksamkeit hinderten, haben sie im Stillen für eine billigere Nachwelt gearbeitet, und wenn auch einige, wie Tacitus und Seneka noch unter den Cäsaren lebten, so haben sie den Geist der untergegangenen Freiheit in ihren Schriften erhalten und der Nachwelt aufbewahrt, wie unsere Hochgebirge noch im Purpurroth der Abendsonne glänzen, wenn die niedrigen Gefilde längst in Dunkelheit und Schatten liegen. — Wir sind noch das einzige Volk des europäischen Festlandes, denen diese Helden und Weisen des Alterthums verwandt sind, das einzige welches von ihren Werken freien und nützlichen Gebrauch machen kann. In denselben finden sich die ewig unzerstörbaren Grundlagen und Garantien der Freiheit. Aber man muß sie kennen, um zu wissen, daß sie da sind, und welche Kraft sie haben, sonst geht es wie mit den verbrieften Rechten, die mit den Briefen in den Archiven vermoderten. In ihnen liegt das Geheimniß, wie ein Volk seine Freiheit behaupten, wie oft ein einziger Mann sie wieder beleben kann: aber auch die

Geschichte, wie unaufhaltbar sie verloren geht, wenn ein Volk sich selbst versäumt; wenn ihm Wohlstand über Freiheit, Reichthum über Achtungswürdigkeit, thierische Ruhe über rühmlichen Kampf geht; wenn die Größe der Güter und nicht die des Geistes und Charakters die Wahl seiner Magistrate, und nicht die persönliche Würde, sondern, was das Glück gibt und nimmt, den Werth seiner Bürger bestimmt. In furchtbaren Beispielen lehrt uns ihre Geschichte, aus welchen Ursachen ihre Freistaaten untergegangen sind, durch welche Mittel sie hätten gerettet und erhalten werden können. — O daß ihre großen Lehren für uns nicht verloren seyn möchten!

Klassisches Studium führt zu einer richtigen und beruhigenden Ansicht des Lebens und der bürgerlichen Verhältnisse und Güter. An den großen Beispielen des Alterthums lernen wir, daß der Mann auch ohne den Glanz der Aemter und des Reichthums, auf einer niedrigen, kaum bemerkten Stelle, sich wahren Bürgerwerth erwerben kann, wenn er sich selbst zum

brauchbaren, nützlichen, geistig gebildeten Bürger erzieht, und durch Lehre und Beispiel auf Söhne und Enkel einen Geist überträgt, in dem jeder Freistaat, in dem auch unser Vaterland seine sicherste Garantie hat, wenn der Kern des Volks von demselben beseelt ist. Das Volk aber besteht aus einzelnen Bürgern. Daß dies die Ansicht und Ueberzeugung von Tausend Einzelnen und das Band sei, das sie mit einander für Freiheit und Vaterland verbinde, das ist, wenn je, jetzt dringendes Bedürfniß.

Freilich kann dies auch ohne eigentlich klassische Bildung erreicht werden. Denn in großen Gemüthern liegt ein klassischer Sinn, der oft, wie durch einen Zauberschlag erhoben, zur That reift. Tage der Noth, der höchsten Gefahr wecken in denselben Gefühle und Gesinnungen, die oft Jahre lang geschlummert hatten, zur höchsten Ansicht, zum Heldenmuth, zur Selbstaufopferung. Unsere eigene vaterländische Geschichte ist reich an Beispielen dieser Art. Aber in dem einfachen gewöhnlichen Gang des Lebens, bei der großen Neigung zu

Gemächlichkeit und ruhigem Genuß, bei der Gefahr, die der Freiheit eines jeden Volkes droht, das den Schutz derselben nicht von dem lebendigen Geist, sondern von der todten Form erwartet, ist immerwährende, kräftige Erhebung des geistigen Lebens unumgängliches Bedürfniß, wenn wir — auch ohne äußere Veranlassung — nach einem lebenswürdigen Ziele streben wollen. In den Werken des Alterthums aber finden wir, wenn nicht ausschließend, doch vorzüglich diese Erhebung.

Im Wechsel philosophischer und religiöser Systeme und Modetheorien ist klassische Bildung eine sichere Führerin, die das ewig Wahre, Schöne und Göttliche nie entstellen, nie verdunkeln läßt und immer auf rechter Bahn leitet. Sie nährt auch in der niedrigsten Hütte und bei jedem Beruf den Sinn für alles Gute und Göttliche; sie lehrt dem bescheidensten Glücke die höchsten Genüsse abgewinnen, und den Kampf des Lebens mit Muth bestehen; sie erhält die Kraft und den Muth des Mannes zu That und Genuß bis in den Abend seines

Lebens, wenn der Weichling und Egoist, der nur sich gelebt, der in unmäßigen Genüssen mit Riesenschritten dem Greisenalter zugeeilt ist, und es nie gelernt hat, daß wahre Freude etwas sehr Ernstes ist, beides über die Erbärmlichkeit und Kürze der Zeit klagt.

Mehr als zu keiner andern Zeit vereinigen sich Schweizerjünglinge im Auslande ohne Unterschied der Berufsarten und Confessionen: Gelehrte, Künstler, Handwerker, Katholische und Reformirte zur Belebung der Vaterlandsliebe und eines würdigen Sinnes und Strebens in Wissenschaft und Kunst. Jünglinge und Männer des Vaterlandes feiern auf den Stätten großer Thaten und Helden ihr Andenken in Reden und Gesängen, in denen der Einfluß klassischer Bildung nicht verkannt werden kann, und allgemein wird es anerkannt, in einem großen Theil der helvetischen Jugend wache ein Geist auf, den ihre Väter in ihrer Jugend nicht gekannt haben — ein erfreulicher Anblick für Alle, deren Lebensabend schon eingebrochen oder nahe ist; aber auch eine Er=

munterung — wie jener edle Römer that — selbst die Muße des Alters einer Bildung zu widmen, die reichen Ersatz für die Entbehrungen des Alters gewährt, und dies = und jenseits in die Gesellschaft aller Weisen führt.

Der
Helvetischen Gesellschaft
zu Schinznach.

Wie rauscht in diesem Thal
Der Flüsse Wellenklang,
Ein Echo allzumal
Dem Freiheitsfestgesang;
Sie bringen in die Gauen nieder
Die Alpenluft, der Sennen Lieder
Und manchen Gruß von hier und dort
Aus Freundesland und heilgem Ort.

Von Näfels Schlachtgefild
Klingts an der Limmat Strand
Und von dem Garten mild,
Der ihrer Fluth erstand,
Vom Glanz der Freiheit aller Enden
An städtereichen Seegeländen,
Von alter Tugend, Kunst und Pracht,
In der die schöne Zürich lacht.

Und die von Gotthards Höhn
Und her von Bürglen fließt,
Mit Namen wunderschön
Wirst du von ihr begrüßt,
Denn es umspülten ihre Wellen
Des Sees heilige Capellen,
Und Rütlis stilles Wiesengrün
Siehst du in ihren Wassern blühn.

Im reichsten Alpenland,
Wo Bern in Hoheit thront,
So weit an Juras Rand
Der Eidgenosse wohnt,
Da ist die Aar vorbeigezogen,
Und, Grüsse tragen ihre Wogen
Von Sempach und von Murten her,
Von Mannen treu in Fried und Wehr.

Und wie sie lustig ziehn
All' abwärts zu dem Rhein,
Mit ihm rings um die Flühn
Des Landes Schutz zu seyn,
Wolln wir, mit wem sie uns verbünden,
Bei allem was sie uns verkünden
Dem Vaterlande, alt und jung,
Bewahren die Verbrüderung.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1825.

Zürich,
gedruckt bey Friedrich Schultheß.



An dem Morgen des dritten May eröffnete der dießjährige Präsident der Helvetischen Gesellschaft, Herr Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern die von mehr als hundert Mitgliedern und Ehrengästen besuchte Versammlung mit einer Rede, in welcher derselbe nach einer Einleitung, die in gedrängter Kürze zwar, aber doch vollständig eine historisch politische Charakterzeichnung jeder Periode des Schweizervolkes gab, die wichtige Doppelfrage beantwortete: Wie kann die Freiheit unsers Vaterlandes von innen und dessen Unabhängigkeit von außen befestigt werden? Dem Redner ward dafür einmüthig der wärmste Dank bezeugt. Sein Vortrag findet sich den Verhandlungen dieses Jahres beygefügt.

Das Protokoll der letztjährigen Versammlung ward verlesen und genehmigt.

Während des Austrittes der Ehrengäste wurden folgende Eidgenössische Freunde, statutenmäßig zu Mitgliedern angenommen und zur Theilnahme an den weitern Verhandlungen der Gesellschaft eingeladen:

Herr Albrecht, M. D. zu Lenzburg.
= U. Benker, Pfarrer zu Schinznacht.
= Friedrich, Apotheker in Zofingen.
= H. Fries, V. D. M. von Zürich.
= R. Huber, von Liestal.
= Fr. Kienast, V. D. M. von Aarau.
= R. Kraft, Schuldirektor in Lenzburg.
= H. Nüscheler, V. D. M. von Zürich.
= R. Rauchenstein, Prof. in Aarau.
= Sutermeister, Pfarrer zu Tägerfelden.
= J. J. Welti, D. von Zurzach.
= J. J. Wik, Pfarrer beym St. Peter zu Basel.

Der dießjährigen Versammlung ward eine überraschende Freude zu Theil —

Vater Pestalozzi erschien in ihrer Mitte! Vor 51 Jahren (1774) trat er als Mitglied in den Kreis der Stifter der Helvetischen Gesellschaft und hörte damals die Rede ihres Präsidenten, des Landvogt Tscharners von Wildenstein: über Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung. Oft besuchte er dann mit jener auserlesenen Schaar geist- und verdienstvoller Eidgenossen die Versammlungen zu Schinznacht, wo der Geist ächter Vaterlands- und Freiheitsliebe auch in Pestalozzi das heilige Feuer der Menschenliebe nährte, womit er „Lienhard und Gertrud“ schrieb; wovon er durchglüht war, als er in Neuhof und in Stanz unter Bettelkindern wohnte und lehrte im Geiste dessen, der gekommen war, den Armen das Evangelium zu lehren; und womit er Licht und Wärme wieder verbreitete in Tausenden von Schülern in und außer dem Vaterlande. Jetzt, ein achtzigjähriger Greis, einer der Wenigen, die noch aus jenem Kreise der Hundert Eid-

genossen leben, den Lavater besang, erscheint er, als Zeuge jener schönen Vorzeit, in dem eben so zahlreichen Kreise der jüngern Eidgenossen, worin der Geist der Vaterlandsliebe und Treue jener Alten fortlebt, und hört den Vorsteher desselben so ganz im Geiste der Weisheit und Biederkeit der Väter sprechen. Durchdrungen vom Gefühle dankbarer Verehrung für die Verdienste des ehrwürdigen Greises um Menschheit und Vaterland, und in ihm zugleich die Väter der Gesellschaft ehrend, ernennt die Versammlung Vater Pestalozzi zu ihrem Vorsteher für das nächste Jahr. Mit dem Ausdruck tiefer Rührung dankt der Greis für diesen Beweis achtungsvoller Liebe, der ihm so unerwartet sey, da er allein stehe in einem Kreise von Männern, die er fast alle nicht mehr kenne, und auch von ihnen vergessen zu seyn glaubte.“ Er erkannte, daß er nicht vergessen sey; und nach einem halben Jahrhundert werden die Jünglinge aus unserm Kreise dann wieder als Greise zeu-

gen, daß weder sein Name vergessen, noch das Werk seines Lebens verschwunden sey im Vaterlande!

Die im verflossenen Jahre vertagte Erneuerung des Komite ward nun in Befolgung der Statuten vorgenommen:

Austretende Mitglieder sind

Herr Schinz, D. M. von Zürich.
= Schmuziger, D. M. von Aarau.
= Th. Müller, Stadtpfarrer zu Luzern.
= Troxler, D. M. u. Prof. von Luzern.

Mit offenem Stimmenmehr wurden zu Mitgliedern des Komite ernannt:

Herr Reinert, Prokurator von Solothurn.
= v. Schmiel, Regierungsrath zu Aarau.
= K. Streif, Hauptmann, von Mollis.
= H. v. Orell, Oberrichter, von Zürich.

Ebenso wird zum Archivar der Gesellschaft ernannt.

Herr Jäger, Gerichtsschreiber, von Bruck.

Zufolge des vor einem Jahre gefaßten Beschlusses: je das eine Jahr den Ver-

sammlungsort wechselsweise in einen östlicher und westlicher gelegenen Ort zu verlegen, um entfernter wohnenden Eidgenossen näher zu kommen, wird für das nächste Jahr Langenthal zum Versammlungsorte, und der Tag für die erste Sitzung auf den Mittwoch vor der Himmelfahrtwoche, den 26ten April, bestimmt. Dabey ward für den nächstkünftigen Wechsel im Jahr 1828 der Wunsch geäußert, daß dann Rapperschweil zum Versammlungsorte bestimmt werden möge.

Endlich hatte die Gesellschaft das Vergnügen, für die nächste Versammlung die Zusicherung zu erhalten: daß dem §. VIII. der Statuten durch einen historischen Bericht über die vorzüglichsten und denkwürdigsten Ereignisse im Jahreslaufe werde entsprochen werden.

Beym frohen Male, unter herzerfreuendem Gesange und im süßen Genusse freundschaftlicher Unterhaltung schwanden die noch übrigen Stunden dieses vaterländischen Feyer- und Freudentages hin.

Verzeichniß
der anwesenden Mitglieder.

Herr Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern, Präsident.
- G. Albrecht, Vikar zu Zofingen.
- Albrecht, M. D. zu Lenzburg.
- Amsler, Kupferstecher von Schinznacht.
- Amsler, M. D., jünger, auf Wildek.
- D. Bächlin, Staatskasseverwalter zu Agrau.
- J. U. Benker, Pfarrer zu Schinznacht.
- Beat Bodenmüller, Bildner von Einsiedeln.
- J. Bapt. Deschwanden, von Stanz.
- G. Dürr, Kaufmann von Aarau.
- Germann, Pfarrer zu Otelfingen.
- E. Geßner, Buchhändler von Zürich.
- H. Fisch, Helfer zu Bruck.
- Friedrich, Apotheker von Zofingen.

Herr Fries, V. D. M., von Zürich.
- E. Fröhlich, Kantonsrath, von Bruck.
- E. Fröhlich, Pfarrer zu Mönthal, von Bruck.
- G. Hagnauer, Lehrer in Aarau.
- J. J. Häusler, von Lenzburg.
- N. Häusler, D. von Lenzburg.
- K. Herose, von Aarau.
- J. R. Huber, von Liestal.
- Imhof, D. M., älter, von Aarau.
- F. Kienast, V. D. M., von Aarau.
- J. J. Kraft, Schuldirektor zu Lenzburg.
- J. R. Kraft, Kammerer und Pfarrer zu Ammerschweil.
- D. Lavater, D. M., jünger, von Zürich.
- M. Lutz, Pfarrer zu Läufelfingen.
- W. Meyer, Kaufmann von Zürich.
- F. von Meiß, von Zürich, zu Bruck.
- Th. Müller, Stadtpfarrer zu Luzern.
- U. Munzinger, von Olten.
- Nüscheler, V. D. M., von Zürich.
- H. von Orell, Oberrichter, von Zürich.
- J. C. von Orell, Professor, von Zürich.
- H. Pestalozzi, von Neuhof bey Birr.

Herr L. Rahn, Pfarrer zu Windisch.
- Rauchenstein, Professor zu Aarau.
- F. Reinert, Fürsprech, von Solothurn.
- J. R. Ringier, von Lenzburg.
- A. Ruepp, D. M., von Sarmensdorf.
- J. R. Schinz, D. M., jünger, von Zürich.
- K. Schmid, Pfarrer zu Uerkheim.
- J. N. von Schmiel, Regierungsrath zu Aarau.
- Schmutziger, D. M., von Aarau.
- M. Schuler, Pfarrer zu Bötzberg.
- A. Stapfer, D. M., zu Königsfelden.
- G. Steinmann, Stadtrath zu St. Gallen.
- K. Streif, Hauptmann, von Mollis.
- H. K. Sutermeister, Pfarrer zu Tägerfelden.
- R. Tanner, D., Fürsprech, von Aarau.
- J. P. V. Troxler, D. u. Prof., v. Luzern, in Aarau.
- L. Usteri, Professor der Theologie, in Bern.
- A. Vok, Pfarrer zu Aarau.
- J. K. Welti, D., von Zurzach.
- L. Ziegler, Buchhändler, von Zürich.

Verzeichniß der Ehrengäste.

Herr J. Aebi, von Sursee, Lehrer zu Zurzach.
- J. von Arx, Kronenwirth, von Olten.
- A. Bächlin, Forstinspektor, von Bruck.
- Brosi, Professor, zu Baden.
- J. Cartier, Sohn von Olten.
- Corrodi, Pfarrer, von Zürich.
- J. U. Fäsi, Professor, von Zürich.
- W. Fehr, Hauptmann, von Frauenfeld.
- J. G. Finsler, D., von Zürich.
- F. Th. Fröhlich, Studiosus, von Bruck.
- F. Hemmann, Pfarrer zu Mandach.
- Hirzel, D., von Zürich.
- J. F. L. Keller, D., von Zürich.
- W. H. Koller, von Zürich.
- M. Kopp, Oberschreiber des Appellations-Gerichts zu Luzern.

Herr Kopp, Kantonsfürsprech zu Luzern.
= N. Kraft, Vikar zu Reitnau, von Bruck.
= W. Landolt, von Zürich.
= J. F. Laun in der Hellmühle.
= F. Lemann, von Langnau.
= J. H. Locher, Pfarrer zu Baden.
= F. Meyer, von Zürich.
= M. Meyer, von Zürich.
= Meyer, D. M., von Baden.
= Meyer, Justizsekretär, von Zürich.
= G. von Meis, Amtsschreiber von Zürich.
= F. N. Müller, Vikar zu Schöftland.
= Münich, D., von Mellingen.
= K. Munzinger, von Olten.
= Jos. Munzinger, von Olten.
= Nabholz, Direktor des Schullehrer-Seminars, zu Aarau.
= J. Oberlin, von Solothurn.
= G. Pestalozzi, vom Neuhof.
= F. K. Pfyffer, Kantonsfürsprech, zu Luzern.
= J. K. Rapp, Kaufmann, von Basel.
= J. Ruepp, D., von Sarmenstorf, Regierungssekretär, zu Aarau.

Herr Scherer, Stadtrath, von Baden.
- F. Schindler, aus dem Haltli, bey Mollis.
- Jul. von Schmiel, von Aarau.
- F. L. Schnyder, Amtsschreiber zu Sursee.
- J. H. Schultheß, Amtsrichter, von Zürich.
- Schultheß-Bürkli, Kaufmann, von Zürich.
- J. H. von Speyr-Passavant, von Basel.
- R. Sutermeister, Arzt, von Zofingen.
- D. Ulrich, öffentlicher Ankläger, von Zürich.
- K. Ulrich, Amtsrichter, von Zürich.
- J. Usteri, von Zürich.
- Usteri-Wegmann, von Zürich.
- Zoller, Stud. Theol., von Stanz.

Fremde Ehrengäste.

- von Gimbernat, aus Barcellona, Kön. Baierischer Legationsrath.
- König, D., von Mühlhausen.

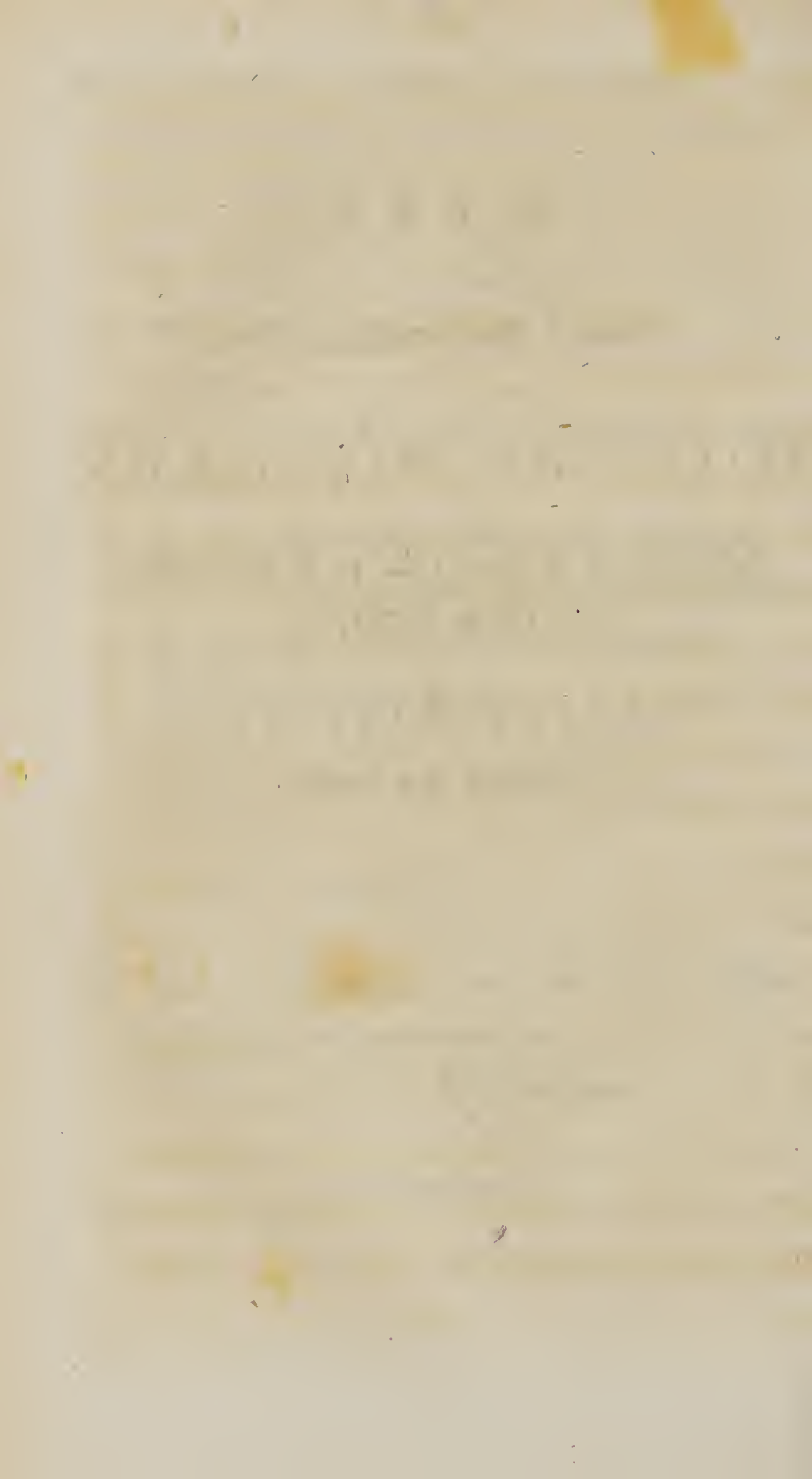
Rede

in der Versammlung der

helvetischen Gesellschaft.

Gehalten am 3. May 1825 zu Schinznacht,
von ihrem Vorsteher,

Eduard Pfyffer,
Staatsrath von Luzern.



Eidgenossen,

Theuerste Freunde und Brüder!

Vor allem seyd Ihr alle mir herzlich willkommen — willkommen in diesem Kreise vaterländischer Männer, die nichts wollen und nichts wünschen, als das Glück und die Wohlfahrt des Vaterlandes.

Ihr habet mich zu meiner größten Ueberraschung vor einem Jahre zu Euerm Vorsitzer gewählt. Ihr sahet damals mehr auf meinen guten Willen und auf mein redliches Bestreben, welches ich vielleicht hie und da in meinem öffentlichen Leben gezeigt haben mag, als auf meine Kräfte und Einsichten.

Ich fühle das Ehrenvolle Euers Auftrags, aber gleichzeitig auch die Bürde, die mich drückt, und baue vor allem auf Euere Nachsicht.

So oft Wir im traulichen Kreise, den Wir bilden, zusammentreffen, sollte der Vorstand Unsers Vereins durch irgend einen zweckmäßigen lebendigen Vortrag Unsere Aufmerksamkeit auf einen der Gesellschaft würdigen Gegenstand lenken, das gemeinnützige Bestreben in Uns erneuern und eine neue edle Begeisterung fürs Vaterland in Uns erwecken. Unser brüderlicher Sinn, Unsere Vaterlandsliebe sollte dadurch gehoben werden: froh sollten Wir die Stunden, die Wir mit einander zubringen, verleben, und gestärkt zu neuen kräftigen Entschlüssen Uns wieder trennen. Möchte mir die Gabe verliehen seyn, auf solch' eine würdige Weise die Verrichtungen meines heutigen Amtes zu erfüllen.

Jeder thut, was er nach den ihm zugemessenen Kräften leisten kann. Wenn ich in meinem heutigen Vortrag die mir vorgelegte Aufgabe nicht vollständig löse, so mag dadurch vielleicht doch manche Idee über ein und anderes geweckt und befördert wer-

den. Und dieß ist es eben, was diese Vereine wünschenswerth macht, indem durch das Zusammentreten von Männern aus den verschiedenen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes nicht bloß neue Bekanntschaften gestiftet, sondern gegenseitige Ideen gewechselt, das Nachdenken auf diesen oder jenen Gegenstand gerichtet wird, und dadurch am Ende manche heilbringende Ueberzeugung, welche vielleicht sonst nur mit Mühe sich ausgebreitet hätte, weit um sich greift und tief wurzelt.

Ich werde, Tit., einen Gegenstand zum Vorwurf meiner Rede wählen, der geeignet ist, Euere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen — einen Gegenstand, der nach meinem Dafürhalten zu vielseitigen Reflexionen Anlaß und Stoff biethen sollte. Ich werde die Frage aufwerfen: W i e k a n n d i e F r e y h e i t U n s e r s V a t e r l a n d e s v o n I n n e n u n d d e s s e n U n a b h ä n g i g k e i t n a c h A u ß e n b e f e s t i g t w e r d e n?

Ihr sehet, Tit., daß ich eine große, wichtige und weitschichtige Aufgabe gewählt habe. Es gebricht mir an Zeit und Kraft, dieselbe in allen ihren Theilen gründlich und umständlich zu erörtern und zu beantworten; ich werde daher manches mehr andeuten und berühren, als entwickeln und aus einander setzen. Ich halte mich beynebens unter Republikanern, unter ächten Eidgenossen; und wenn ich daher auch vielleicht meiner Freymüthigkeit zu freyen Lauf lasse, so befürchte ich nicht, mißverstanden zu werden. Ich rede von Freyheit zu Freyen.

Wie kann die Freyheit unsers Vaterlandes von Innen und dessen Unabhängigkeit nach Außen befestigt werden? Die Auflösung und Beantwortung dieser vielumfassenden Frage erfordert es, daß ich einen Blick auf die Vergangenheit werfe, um desto näher und bestimmter den Standpunkt zu bezeichnen, auf welchem Wir Uns jetzt befinden und von welchem aus Wir den dermaligen Zustand der Dinge so wohl, als die Beschaffenheit

der angerathenen Mittel richtig beurtheilen können.

Ich will nicht lange bey der Geschichte der Urzeit verweilen: ohnehin liegt sie in tiefem Dunkel. Nur soviel geht aus derselben bestimmt hervor, daß die Schweiz stets der Wohnplatz eines armen und tapfern Volkes war. Die Römer, nach der Herrschaft der Welt strebend, hatten ihre Eroberungen über fruchtbarere Gegenden und zivilisiertere Völker verbreitet; sie ahnten kaum die Existenz eines zwischen rauhen, unwirthbaren Gebirgen hausenden Völkleins, bis dieses aufgereizt durch einen ehrgeizigen Großen und der Lüsternheit nach einem bessern Boden auf Eroberung ausgehen wollte. Die wilde Tapferkeit scheiterte an der Kriegskunst der Römer: die Helvetier wurden von Cäsar, dem größten Feldherrn seiner Zeit, überwunden, und in ihr Land zurückgewiesen. Zwar fand sich jetzt Helvetien dem römischen Weltreich unterworfen; aber auch nach dieser Unterwerfung kümmerte man sich

wenig um ein Völklein, das man aus Barbaren bestehend betrachtete: man begnügte sich hauptsächlich, selbes zu beobachten, damit es sich nicht neue Einfälle in die benachbarten Länder erlaube. Doch theilte sich hie und da römische Zivilisation den flächern Gegenden mit, die vorzüglich durch die Standquartiere der Römer veranlaßt und herbeygeführt wurde.

Nach dem Verfall des römischen Reichs trat mancher Wechsel ein und neue Zerstörung und Barbarey verbreitete sich auch über jene Gegenden, welche durch die Römer einen Impuls zur Zivilisation erhalten hatten. Burgunder, Ostgothen, Alemannen, Franken herrschten über die verschiedenen Theile der Schweiz. Bey den stets zunehmenden Verwirrungen der damaligen Zeiten, den steten Kämpfen der Kaiser und Päpste, wodurch die Bande der Staatsgewalt immer lockerer wurden, machten sich allmählig zahlreiche Edle und Geistliche immer unabhängiger. Im Mittelpunkt der Schweiz,

zwischen den höchsten Gebirgen blieben die Menschen arm, deßwegen unbeachtet, aber auch frey. Sie regierten sich selbst, und erkannten den Kaiser als ihren Schutzherrn. Als Rudolf von Habsburg den kaiserlichen Thron bestieg und den Grundstein zu der Macht des seither so gewaltigen Hauses Oesterreich legte, wollte er seine Herrschaft in der Schweiz erweitern. Er, ausgerüstet mit allen den Gaben, die dem Stifter einer neuen großen Dynastie eigen seyn müssen, handelte gewandt und schlau: mehr durch List, als mit Gewalt wollte er seinen Zweck erreichen. Nicht so benahm sich Albert, sein Sohn, der ungeduldig das von seinem großen Vater begonnene Werk vollenden, und sich eilig in den Genuß jener Allgewalt setzen wollte, wozu dieser Vorbereitungen getroffen hatte. Gleich so manchem seitherigen Eroberer und Herrscher wollte er zu wenig der Zeit überlassen; und nur überall derselben vorgreifen; er wollte die Schweiz unmittelbar unter seinen Szepter bringen. Zuerst

liebkosete er die unter Reichsunmittelbarkeit stehenden Theile der Schweiz, und als er dadurch seine Absichten nicht erreichte, so fand sich seine Geduld bald erschöpft; er glaubte nun durch Strenge, Plakereyen, ja sogar Grausamkeiten entweder das Volk zu ermüden, daß es seinem Willen sich hingebe, oder aber durch einen kräftigen kühnen Schritt, den es thun werde, ihm einem Tyrannen oft so willkommenen Vorwand verschaffe, dasselbe zu unterjochen und seiner Freyheiten und Rechte zu berauben. — Doch Gott, der die Freyheit nie von der Erde verschwinden ließ, hatte anders beschlossen. Die wackern Hirten von Uri, Schwyz und Unterwalden verschwuren sich zur Aufrechthaltung ihrer Freyheit, verjagten die ihnen aufgedrungenen Vögte Albrechts, die sich so manches Bubenstück erlaubt hatten, und Albert, als er eben im Begriffe stand, schreckliche Rache zu nehmen, sank unter dem Mordstahl seines Neffen und seiner Freunde, die er mit Hohn behandelt hatte. Durch diesen,

wie durch ein Wunder der Allmacht herbey-geführten Tod fanden die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden Zeit, ihr begonnenes Werk zu konsolidieren. Als daher sieben Jahr später der österreichische Leopold den Versuch wagte, die Waldstädte zu bezwingen, erlitt er am Morgarten eine vollständige Niederlage. Die Waldstädte beschworen aber zu Brunnen den ewigen Bund, welcher die Grundlage aller spätern Bünde bildet.

Innerhalb den 38 darauf folgenden Jahren traten noch fünf in Hinsicht auf Umfang und Bevölkerung wichtigere Bezirke und Städte dem Bunde bey. Zwar gewann dieser Bund an innerer Festigkeit wenig, da nicht alle Verbündeten zu derselben Urkunde sich vereinigten, nicht alle gleiche Rechte erhielten, nicht allen gleicher Schutz gegen innere und äußere Gewalt gewährt ward, indem mit jedem in Bund tretenden Stand ein neues Bündniß errichtet wurde. Inzwischen, so lange die Freyheit sich von den Angriffen des weit mächtigern Oesterreichs

gefährdet fand, war diese allgemeine, wohlgefühlte Gefahr das Hauptbindmittel, welches alle Stände zusammenhielt, und kräftiger denn alle Formen die Schweizer an einander knüpfte.

Die wundervollen Siege bey Sempach und Näfels sicherten endlich den Eidgenossen einen Frieden zu, der vorzüglich auf dem tiefen Eindrucke beruhete, den solche Siege hervorbringen mußten.

Mit diesem letzten Siege schloß sich eigentlich die Reihe jener ruhmvollen Gefechte, welche aus wahrer Nothwehr für die Behauptung der Freyheit geliefert wurden. Der bey Anlaß von Friederichs von Oesterreich Achtung ausgebrochene Krieg war schon mehr ein Beute-Krieg. Wirklich vergrößerten sich dabey, nicht ohne gegenseitige Schlauheit zu gebrauchen, mehrere Kantone und einige Striche eroberten Landes wurden zum ersten Mal zu gemeinsamem Gut der damals die Conföderation bildenden Orte. Der bald darauf erfolgte erste Bürgerkrieg,

den Wir den Zürcherkrieg nennen, erhielt seinen Ursprung in der erwachten Vergrößerungssucht der Eidgenossen von Zürich, die mit der Vergrößerungssucht von Schwyz in Kollision gerieth. Dieser Krieg war reich an Greuelthaten, und die beyspiellose Tapferkeit der Eidgenossen bey St. Jakob an der Birs ist ein Lichtstreif in dem schauerlichen Gemälde, das dieser Krieg darbiethet.

Die Kriege gegen den kühnen Karl von Burgund, die aber auch eben kein Werk der Nothwendigkeit waren, stellten nun die Tapferkeit der Eidgenossen in den schönsten Glanz. Die Tage von Granson und Murten stehen gewiß jenen von Marathon und Platäa nicht nach. Ruhmvoller als dort die Schweizer stritt noch kein Volk. Doch dieses große Glück, welches die Eidgenossen in diesem Krieg an Tapferkeit über alle Völker erhob, und die große Beute, die ihnen zu Theil ward, verursachten Entzweyung unter ihnen; die Theilung der letztern brachte die siegreiche Bundesgenossenschaft auf den Punkt

ihrer Auflösung, als der fromme Klausner Niklaus Von Flüe die erbitterten Eidgenossen wieder versöhnte, die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund bewirkte und das berühmte Stanzer-Verkommniß zu Stande kam, welches damals ein Rettungsmittel war, später aber vielleicht mehr als alles zur Entartung der Verfassungen und zur Erschlaffung des Volkes beytrug.

Nach dem Schwabenkrieg, der abermals den kriegerischen Muth der Eidgenossen beurkundete, wurden Basel, Schaffhausen und Appenzell, dessen Kämpfe für die Freyheit und Unabhängigkeit fast ans Fabelhafte grenzen, in den Bund aufgenommen, der in diesem seinem Bestand bis zu seiner im Jahr 1798 erfolgten Auflösung blieb.

So wie die Burgunderkriege das Ansehen der Eidgenossen erhöht hatten, und der Ruf ihrer Tapferkeit weit herum erscholl, so buhlte jeder um ihre Gunst und Freundschaft. Jeder der benachbarten Fürsten glaubte sich siegreich, wenn ein Theil sei-

nes Heeres aus Schweizern bestand. So entstand das Dienst- und Reislaufen, und im Gefolge derselben kamen die auswärtigen Pensionen. Zuerst both der König von Frankreich Geld und Gnadengehalte; ihm folgte der Herzog von Mayland und zuletzt der Papst, der auch both, so viel er konnte. Wer am meisten both und zuletzt both, und dem Stolz dabey zu schmeicheln wußte, erhielt die nachdrücklichste Hilfe. Wir sehen auf diese Weise die Eidgenossen an den Kriegen Italiens Theil nehmen; wir sehen sie den Boden dieses Landes mit ihrem Blut düngen; wir sehen sie bey Novarra und Marignan mit dem gleichen Heldenmuth kämpfen, wie ihre Väter bey Morgarten und Sempach — aber der Kampf galt nicht, wie hier, den heiligsten Gütern der Menschheit, der Freyheit und dem Vaterland, sondern galt fremdem Interesse und fremder Eroberungssucht, für die der Eidgenosse als Miethling stritt.

Mitten in der Verwilderung der Sitten bey Hohen und Niedern, bey Vornehmen und Gemeinen, bey Weltlichen und Geistlichen erhoben sich durch Zwingli und seine Freunde die neuen Glaubensmeinungen. Dieses Ereigniß bewirkte eine große Spaltung unter den Eidgenossen. Jeder Kanton schloß sich enger an jene seiner Meynung an, und das allgemeine Band, das bisher alle umschlang, schien mehr wie einmal gänzlich zu reißen. Die Aussöhnung, die der redliche Aebli unter den gegen einander in feindseliger Stellung sich befindenden Bundesbrüdern zu Stande brachte, verschob nur den Kampf, der zwey Jahr später zwischen ihnen sich doch entzündete, wo auf den Feldern von Kappel und am Gubel Schweizerblut durch Schweizerhände vergossen wurde. Aber auch jetzt wachte die allgewalltige Vorsehung über die Schweiz, und ein neuer Friede kam zu Stande, bey welchem die gegenseitigen Verhältnisse der beyden Religions-Partheyen, so gut die Umstände

es erlaubten, ausgeglichen wurden, und wenn auch auf lange Zeit keine wahre Harmonie unter den Eidgenossen herrschte, so blieb doch der Staatenbund in seiner Form unversehrt, der innere Verkehr hatte seinen ungestörten Fortgang und die Schweizer blieben eine Nation.

Eine schwere Probe hielt die Schweiz bey dem in Deutschland ausgebrochenen, verheerenden, oft an den Schweizergränzen streifenden 30jährigen Krieg aus. Obwohl dieser Streit den gleichen Interessen galt, für die ein Jahrhundert zuvor die Eidgenossen bey Kappel das Schwert gegen einander gezückt hatten, obwohl die Religions-Verschiedenheit eine große Trennung und Spaltung der Gemüther in der Schweiz unterhielt; so waren doch die Schweizer so weise und glücklich, während diesem langen Krieg ihre Neutralität zu behaupten, und dadurch von ihrem Vaterlande jenes Unglück abzuwenden, das so furchtbar über die schönsten Gaue Deutschlands sich ergoß. Der

westphälische Friede, der diesem Krieg ein Ende setzte, erklärte die Schweiz als ganz unabhängig vom Reich, was sie faktisch schon seit langem war. — Zwar störten noch zwey einheimische Kriege die Ruhe der Eidgenossenschaft, aber auch diese giengen vorüber, ohne weiters die Form und das Verhältniß der Schweiz als Staat zu ändern.

Während drey voller Jahrhunderte hatte die Schweiz keinen Krieg gegen äußere Feinde mehr zu bestehen. In diesem Zeitraum entwickelte und vervollkommnete sich in mancher Gegend ein reger Gewerbsfleiß: klüglich wußte man die günstige Lage der Schweiz mitten unter den drey kultiviertesten Ländern unsers Welttheils und die Zeitverhältnisse zu benutzen; bedeutender Wohlstand verbreitete sich besonders in den evangelischen Kantonen. Hand in Hand mit der Indüstrie hob sich auch der Ackerbau, und vorzüglich in den Hauptstädten der letzbenannten Stände blühten die Wissenschaften empor. Dieß waren die Vortheile dieses

lange dauernden Friedens: er hatte aber auch große Nachtheile. Das Gefühl gegenseitiger Gefahr hatte in den ersten Zeiten die Eidgenössischen Stände zusammengehalten und eine bewunderungswürdige Eintracht unter ihnen hervorgebracht. Mit der Gefahr schwand dieser schöne Geist: da die äußern Formen des Bundes so locker waren, so wurde das allgemeine Band immer schlaffer; jeder Kanton that sich auf seine Souveränität sehr viel zu gut, und suchte sich von den Uebrigen zu isolieren; gegenseitig trauete man sich nicht, gegenseitig beneidete und plagte man sich mit Sperren und aller Art kleinlicher Verfügungen. Sehr wahr und treffend sagte Zschokke in seiner Geschichte des Schweizerlandes, daß ein Schweizer, wenn er die engen Grenzen seines heimathlichen Ländleins überschritten hatte, mitten in der Eidgenossenschaft nicht minder ein Fremdling, wie ein Indier, Perser oder Russe, war.

Im Innern der größern Kantone, da die Regierungen des Volkes nicht mehr zu bedürfen glaubten, strebten die Regenten immer nach größerer Gewalt: sie machten an vielen Orten die Magistraturen erblich, und betrachteten diese wie ein ihnen und ihren Kindern zuständiges Eigenthum; die übrigen Bürger des Staats stieß man nicht bloß von den Regentenstühlen, sondern selbst vom Altardienst zurück, ja es gab sogar Orte, wo der freygeheißene Schweizer seine selbstgewobenen Stoffe nur an den Bürger der Hauptstadt verkaufen durfte. Hie und da erhob sich Unmuth und Unzufriedenheit gegen dieses Verfahren; oft lehnten sich einzelne Gegenden gegen dasselbe auf, und wahrlich das 17te und 18te Jahrhundert liefern uns die Geschichte so vieler Aufstände und Empörungen, daß kaum ein Kanton von solchen Auftritten verschont blieb. Da aber jede Regierung der andern in solchen Fällen Hülfe reichte, indem alle die gleiche Tendenz befolgten, so wurden diese Insur=

rektionen bald wieder in ihrem Entstehen erstickt, und gewöhnlich dienten sie nur dazu, die nach Vorrechten strebenden Regenten noch dreister zu machen.

In den Demokratien riß Bestechlichkeit ein: die Magistrate fanden sich durch Gnadengehalt, Ordensbänder und fremden Kriegsdienst an das Ausland verkauft; die einflußreichsten und einträglichsten Aemter wurden dem zu Theil, der am meisten dafür den Landleuten both. Zwar blieb das Volk Oberherr; aber in keiner Sache geschahen Fortschritte und es herrschte ein Zustand gänzlicher Stagnation.

Die Landschaften endlich, die als gemeinsames Gut der Eidgenossen beherrscht wurden, und in denen alle 2 Jahre, der Kehr der regierenden Kantone nach, ein Landvogt auftrat, mußten sich mit jenen Munizipal- und Lokal-Vorrechten begnügen, welche einzelne Orte besaßen, und eigentlich nur den spießbürgerlichen Geist nährten. Sonst kümmerte sich Niemand um

das Glück, um die sittlichen Fortschritte und überhaupt um das Wohl dieser verwahrloseten Länder.

Die Burgunder-Kriege waren der Wendepunkt der Größe des schweizerischen Volkes: von dort an entarteten die Verfassungen und erschlaffte das Volk.

In diesem Zustand befand sich die Schweiz, als die französische Revolution ausbrach, die man anfänglich als die Morgenröthe einer schönern, glücklichern Zukunft betrachtete. Nur zu bald schwand ein Theil dieser Hoffnungen, und nur zu bald verscheuchte der blutige Charakter, den diese Revolution annahm, manche frohe Erwartung. Ein gewaltiger Krieg des alten Europa gegen das neuerungssüchtige Frankreich entbrannte auf allen Punkten dieses im Herzen dieses Welttheils gelegenen Landes. Von allen angränzenden Staaten blieb die Schweiz allein neutral, und während manche Verheerung das Gebieth der gegenseitig Kriegführenden traf, zog die Schweiz vielmehr aus ihrer unpar-

theyischen Stellung mancherley ökonomische Vortheile. Endlich, als man es am wenigsten vermuthete, fand sie sich auch von der großen Umwälzung ergriffen. Der Angriff, den Frankreich auf die Schweiz vornahm, war im höchsten Grad ungerecht, da dieselbe keinen Anlaß hiezu gegeben hatte, und dafür kein Grund sich vorfand. Mochten auch die Verfassungen ausgeartet, mochte auch das Volk in mancher Gegend einen bessern bürgerlichen Zustand verdient, mochten immerhin Mißbräuche aller Art sich eingeschlichen haben — so gab dieß keiner fremden Macht das Recht, als Anwald des Volkes aufzutreten, zumal das Volk im Ganzen selbst diese unberufene Hülfe nicht angesucht hatte. Die Art, wie die Eidgenossenschaft aber fiel, ist der beste Beweis, daß sie veraltet war, und bereits sich überlebt hatte. Es herrschte kein Vertrauen, kein Einklang, kein Zusammenhang weder zwischen den Kantonen unter einander, noch zwischen den Regierungen und dem Volke. Hier zeigten be-

sonders sich die Nachtheile, die ein zu länger Friede auch bringen kann, Nachtheile, die in moralischer, politischer und militärischer Hinsicht so unverkennbar verderblich auf alle Verfügungen und auf das ganze Benehmen einwirkten! Man wollte mit äußerlichem Prunk den Bundesschwur erneuern, und dadurch die Eintracht der Kantone bewähren; man wollte dem Volke größere Rechte verleihen, und dadurch entweder das einbrechende Gewitter abwenden, oder größere Kraftäußerungen bewirken. Allein der Bundschwur war eine kalte Zeremonie, und die Einsetzung des Volkes in größere Rechte geschah zu spät und auf eine Art, daß man wohl sehen konnte, daß es nur das abgedrungene Werk der äußersten Nothwendigkeit wäre. Mitten im Sturm entsank den Regenten das Ruder des Staats: der Widerstand gegen den fremden Angriff war vereinzelt, und daher, obwohl zu Neuenegg und vorzüglich am Morgarten und an der Schindellegi noch der alte Schweizermuth

aufzuckte; ohne Erfolg; in wenigen Wochen war zertrümmert, was Jahrhunderte lang bestanden.

Diese Revolution schuf die Schweiz aus einem föderativen in einen einzigen Staat. Aber, leider! der Druck, den der Aufenthalt eines fremden Heeres verursachte; der Krieg, welcher sich bald über diese so lange Zeit hindurch friedlichen Thäler wälzte; die Schwierigkeit schon an und für sich, ein auf so manigfaltigen Stufen von Cultur und Wohlstand stehendes, so außerordentlich viel Verschiedenheiten aller Art enthaltendes Volk nach einerley Gesetz zu beherrschen; der böse Wille von Frankreichs Machthabern, die im schnellen Wechsel auf einander folgten, und der Mangel endlich an Männern von großen Eigenschaften, die den Zügel der Regierung gehörig aufzufassen gewußt hätten, — konnten dieser Staatsform weder Liebe noch Dauer gewinnen, die auch nach wenigen Jahren wieder einstürzte.

Napoleons Mediations-Akte rettete die

Schweiz aus jenem Abgrund von Verwirrung, in den sie sich zu stürzen bereit war. Sie beglückte im wahren Sinn des Wortes während zehn Jahren dieses Land. Während diesem Zeitraume wetteiferten die Regierungen, unmittelbar hervorgegangen aus dem Volke und eben deßwegen im Besitze seines Vertrauens, durch weise Anordnungen die Gesetzgebung der Kantone zu vervollkommnen, öffentliche Anstalten, die man noch vermißte, zu begründen und Künste und Wissenschaften zu beleben. Das Volk seinerseits lernte seine Freyheit kennen und schätzen. Vielleicht ist in Napoleons thatenreicher Regierungs-Geschichte die Art, wie er die Schweiz ihrer bürgerlichen Entzweyung entriß und selbst bey seiner Allgewalt behandelte, der schönste und hellste Punkt.

Mit Napoleons politischem Sturz gieng auch die von ihm der Schweiz gegebene Verfassung unter. Der schönste Moment war vorhanden, wo die Schweizer sich eine ihrer würdige Staatsform hätten geben

können; aber statt dessen trennten unzählige beklagenswerthe Entzweyungen sie auf's neue. Kleinlicher Dinge und vermeinter Vortheile wegen setzte man das Theuerste und Köstlichste auf's Spiel. Von Fürsten mußten wir vernehmen, daß die Herstellung von Unterthanen-Verhältnissen in der Schweiz nicht mehr an der Zeit sey, und ihr Ausspruch mußte unsern unwürdigen Zwisten ein Ziel setzen. Indem wir gerne unsere Blicke von diesen Zerwurfnissen abwenden, und dabey bloß bedauern, daß wir diesen Zeitpunkt nicht aus den Tafeln unserer Geschichte auslöschen können, müssen wir uns doch damit trösten, daß auch dießmal die in sich aufgelöst scheinende Eidgenossenschaft ihrer drohenden Vernichtung entrann. Aus dem Sturm ward das Beste gerettet. Trotz der Mannigfaltigkeit der Verfassungen genießen doch alle Schweizer Gleichheit der Rechte: es giebt kein ausschließliches Privilegium mehr; jeder Schweizer darf ungehindert seine Kräfte entwickeln und üben,

und der Keim zu mancher Verbesserung liegt da.

Dieß, Tit., ist die Geschichte unsers Volkes bis auf den heutigen Tag. Das Gemälde enthält nur Hauptumrisse. Ich durfte um so weniger in Einzelheiten eintreten, da ich ohnehin zu weitläufig wurde, und wahrlich vieles sagte, das jedem von Euch besser als mir bekannt ist.

Das Gemälde hat beyneben seine Licht- und seine Schattenseite. Wie hochherzig und ruhmwürdig erscheinen nicht unsere Väter, die so muthig das ihnen aufgedrungene Joch in einer Zeit abwerfen, wo noch die Kette der Knechtschaft über ganz Europa klirrte, und so entschlossen für die Behauptung ihrer Rechte so manchen heißen Kampf mit einem übermächtigen Feind wagen — Kämpfe, aus denen sie nur ihre hohe, heilige Begeisterung als Sieger führen konnte! Wie weise und klug wissen sie meistens ihren Sieg zu benutzen, wie mäßig und doch zugleich, wie fest ist ihr Betragen, wie

kraftvoll und männlich widerstehen sie nicht bloß dem Andrang der weltlichen, sondern auch den Bannflüchen der geistlichen Tyranney! In welch' herrlichem Glanz erscheint ihre Tapferkeit an der Birs, bey den heroischen Waffenthaten im Burgunder-Kriege, in den Riesenschlachten auf Italiens Fluren! Mit welch' schönem Sinn findet sich indessen das Gemeinwesen der meisten Städte geordnet, welch' ein Wohlstand verbreitet sich über ein meist rauhes, schwer anzubauendes Land, welch' schöne Anstalten erheben sich endlich besonders im evangelischen Theile der Schweiz! — Dieß ist die Lichtseite des Gemäldes.

Wenn wir aber dann den Söldnerdienst, der dem Vaterlande seine kräftigsten Söhne entfremdete und unsere Sitten besonders in den sogenannten höhern Ständen vergiftete, das Pensions-Unwesen, welches die Bestechlichkeit im Allgemeinen organisierte, die Geschäftigkeit, mit welcher man auf Kosten des Wohls des gesammten Vaterlandes und

oft der einzelnen Kantone bloß dem Auslande gefällig seyn wollte, den Hang zu vermehrten Vorrechten ab Seite der Regenten, welche sich vom Volke immer mehr absönderten, die Vernachlässigung des Volksunterrichts, den Stillstand in Vervollkommnung so mancher Anstalt und die gegenseitige Entfremdung der Kantone mit ruhigem unbefangenem Auge betrachten, so finden wir uns hingegen von ganz entgegengesetzten Empfindungen ergriffen. Dieß ist die Schattenseite des Gemäldes.

Wenn wir offen, wie es freyen Männern ziemet, sprechen wollen, so müssen wir gestehen, daß wir aus der Revolution, die wir verlebt haben, nicht jenen Nutzen gezogen haben, den wir bey größerer Weisheit hätten ziehen sollen und können. Das Gebäude, welches wir über die Trümmer des zusammengestürzten hätten erbauen können, hätte wahrlich weit bequemer, zusammenhängender, den Zeiten und Bedürfnissen angemessener seyn sollen. Das Band, welches

die 22 Kantone umschlingt, hätte straffer angezogen, und die Kraft der Nation besser vereinbaret werden sollen, auf daß sie um so wirksamer in den Zeiten des Kriegs und des Friedens, sey es zur Vertheidigung und Behauptung unserer Freyheit, sey es zur Vervollkommnung unserer innern Einrichtungen, hätte gebraucht werden können. So hätten wir einen größern Ersatz für jenes Ungemach, jene Aufopferungen und jene Leiden erhalten, welche die Revolution in mancher Hinsicht verursachte, und so hätten wir uns manchen Vorwurf, den uns unsere Nachkommen machen werden, erspart.

Weil sich aber nicht alles so gestaltet hat, wie es bey größerer Weisheit so leicht hätte geschehen können, müssen wir nicht verzagen. Wir sollen einmal vom Gegebenen ausgehen und aus dem Zustande der Dinge, wie sie sind, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen suchen. Es ist gewiß jedes ächten Freundes des Vaterlandes Wille, weit entfernt neue Stürme und Erschütterungen zu wünschen,

den jetzigen Zustand zu befestigen, und durch Anregung der im Volke liegenden Kräfte, durch Förderung alles Guten und Nützlichen dasselbe auf die möglichst hohe Stufe von Ansehen, Glück, Wohlstand und Zufriedenheit zu bringen. Von diesem Gedanken sollen wir, sollen alle Schweizer ausgehen; und wenn ächter vaterländischer Sinn unter uns herrschet, so wird der beabsichtigte hohe Zweck ungeachtet der Lockerheit unsers gemeinsamen Verbandes und ungeachtet der Mangelhaftigkeit vieler unserer Institutionen, erreicht werden.

Ich habe mir zum Vorwurf der gegenwärtigen Rede die Frage gemacht:

Wie kann die Freyheit unsers Vaterlandes von Innen und dessen Unabhängigkeit nach Außen befestigt werden?

Erst jetzt schreite ich zu der Auflösung.

Das erste und vorzüglichste Mittel, durch welches die Freyheit und Unabhängigkeit unsers Vaterlandes befestigt werden kann, ist Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande.

Ohne dieses wären alle übrigen Mittel, auf welche wir in der Folge kommen werden, unwirksam. Wir müssen die Freyheit zu schätzen wissen, wenn sie für uns Werth haben soll. Diesen Werth weiß ihr aber nur der Mann beyzulegen, welcher seine Würde kennt. Er muß fühlen, daß er nicht willenloses Mittel, sondern Selbstzweck ist, daß er nicht zum Lastthier eines andern Menschen herabgewürdiget werden darf, daß er weder Unterdrücker noch Unterdrückter seyn soll, daß seine Rechte nicht nach Willkür, sondern nur dann beschränkt werden können, wann die allgemeine Wohlfahrt eine solche Beschränkung erfordert, daß er nur nach Gesetzen gerichtet werden dürfe, und daß er frey seine Kräfte entwickeln und üben könne, insofern dadurch die Rechte anderer nicht verletzt werden. Für den Menschen, der diese Begriffe hegt, ist die Freyheit das höchste und schönste Gut. Es verliert dasselbe seinen ganzen Werth, wenn der Mensch seine Würde nimmer kennt, wenn er sich

mit Befriedigung seiner sinnlichen Triebe begnügt, und wenn er keine höhere Bestimmung, als eben diese Befriedigung kennt. Für einen solchen Menschen kann es nur Pflichten und keine Rechte geben. Jene Gefühle, die den Menschen adeln, sind es, die unsere Väter in der schönsten Periode unserer Geschichte begeisterten, und die jetzt noch unser Volk auf eine höhere Stufe stellen, als jene Völker, die in tiefer, niedriger Knechtschaft schmachten. Die Weckung, Ernährung und Vermehrung dieser heiligen Liebe für Freyheit und Vaterland ist daher das erste und vorzüglichste Erforderniß, damit wir frey und unabhängig seyen und bleiben.

Dadurch wird nun aber diese Liebe geweckt, genährt und gemehrt, daß man dem Volke die möglichst große politische und individuelle Freyheit einräume. Man lasse immer ungeschmälert den Bürger jene politischen Rechte ausüben, welche ihm die Verfassung und die Gesetze zusichern — nicht

nur hüte man sich, dieselben zu beschränken, sondern man erweitere sie, so viel die Umstände und Verhältnisse es zulassen. Man ehre auch die persönliche Freyheit! denn wahrlich ohne diese ist die politische Freyheit ohne Werth: die Gesetze seyen daher human, man behandle jederzeit den Schweizer als Bürger und nicht als Unterthan, man fordere von ihm keine andere Einschränkung seiner Freyheit, als jene, die nach wohlerwogenen Umständen das Wohl Aller gebiethet: was den Menschen im Allgemeinen zu sehr erniedriget, was sein Gefühl der Ehre erstickt, was ihm die dem freyen Mann so nöthige Schwungkraft lähmt, das unterbleibe: man vergesse, besonders bey uns nicht, daß viel Befehlen nicht Regieren heißt: vorzüglich verpflanze man nicht auf unsern heimathlichen Boden aller Art Polizey-Künsteleyen, die, unter dem Vorwand, die Ruhe des Staats zu sichern und Mißbräuchen vorzubeugen, dem Menschen und

Bürger die köstlichsten Rechte schmälern, und sein Daseyn verkümmern. Freyer Austausch der Ideen in Wort und Schrift kann allein Gemeinsinn erzeugen, und nur Gemeinsinn erhält in einer Republik den Bürger in jener wohlthätigen Stimmung und Theilnahme am Wohl des Vaterlandes, ohne die ein Staat mit einer solchen Regierungsform sich auf seiner gehörigen Höhe nicht behauptet: denn Apathie und Gleichgültigkeit sind die größten und gefährlichsten Feinde eines Freystaats. Man sey ja eben nicht ängstlicher in Hinsicht der Freyheit des Redens und Schreibens, als man es im freyen Amerika, in England und selbst noch hie und da in Monarchien ist: man untersage nicht den Zeitungsschreibern, oft Gegenstände zu erwähnen, von denen gleichwohl alles spricht, die aber gewöhnlich weit richtiger und unentstellter zur allgemeinen Kunde getragen würden, wenn eine freye, ungehinderte Erwähnung und Erörterung derselben Statt finden könnte: man vergesse

nicht, daß es eines der Grundübel der alten Eidgenossenschaft war, daß keine Publizität Statt fand, und man in der Geheimthuerey das non plus ultra der staatsmännischen Klugheit suchen wollte. Freylich kann auch die Freyheit der Rede und der Presse gemißbraucht werden: aber um einzelner Unbesonnener willen, die man in die Schranken der Gebühr zurückweisen mag, wenn sie solche überschritten haben, soll man eben nicht auch dem Besonnenen den Weg sperren, seine Gedanken offen und redlich zu äußern. Durch den unüberlegten, ungeschickten Gebrauch des Lichts ist schon manches Gebäude, ja ganze Ortschaften eingeäschert worden, aber ist deßwegen wohl irgendwo gebothen, daß um Feuersbrünsten vorzubeugen, bey der Nacht kein Licht angezündet werden soll? — Noch weniger würden jene Polizey-Künste unserm Vaterlande zusagen, durch die man sich Kenntniß von allem verschaffen will, was der Bürger sagt oder sogar denkt, — jene Einrichtungen, welche die Geselligkeit

stören, die Ruhe der Familien so oft trüben, und Argwohn und Mißtrauen verbreiten — Einrichtungen, die bisher noch nichts Gutes gestiftet haben, aber wohl leider! eine der unseligsten Erscheinungen unsers Zeitalters bilden. Das Gesetz wache und sorge für die allgemeine Sicherheit: es treffe mit unerbittlicher Strenge ohne Unterschied den Verbrecher: die Rechte des Bürgers seyen dabey aber geehrt, sein Gefühl für Ehre finde sich in jeder Hinsicht gehoben, und der freye Austausch der Ideen herrsche ungehindert. So wird ein schöner Gemeinsinn immer mehr erwachen. Der Schweizer wird die Vorzüge einsehen, die ihm sein Vaterland vor andern Ländern gewährt, und er wird sich seines Glückes freuen, demselben anzugehören; sein Herz wird ihm bey dem Anblick seiner heimathlichen Berge höher pochen, wenn er aus der Ferne wieder nach Hause kehrt.

Weise, gemeinnützige Anstalten sind sodann geeignet, den Schweizer noch fester und inniger an sein Vaterland zu knüpfen. Der

Mensch liebt zwar im Allgemeinen immer das Land, in welchem er die erste Luft einathmete, in welchem er seine frohe Jugend durchlebte, und an das ihn so viele süße Erinnerungen fesseln: aber dieß ist noch nicht der wahre Charakter der sich hingebenden, aufopfernden Vaterlandsliebe: diese wird vorzüglich nur dadurch erzeugt, wenn unser Vaterland uns Güter und Vortheile biethet, die wir anderswo vermissen. Gute Gesetze die den Rechtsbedürftigen schützen, die den Verkehr erleichtern, die die Entwicklung der Kräfte arbeitsamer, thätiger Menschen befördern — Anstalten, welche die Leiden der Menschheit mildern, welche unglücklichen Mitbrüdern Hilfe gewähren, und welche zweckmäßig für Armuth und Dürftigkeit sorgen — sind Einrichtungen, welche man in einem wohlgeordneten Staat voraussetzt, und vorzüglich dem Bürger das Land, in welchem sich solche vorfinden, theuer und werth machen.

Unter den Mitteln aber, welche die Liebe

zur Freyheit und zum Vaterlande zu mehren geeignet sind, zeichnet sich der Volksunterricht vor allem aus. Von diesem soll man unser künftiges Heil erwarten. Jämmerlich vernachlässigt war dieser, besonders für Republiken so wichtige Gegenstand vor unserer Staatsumwälzung, und wahrlich eine der größten Wohlthaten der Revolution, ist unstreitig die Einführung und Belebung des Volksunterrichts. Dank dir, edler, biederer Stapfer! für den ersten kräftigen Impuls, den du unter so ungünstigen Verhältnissen, ohne fast alle pekuniären Hilfsmittel mitten im Sturme einer Revolution und den Schrecknissen eines verheerenden Krieges dieser Sache gabest! Du hast dir dadurch wahrlich so große Verdienste um dein Vaterland erworben, als mancher Held, der in früherer Zeit für dessen Vertheidigung seinen Geist auf dem Schlachtfeld aushauchte. Dein Nahme wird und soll auch bey unsern Nachkommen stets in verehrtem Andenken bleiben! Mit Kraft und Einsicht schritten

fast alle Regierungen während der zehnjährigen Dauer der Mediations-Akte auf der einmal gebrochenen Bahn fort, und auch seither ist in diesem Fache vieles geleistet, verbessert und vervollkommnet worden. So viel aber auch schon geschehen ist, so viel bleibt noch zu thun übrig: an einigen Orten blieb man seit Jahren auf dem gleichen Punkt stehen, während auch in dieser Sache vorwärts geschritten werden soll, und jeder Stillstand ein Rückschritt ist: an andern Orten ließ man es an Gesetzen, Verordnungen, Anleitungen und Vorschriften nicht fehlen; aber wenig kümmerte man sich um die Vollziehung der Sache: Der Unterricht blieb mechanisch betrieben, und die Sache drang nicht, wie sie sollte, in das Leben der Nation ein. Noch fehlen in vielen Kantonen Institute, in welchen der Landschullehrer für seinen wichtigen Beruf vorbereitet und selbst unterrichtet wird: noch wird zu wenig für die Fortbildung derselben durch Konferenzen, Lektüre und andere

solche Mittel gethan: noch findet sich der ehrwürdige Stand der Schullehrer nicht überall genug gehoben: noch ist ein solcher für seine Bemühungen nicht hinlänglich entschädigt, und für sein Alter zu wenig bedacht; noch ist die Sache nicht ganz als Angelegenheit des Staats betrachtet, und noch zu sehr dem guten Willen der geistlichen und weltlichen Lokalbehörden überlassen. Und doch wahrlich ist dieß gewiß eine der Hauptangelegenheiten des Staats: denn aus den Schulen soll ein kräftigeres Menschengeschlecht hervorgehen, und von den Schulen aus soll eine ächte Liebe zur Freyheit, zum Vaterland und zum Recht unter dem Schweizervolk sich verbreiten. Freylich hört man noch zuweilen den Zweifel erheben, ob es gut sey, den Volksunterricht im Allgemeinen zu befördern, und ob durch Verbreitung dessen, was man Aufklärung heißt, nicht auch manchem Nachtheil Thür und Thor geöffnet werde? Alberne Zweifel! Wo, frage ich, wo wohnt sich besser — unter Men-

schen, welche einen klaren Begriff aller ihrer Pflichten, und zugleich ihrer Rechte haben, oder die nur roh, unwissend und fast ohne Ahnung ihrer Bestimmung dahinleben! Wo wohnt sich besser — z. B. an den Ufern des Zürichsees und des Lemans, wo muntere, durch gute Schulanstalten gebildete Menschen hausen, oder in der Umgegend Roms und in den Gebirgen Kalabriens, wo der Wanderer keinen Schritt ohne große Lebensgefahr unter diesem versunkenen, verwahrloseten Volke thun kann, wo man ganze Städte zerstören und schleifen muß, um das Raubgesindel unschädlich zu machen?

Aber auch der höhere Unterricht verdient möglichste Aufmerksamkeit. Aus den höhern Bildungsanstalten gehen die Regenten und Führer des Volkes, seine geistlichen Vorgesetzten und Männer hervor, welche durch eine größere Ausbildung und durch Ausübung wichtiger Berufs-Arten in mancherley Weise auf das Wohl ihrer Mitbürger einwirken. Indem auf den schweizerischen

Gymnasien, Lyzeen und Hochschulen der junge Schweizer eine sorgfältige, gründliche Bildung erhält, muß gleichzeitig sein Gemüth veredelt, und seine Vaterlandsliebe angefacht werden. Ein fleißiges Studium der Klassiker wird vorzüglich seinem Geist zur höchst heilsamen Nahrung gereichen, und hochherzige, republikanische Gefühle in ihm erwecken und entfalten. Die Erziehung wirke aber nicht bloß auf den intellektuellen und moralischen Theil des Jünglings, sondern auch seine physische Erziehung bleibe nicht vernachlässigt. Dadurch wird seine Gesundheit gestärkt, sein Körper erhält Gewandtheit, und wenn je das Vaterland in seiner Gefahr den Mann zu seinem Dienst auffordert, so wird er um so besser seine Pflicht zu erfüllen wissen. Man lasse daher nicht ab, die sogenannten Turnübungen dort, wo sie bereits in unserm Vaterland bestehen, aufrecht zu erhalten, und dort, wo man sie noch vermißt, ohne Verzug einzuführen. Wir bereiten dadurch dem Vaterland einen

kräftigen Menschenschlag, und erneuern im Grund bloß eine Anstalt, auf die unsere Väter in der Zeit der Kraft großen Werth legten, und aus der sie auch großen Nutzen zogen. Denn was waren die ehemals in der Schweiz mit so großem Eifer betriebenen körperlichen Uebungen anders, als gymnastische Spiele, und als das, was jetzt mehr oder weniger Turnübungen sind? Der Kraft ihrer Muskeln verdankten die alten Schweizer manchen Sieg, und diese Kraft suchte man eben durch Uebungen, durch Spiele, durch Volksfeste zu wecken und zu erhalten. Es behaupten sich diese Anstalten noch hie und da in den Gebirgen, sie giengen in den letzten Jahrhunderten in den übrigen Gegenden unsers Vaterlandes, wie noch manches Gute und Schöne aus der Kraftzeit der Nation unter; aber wenn wir wieder aus dem Schlamme uns emporarbeiten, wieder der Höhe uns nähern wollen, auf der unser Volk stand, so werden wir neben manchem andern auch zu diesem der National-

Kraft so ersprießlichen Mittel wieder zurückkehren müssen.

Ja, Tit., Vervollkommnung des Volksunterrichts sowohl, als aller Bildungs-Anstalten, Erhöhung der sittlichen und körperlichen Kraft unserer Jugend thun vor allem Noth. Mit Wonne blickt aber auch wirklich der Patriot auf die Bemühungen so mancher Regierung der Schweiz, welche die Richtigkeit des Satzes fühlend, mit Eifer den Unterricht bethätigt. Nur Schade, daß dieses frohe Gefühl sich durch den Hinblick auf einen westlichen Punkt unsers Vaterlandes getrübt findet, wo die Erziehung und Bildung der schweizerischen Jugend einer Schaar fremder Ordensmänner anvertraut ist, die wahrlich Aberglauben, Fanatismus und Intolleranz — nicht aber Liebe zur Freyheit und zum Vaterland der Jugend einzuflößen geeignet sind.

Die Eintracht, Tit., ist ferner eine der Hauptstützen unsers glücklichen Zustandes. Schon im Innern der Kantone sollten Volk

und Regierung eines Sinnes seyn. Ihr gemeinschaftliches Interesse und Streben sey Erhöhung der allgemeinen Wohlfahrt. Die Regenten durchdringe stets das Gefühl, daß sie nicht aufhören Bürger zu seyn, daß sie republikanische Beamte seyen, die alle ihre Rechte nur vom Volk, das sie ihnen übertragen hat, erhalten haben: sie sollen ihren Ruhm im Glück und ihre Stärke nur im Vertrauen und der Liebe des Volkes suchen. Das Volk hinwieder fördere und unterstütze willig und kräftig alles Gute, was die Regierungen anordnen. Diese Eintracht soll aber nicht bloß zwischen Herrschern nud Beherrschten bestehen: es muß dieselbe sich auch über alle Glieder unsers Staatenbundes ausdehnen. Da aber, wie gesagt, das Band, welches die Kantone unter sich zusammenhält, an und für sich locker ist, so muß, was demselben an äußerer Form gebricht, durch moralische Kraft ersetzt werden. Kein Kanton blicke neidig auf den andern: nur der schöne Wetteifer finde unter

ihnen Statt, daß keiner dem andern an wohl-thätigen Institutionen zurückbleibe. Kein Kanton poche auf seine spezielle Souverainität, wann die Ehre, das Ansehen und das Glück der übrigen Kantone erfordert, daß er sich dem Willen der übrigen unterziehe. Stets sey die Liebe zum Kanton der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande untergeordnet, wenn dießfalls je ein Konflikt entsteht. Auch da sey die Geschichte unsere Lehrerinn. Die schönen Zeiten Griechenlands sollen uns zeigen, was die Eintracht eines Volkes vermag; der beklagenswerthe Untergang des Achäischen Bundes beweise uns dagegen, wie verderblich Zweytracht einem föderativen Staat sey. Die herrlichen Tage bey Morgarten, Sempach und Näfels seyen für uns Erinnerungen an das, was nur durch Eintracht und der aus dieser Eintracht hervorgegangenen Begeisterung unsere Väter vollbrachten: die schmähliche Auflösung der Eidgenossenschaft im Jahr 1798 überzeuge uns dagegen, wohin Entzweyung, Verein-

zelung, Mangel an großartiger, das ganze Vaterland umfassender Liebe desselben führen. Auf Vermehrung und Befestigung dieser Eintracht im Allgemeinen seyen alle Regierungen, alle Rechtschaffenen bedacht. Alle Mittel, die dahin führen, müssen ergriffen und benutzt, so wie hingegen alle Hindernisse, die im Wege stehen, beseitigt und hinweggeräumt werden. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß dieser Hindernisse sich leider noch mancherley vorfinden: sie liegen in der großen Verschiedenheit der Verhältnisse unserer Nation, ihres Kultur-Zustandes, und selbst sogar ihrer Gottesverehrung. Desto mehr muß man sich beeifern, die der Eintracht nachtheiligen Einwirkungen, die aus diesem Zustand der Verhältnisse hervorgehen, zu mildern. Man hüte sich, durch Erschwerung des gegenseitigen Verkehrs, durch Sperren, wie weiland in der alten Eidgenossenschaft, durch Behinderung der gegenseitigen Ansiedlung das Gefühl zu schwächen, daß wir nicht alle Glieder der

gleichen Nation seyen, daß wir nicht alle ein Volk bilden, daß nicht einer für alle und alle für einen stehen müssen. Vorzüglich thut die Förderung einer vernünftig-religiosen Toleranz in unserm Vaterlande Noth. Die Glaubenstrennung hat zur Zeit eine große Kluft zwischen uns geworfen, und wir verdanken es wahrlich lediglich dem damahligen Zustand Europas, und den zufälligen Verhältnissen unserer Nachbarstaaten, wenn im 16ten Jahrhundert dadurch nicht die gänzliche Auflösung der Eidgenossenschaft herbeygeführt ward. Thätig haben die wäckersten und einsichtsvollsten Eidgenossen an der Förderung der Toleranz von jeher gearbeitet, und wirklich gelang es diesen ruhmwürdigen Bemühungen, daß in unsern Tagen die Genossen beyder in unserm Vaterlande bestehenden Konfessionen freundlich neben einander lebten, sich gegenseitig als Christen betrachteten, als Brüder liebten, sich in jeder Noth hilfreiche Hand bothen, und keine Spur von Verfolgung mehr sichtbar

war. Dieser schöne Geist, — die Grundlage unserer Eintracht und Kraft — soll nicht von uns weichen, sondern wahrlich sich immer reiner und edler über unser Volk verbreiten. Um so mehr sollen alle Regierungen, alle ächten Vaterlandsfreunde zu diesem Zweck hinwirken, da man hie und da die traurige Wahrnehmung hat, daß seit einigen Jahren manches versucht worden ist, um dieses schöne Verhältniß zu trüben, und uns, wo möglich, wieder in jenen Zustand zurückzuführen, an den wir alle nur mit Wehmuth denken. Wie viel Ungeschicktes und Unziemliches ist nicht während den letzten sechs Jahren dießfalls gesprochen, geschrieben und gedruckt worden? wie haben sich nicht Fremde, die sich in unser Land einzuschleichen wußten, und in demselben theils gastfreundliche Aufnahme, theils Anstellungen, ja sogar ehrenvolle Würden fanden, erkühnt, statt diese Wohlthaten mit Liebe und Dankbarkeit zu erwiedern, reli-

giöse Spannungen, und wo möglich Verfolgungen zu bewirken? wie hat sich nicht der Geist der Schulen und der Klerisey besonders in jenen Gegenden verschlimmert, wo theils der höhere Unterricht einer fremden Korporation anvertraut ward, theils nicht mehr der schöne milde Sinn eines weisen Dalbergs und eines menschenfreundlichen Wessenbergs waltet? Wie mancherley Auftritte haben nicht die Behinderung gemischter Ehen u. d. gl. mehr veranlaßt? Wie müssen nicht Wirkungen Gegenwirkungen, Angriffe Gegenangriffe hervorbringen, und dadurch die Trennung oder Abneigung der Gemüther, vorzüglich der Menge sich mehren? Diese Wahrnehmungen, die wir uns nicht bergen können, sollen für uns eine Aufforderung seyn, von der Bahn nicht zurückzuweichen, auf der wir im letzten Jahrhundert so glücklich vorgeschritten waren, um jenes Unglück von uns abzuwenden, welches ein unseliger, unchristlicher Geist über uns bringen könnte. Das Gefühl ge-

genseitiger Achtung für die göttesdienstliche Verehrung jedes Religionstheils werde aufrecht erhalten: die Ueberzeugung durchdringe uns, daß wir alle Christen sind, daß wir alle in der Hauptsache die gleiche Lehre befolgen, daß die Abweichung unserer Gotteserehrung in der äußern Form uns wahrlich nicht dazu verleiten soll, uns deßwegen zu hassen und zu verfolgen: der ächte Geist des Christenthums, den unser göttlicher Lehrer so ausnehmend schön in der Parabel des frommen Samariters aussprach, wehe durch unsere Schulen, ertöne von unsern Kanzeln, belebe das ganze Volk! Die Regierungen seyen wachsam auf alles, was gegenseitige religiöse Intoleranz herbeyführen könnte; sie gebiethen Stillschweigen der Leidenschaft, wenn sie unsern religiösen Frieden stören wollte, und sie weise den Fremdling, wenn er unter uns Zwist und Uneinigkeit erheben möchte, über die Marken unsers Landes.

Was ich bisdahin gesagt habe, bezieht sich besonders auf die Befestigung der Freyheit

im Innern, und nur mittelbar auf Befestigung der äußern Unabhängigkeit. Ich werde nun von den Mitteln sprechen, welche nicht bloß mittelbar, sondern unmittelbar das Letztere bewirken sollen.

Wenn ich die Blicke nach Außen werfe, so gestehe ich, daß manches mich tröstet und erhebt. Die politische Lage der Schweiz hat sich nach meinem Dafürhalten nicht verschlimmert: es kömmt nur darauf an, unsere Lage und Stellung zu kennen, und mit gehöriger Kraft und Weisheit zu würdigen.

So sehr man Ursache hatte, in mancher Beziehung mit Napoleons Behandlung der Schweiz zufrieden zu seyn, da er unsern bürgerlichen Zwisten ein Ende machte, und uns eine Verfassung gab, die während zehn Jahren uns beglückte, da er, der sonst so manches Selbstgeschaffene wieder zertrümmerte, dieses Werk ehrte und aufrecht erhielt, und da er an seinen weitaussehenden blutigen Kriegen und Eroberungen, zu welchen ein großer Theil Europas mitwirken

mußte, die Schweiz nur mittelbaren Antheil zu nehmen zwang, so müssen wir doch gestehen, daß dieser Zustand höchst prekär und ungewiß war. Die Schweiz fand sich fast ganz von seinen Staaten umschlossen: er geboth, wie wir wissen, über den größten Theil Europas, und wenn wir auch während 10 Jahren im Genuß unserer Freyheit ruhig blieben, so hatten wir doch keine andere Garantie für die Fortdauer dieses Zustandes, als den guten Willen eines übermächtigen Fürsten; ein Wille, der durch zufällige Umstände sich so leicht verändern konnte, und der auf jeden Fall bey seinem Nachfolger ungewiß gewesen wäre. Dadurch, daß die Uebermacht Frankreichs sich gebrochen findet, hat sich dieser Zustand, nach meinem Erachten nicht bloß verändert, sondern wesentlich gebessert. Freylich ist Europa größtentheils in einige große weitschichtige Monarchien getheilt, freylich vereinigt sie ein enges Bündniß, und freylich finden sie sich im Stand, kleinern Staaten Gesetze

vorzuschreiben. Inzwischen sind es immerhin mehrere Monarchien, die dieses Bündniß bilden, und schon in dem Umstande, daß alles nicht von dem Willen, nicht von der Konvenienz eines einzigen abhangt, und daß die Aufrechthaltung eines gewissen Gleichgewichts der Macht doch die Basis ist, auf der dieser Bund beruht, liegt eine große Gewährleistung für kleinere Staaten. Der feyerliche Akt denn, mittelst welchem wir von ganz Europa als eine selbstständige Nation uns anerkannt finden — ein Akt, der wahrlich ohne die Verletzung aller Ehre und Gerechtigkeit nicht umgestoßen werden könnte, und die Lage der Schweiz, die dort, wo die höchsten Gebirge unsers Welttheils sich aufgethürmt haben, die drey kultiviertesten Nationen des Festlandes söndert — soll uns vollends die Ueberzeugung beybringen, daß ohne ein alles erschütterndes und zerstörendes Weltereigniß wir für unsere Selbstständigkeit nichts zu besorgen haben. Es hängt, wie ich meyne, davon

ab, daß wir mit Würde, Weisheit und Konsequenz handeln, damit wir geehrt und geachtet seyen.

Vor allem halte ich dafür, daß ein offenes, loyales Benehmen gegen alle Mächte uns dahin führen werde. Treu und bieder sollen wir halten, was wir versprochen: ernst und freymüthig sollen wir uns immer aussprechen: mit republikanischer Simplizität müssen wir jederzeit zu Werke gehen, und anderer Staaten Politik nicht linkisch nachäffen wollen. Wir sind — und ganz Europa hat uns als solches anerkannt — ein nach republikanischen Grundsätzen regiertes Volk. Im Innern und in allen unsern Staatsverträgen sollen wir nie anders, als nach diesen Grundsätzen handeln. Wir sollen nach Außen die Rechte jedes andern Staats ehren, aber auch mit Nachdruck bey jedem Anlaß fordern, daß man die unsrigen ehre. Dieses offene Verfahren, diese gerade Politik, die keine Winkelzüge kennt, ist allein unser würdig, und wird uns allein den größten

und zuverlässigsten Bundesgenossen, den wir haben — die öffentliche Meynung Europas — erhalten. Diesem Bundesgenossen verdanken wir vielleicht in unsern Tagen das Meiste, und wir dürfen, so lange wir mit Ehre handeln, auf dessen Schutz kräftiger zählen, als auf die ephemere Gunst einzelner Macht-haber! Möge man diese Wahrheit sich tief eingraben! Hierin liegt unsere politische Stärke; und so wie alle Mächte bey unserer Erhaltung interessiert sich finden, so sollen wir nicht, wie man zuweilen hört, Anleh-nungs-Punkte bey einzelnen Mächten suchen, sondern durch eine gleiche Stellung gegen alle uns umgebenden großen Staaten desto mehr unsere wahre Unabhängigkeit, die während Napoleons Herrschaft so wenig mehr zu bedeuten hatte, mittelst dieser ein-getretenen glücklichen Kombination zu be-haupten, und die daraus fließenden Vortheile ernstlich zu benutzen wissen.

Wir müssen uns dabey aber nicht auf ver-gamentene Zusicherungen und auf politische

Kombinationen und Konvenienzen verlassen: wir müssen uns auch auf die Tage der Noth und der Gefahr rüsten, auf daß wir mit kräftigem Arm in diesem Fall unsere Freyheit und Selbstständigkeit zu vertheidigen wissen. So eng das Band ist, das dermahl die großen Mächte einigt, so fest und dauerhaft der Friedens-Zustand scheint — so wissen wir doch nicht, was im Hintergrund der Zeiten schlummert. Wir müssen und sollen unser Heerwesen ordnen und fortwährend vervollkommnen. Schon an und für sich wäre es eine Schande für die Abkömmlinge jener Helden, welche während 2 Jahrhunderten ganz Europa durch ihre Kraftäußerungen und Tapferkeit in Erstaunen setzten, wenn wir den kriegerischen Geist, den wir ererbt haben, nicht festzuhalten wüßten, und von uns weichen ließen. Auch ist nur jenes Volk der Freyheit und der Unabhängigkeit würdig, das diese Güter mit eigener Faust und Kraft zu schützen und zu behaupten weiß. In den der Revolution un-

mittelbar vorangehenden Zeiten hatte man das Heerwesen auf's jämmerlichste vernach-läßiget, und unsere Einrichtungen waren gewiß um ein halbes Jahrhundert im Vergleich anderer Staaten zurück: von daher rührte die Verwirrung und der Mangel an Zusammenhang, als sodann einmahl von unserer Militär-Macht Gebrauch gemacht werden sollte. Das Schönste und Beste, was seit der Einführung des neuen, jetzt bestehenden Bundes geschah, ist gewiß die Vervollkommnung unsers Heerwesens, und warmer Dank gebührt hiefür den Wackern und Edeln, die seit 1814 so vieles in dieser Hinsicht leisteten. Die Einführung eines ordentlichen Militär-Reglements, wodurch einzig die so nöthige Einförmigkeit erzielet wird; die Aufstellung einer eigenen Militär-Behörde aus Oberoffizieren aus dem gemeinsamen Vaterland, welche alljährlich zusammentreten, und mit Sachkenntniß die nöthigen Vorschläge an die Bundes-Behörde gelangen lassen; die von Zeit

zu Zeit erfolgenden eidgenössischen Inspektionen und die Bildung von Lagern, in welchen die eidgenössische Jugend sich gegenseitig kennen lernt; die Errichtung der vortrefflichen Schule zu Thun und die zweckmäßige Anschaffung des nöthigen Materials in den einzelnen Kantonen sind höchst erfreuliche Erscheinungen unserer Tage, die das Gemüth des Patrioten, dem sein Vaterland und dessen Erhaltung am Herzen liegt, mit frohen Empfindungen erfüllen. Möge in diesem Sinne noch lange fortgewirkt und das Begonnene vollendet werden! Allerdings hört man nur zu oft diese Anstrengungen tadeln, den Aufwand, den sie verursachen, bereuen, und überhaupt manche schiefe, unrichtige Beurtheilung der Sache. Ich aber theile diese Ansicht nicht, und wahrlich, ich halte dafür, daß in dieser Sache noch bey weitem nicht zu viel gethan ward. Man kann nicht alles auf die Zeit der Gefahr verschieben, und dann alles nur von dem Enthusiasmus und der Begeisterung,

die sich der Gemüther bemächtigen wird, erwarten. Die Kriege der heutigen Zeit sind nicht mehr jene der alten Zeit: der Krieg, seit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der modernen Taktik, bedarf größerer Mittel, größerer Kunst und größerer Kombinationen, als damals, wo nicht so große Massen, wie jetzt, einander entgegengestellt wurden, wo nur mit Schwertern, Hellebarden und Morgensternen gestritten, und wo der Krieg oft mit einem einzigen Schlag entschieden und vollendet ward. Die größte Tapferkeit, die edelste Hingebung würde nichts frommen, wenn man dem Feinde in der Kriegskunst allzusehr zurückstände, und ihm keine wohlbediente Artillerie entgegengesetzt werden könnte. Muth, Entschlossenheit, Begeisterung, Todesverachtung sind ohne anders die ersten und nöthigsten Eigenschaften eines Kriegers, aber, so wie die Sachen einmahl stehen, müssen dabey Waffen, Gewandtheit, Uebereinstimmung der Bewegungen und Schnelligkeit nicht vermißt

werden. Ohne in dem Kriegsdienst unterrichtete Anführer, ohne gehörige Bewaffnung, ohne alles übrige bey einer Armee nach den jetzigen Umständen unumgänglich nöthige Materiale würde bey der schönsten Begeisterung im Augenblick der Gefahr rathlose Verwirrung sich einstellen, und traurige Schmach der Ausgang seyn. Wir würden uns in den Fall unserer Urväter setzen, als sie mit zwar wilder, aber ungeregelter Tapferkeit sich an die kriegskundigen Römer wagten, dabey aber trotz ihrem großen Muth unterlagen: wir würden, wenn wir erst die Zeit der Gefahr zu Vornahme der nöthigen Rüstungen erwarten wollten, denjenigen gleichen, die bis zum Ausbruch eines Brandes die Einrichtung der erforderlichen Löschanstalten verschieben.

Allerdings — und hierinn pflichte ich dem Wunsche aller aufgeklärten Vaterlandsfreunde bey — soll man sich hüten, bey der Vervollkommnung unsers Heerwesens nur blindlings und sclavisch das Aeußere anderer

Nationen nachzuäffen. Man passe die allgemeine Theorie der Lage unsers Landes und dem Geist unsers Volkes an: man unterscheide das Wesentliche vom Unwesentlichen: man vermindere alles läppische Paradewesen, jeden äußern Prunk, alles, was nur in Schauerey ausartet: man schone dadurch den beschränkten ökonomischen Kräften des Staats und der Privaten: man vervollkommne hauptsächlich das Artillerie- und Geniewesen als Waffengattungen, die ein gründliches wissenschaftliches Studium erfordern und voraussetzen: man verwende im Allgemeinen möglichste Sorgfalt auf Bildung der Offiziere, die nie vergessen müssen, daß ihre Untergebenen Bürger und nicht Söldner sind: man wecke bey allen geringern und größern Waffenübungen das patriotische Gefühl der waffenfähigen Jugend, und flöße ihr die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, des Nutzens ein, daß jeder Schweizer seine Waffen zu führen wisse, und daß in seiner Kraft, in seinem Muth die eigentliche Hauptschutzwehre

seiner Freyheit, seiner Unabhängigkeit und seines Glücks liege, man weise ihm in der Geschichte nach, daß die Kraft unserer Väter diese Güter, die wir den Nachkommen bewahren sollen, erworben, und daß dieß nur dadurch möglich wurde, weil sie den Gebrauch ihrer Waffen kannten, dieselben als ihr köstlichstes Hausgeräth betrachteten, und sich in der Verfassung befanden, jeden Augenblick nach denselben zu greifen: — Mit einem Wort, alle Einrichtungen, aller Unterricht trage den Charakter der Nationalität: es greife alles dieses in's Volksleben ein, und man pfropfe auf diesen empor strebenden gesunden, kräftigen Baum so wenig, wie möglich, von dem Wesen unserer im Ausland paradierenden und garnisonirenden Mieth-Truppen.

Die Mittel, die ich bisdahin angegeben habe, liegen größtentheils in den Händen der Regierungen. Die Weisheit und der Patriotismus derselben ist uns Bürge, daß sie diese Mittel nicht unbenutzt lassen, und wür-

dig, die Schicksale eines freyen Völkes zu lenken, ihre erhabene Bestimmung vollkommen erfüllen werden. Inzwischen kann und soll nicht alles bloß dem Impuls und der Leitung der Regierungen überlassen bleiben. Schon die Beschränktheit der Hülfsmittel, die unsern republikanischen Landesvätern zu Geboth stehen, an und für sich macht es unmöglich, daß alles nur von ihnen ausgehe. Abgesehen aber hievon gehört es eben zum Wesen eines Freystaats, daß nicht alles nur von Regierungswegen geschehe, und das Volk, gleich einer Drathpuppe, einzig dann sich rühre, wenn es hiezu von seinen Herrschern einen Antrieb erhält. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten der Despotien, daß in selben nur der Despot alles seye, alles thue, alles anordne, wo also kein Nationalwille und kein Gemeinsinn besteht. In Freystaaten waltet ein reges, freyes Leben: der Mensch betrachtet sich nicht bloß als willenloses Mittel, sondern als ein Glied des Ganzen; jeder Bürger — sein Wirkungskreis sey grö=

ßer oder kleiner — nihmt warmen Antheil am Wohl des Vaterlandes: er unterstützt die dießfälligen Anstrengungen der Staatsgewalt, und fördert aus eigener Kraft alles, was zu diesem Zweck führt, und wo seine Kraft nicht zureichet, verbindet er sich mit Andern, damit durch vereintes Wirken das geschehe, was dem Einzelnen nicht möglich ist. Dieß begründet ächten Gemeinsinn, und ohne Gemeinsinn ist eine Republik eine todte, leblose Hülle. Blicken wir auf zwey Staaten, die in mancher Hinsicht die interessantesten sind — England und die vereinigten Staaten Amerikas. Nirgends blühen schönere, gemeinnützigere Anstalten, als in diesen Ländern — und eben die Regierung hat den wenigsten Antheil an diesen ruhmwürdigen, wohlthätigen Anstalten, die ausschließlich dem Patriotismus ihrer Bürger ihr Entstehen verdanken. Nebstdem, daß diese Anstalten dadurch zur Volkssache werden, findet sich auch ihre Dauer gesichert;

da sie nicht bloß von den Launen und Willkür oft durch zufällige Umstände irregeleiteter Regenten abhangen, sondern ihren Hauptstützpunkt in der öffentlichen Meynung haben. Diese Idee, nach welcher gemeinnütziger Sinn verbreitet, manche noch entbehrte Anstalt in's Leben gerufen, und das gefördert werden soll, was dem Vaterland Noth thut, belebte die Stifter unsers Vereins, als sie vor mehr als einem halben Jahrhundert den Grundstein zur helvetischen Gesellschaft legten, belebte auch jene wackern Zeitgenossen, die in unserm Vaterland seit einigen Jahren so manchen trefflichen Verein bildeten, die an Konsistenz immer zunehmend segenreich wirken werden. Von diesen Vereinen, und von unserm, als dem Aeltesten, soll manches geschehen, was unsere Freyheit und Unabhängigkeit zu fördern, geeignet ist. Ich zähle also unser und anderer Gesellschaften Daseyn, Streben und Wirken als eines der dießfallsigen und zwar wirksamern Mittel. Ja viel, sehr viel

kann auf diesem Weg geschehen. Jeder von uns befindet sich schon an und für sich mehr oder weniger in einem thätigen Wirkungskreis, der ihn in Stand setzt, zur Vervollkommnung mancher Einrichtung, zur Belebung eines vaterländischen Geistes beyzutragen: jeder von uns steht wieder mit andern gutgesinnten Männern inner und außer seinem Kanton in vielseitigen Verhältnissen und Berührungen mit Männern, die gerne zu allem Guten Hand biethen, und zur Erreichung dieser vaterländischen Absichten mitwirken: jeder endlich kann in seinen Privatverhältnissen einen guten Geist um sich her verbreiten, und dadurch zur Erhöhung der allgemeinen Wohlfahrt immerhin wesentlich beytragen. Wie viele schöne Beweise hievon liegen nicht schon vor unsern Augen? War es nicht unsere Gesellschaft, die noch zur Zeit der alten Eidgenossenschaft auf die Versumpfungen der Linth aufmerksam machte, die erste Idee zu einem dießfallsigen National-Unternehmen gab, und dadurch bewirkte,

daß in spätern Jahren durch die Anstrengung aller Schweizer ein Werk zu Stande kam, welches ein Denkmal der schweizerischen Gemeinnützigkeit ist, und die braven Bewohner jener Gegend inniger an ein Vaterland knüpft, dessen Boden sie nun ernährt? Sind es nicht edle Partikularen, die, getrieben vom reinsten Patriotismus, erst kürzlich in den Gebirgen von Appenzell so treffliche Erziehungs-Anstalten einrichteten, aus denen ein vaterländischer Geist und eine zweckmäßige Bildung segensreich sich über diese Thäler ergießen wird? Sind nicht einzelne Anstalten hie und da aus der Mitte einzelner Vereine hervorgegangen, die dem ganzen Staat Ehre bringen, die öffentliche Wohlfahrt mehren, und die somit unsere Freyheit und Unabhängigkeit befestigen?

Verzeihet, Tit., daß ich Euch so lange aufhielt, und so viel vielleicht ohne Zusam-

menhang faselte. Ich sprach vom Vaterland, und der Gedanke, in einem Vereine so ausgezeichneter Mitbürger von diesem meinem Herzen so theuern Gegenstande von der Brust weg sprechen zu können, riß mich über die Schranken hinweg, in denen mich die uns so sparsam zugemessene Zeit hätte zurückhalten sollen. Die Wärme meiner Empfindungen möge den Mangel des rednerischen Werths meines Vortrags ersetzen. Wenn auch jeder von Euch das, was ich gesagt habe, weit besser und richtiger als ich ausgedrückt haben würde, so bleibt mir doch der Trost, daß ich es so gut, wie Ihr alle mit dem Vaterland meyne, und zu dessen Wohlfahrt aus allen Kräften beytrage.

Doch noch Eines, ehe ich schließe. Ich fühle mich glücklich, ein Schweizer zu seyn, und wahrlich! Ihr alle werdet dieß Gefühl mit mir theilen. Mag auch noch manches übrig bleiben, damit wir unsern Zustand vollkommen nennen könnten — so vergesse man nicht, daß ja in der Welt das ganz

Vollkommene nie erreicht wird, und des Sterblichen Wunsch und Streben nur seyn kann, der Vollkommenheit sich möglichst zu nähern. Immerhin genießen wir Schweizer Vorzüge vor andern Völkern, die wir schätzen und dankbar erkennen sollen. Wir bewohnen ein Land, ausgerüstet mehr wie kein Anderes mit dem herrlichsten Naturschmucke, in welchem wir höher gelegen, als andere Europäer, die freye gesunde Luft des Hochlandes athmen — ein Land, das unsere Väter nicht ohne große Anstrengung aus einer rauhen Wildniß in ein fruchtbares Geländ umschufen! Wir genießen alle gleiche Rechte, und haben alle gleichen Anspruch auf jene Würden und Auszeichnungen, zu denen nur Verdienst und Zutrauen den Weg bahnen sollen: Wir entwickeln ungehemmt unsere Kräfte, und kennen jene Lasten und Plakereyen, die anderswo das menschliche Leben so sehr trüben, nur dem Nahmen nach! Wir gehören einem Volk an, in welchem vorzugsweise ein hohes Gefühl für

Freyheit, Recht und Sittlichkeit liegt, und bey dem so manche schöne häusliche Tugend lebt! Wir finden uns nicht der Willkür und Launen unserer Regierungen unterworfen, sondern wir werden nur nach den Gesetzen, welche die aus unserer Mitte hervorgegangenen Regenten nur mit Umsicht und Sorgfalt geben können, beherrscht! Wir sind Genossen einer Nation, in welcher immer mehr ein edles Bestreben zur Ausbreitung der Wissenschaften, zu Veredlung des ganzen Volkes, zu Vervollkommnung unsers Ackerbaues und unserer Industrie, zu Linderung und Hebung der Armuth, zu Förderung und Bethätigung alles Gemeinnützigen erwachet! Wir blicken auf eine heranreifende Jugend, die gründlicher gebildet, wie wir, und voll Liebe für Freyheit und Recht, kräftig, was wir begonnen, vollenden, und des Vaterlandes Ruhm und Glück erhöhen wird!

Gott, der wundervoll die Schicksale unsers Volkes lenkte, schütze, erhalte und

befestige die Freyheit und die Unabhängigkeit unsers Vaterlandes, und bringe Heil über selbes, über uns und über unsere spätesten Nachkommen!

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Langenthal

im Jahr 1826.

Zürich,
gedruckt bey Friedrich Schulthess.



In die rauhen Tage eines Nachwinters fiel dies Jahr die Versammlung der Gesellschaft; dennoch war sie so zahlreich, wie seit einigen Jahren besucht. Um so erfreulicher war hingegen die Aufnahme der Gesellschaft in ihrem diesjährigen Versammlungsorte Langenthal. In äußerst verbindlichen Ausdrücken der Achtung und eidgenössischer Freundschaft bewillkommte Herr von Goumöens, Oberamtmann von Aarwangen, den Vorsteher zum Voraus und mit ihm die Gesellschaft in seinem Amtsbezirke, und die Bürger des schönen Langenthals gaben derselben jeden Beweis der freundlichsten Gesinnung.

Am Morgen des 26. Aprils eröffnete Vater Pestalozzi als Vorsteher der Gesellschaft die Sitzung, und erfüllte das bey seiner Wahl der Gesellschaft gegebene Versprechen: „zu reden von Vaterland und Erziehung, denen er

sein ganzes Leben gewidmet.“ In dritthalb-stündiger Rede ergoß er sein von der reinsten Vaterlands- und Menschenliebe erfülltes Herz. Er öffnete den Schatz seiner in so langem wechselreichem Leben gesammelten Erfahrungen. Er wies die entlegenen und die nähern Quellen der Verderbniß in unserm Vaterlande nach, aber auch die Heilquellen, die nur zu fassen, zu leiten und zu verbreiten wären, um von Neuem Landessegen blühen und reifen zu sehen. Er sprach von der Herstellung alteidgenössischer Kraft, Ehrenfestigkeit, Biederkeit, Mäßigkeit, Einfalt, und vor Allem von der auf diese Tugenden und die daraus hervorgehende Selbstständigkeit der großen Volksmehrheit, zu begründenden Freyheit und Wohlfahrt, die nicht prahlt und glänzt, aber still beglückt und veredelt. Er hielt das hehre Vorbild des altschweizerischen Volkslebens in seiner Geistes-, Herzens- und Thatkraft zur herzerhebenden und stärkenden Anschauung vor. Dann feyerte Herr Staatsrath Eduard Pfyffer das Andenken seines würdigen Freundes, des wenige Wochen zuvor

verewigten, vortrefflichen Eidgenossen Thaddäus Müller, Stadtpfarrer zu Luzern, des unwandelbar treuen Freundes der helvetischen Gesellschaft, die er wieder erneuern half, die er noch im letzten Lebensjahr besuchte und auch dies Jahr zu besuchen sich vorgenommen hatte. Einstimmig ward beschlossen: daß Pestalozzis Rede, so wie die Skizze seiner Idee über die erste Menschenbildung von der Wiege bis zum Anfang der Schuljahre und Pfyffers biographische Denkschrift auf Müller mit den diesjährigen Verhandlungen im Druck erscheinen sollen.

Das Protokoll der letztjährigen Versammlung wird vorgelesen und genehmigt.

Auf den Bericht des Ausschusses: daß Herr Graf von Buquoy zu Prag der Gesellschaft seine staatswirthschaftlichen, physikalischen, mathematischen und philosophischen Schriften und ebenso ihr Mitglied, Herr Professor Ernst Münch zu Freiburg im Breisgau, seine historische Arbeit über den berühmten Bilibald Pirkheimer von Nürnberg (der als Feldhaupt-

mann im Schwabenkrieg und später in seinen Verhältnissen zu den Schweizerischen Reformatoren auch für die Schweiz ein besonderes historisches Interesse hat), mitgetheilt haben, wird beschlossen: Die Anzeige des Empfangs mit verbindlichem Danke für diese Achtungsbezeugung gegen die verehrten Herren Verfasser zu begleiten und die Schriften im Gesellschaftsarchive aufzubewahren.

Mit der lebhaftesten Freude vernimmt die Versammlung das Versprechen ihres Vorstehers: So lange ihm Gott Leben und Gesundheit noch friste, mit jedem Jahre einen Beytrag über Erziehung zu liefern, und ebenso dasjenige des Herrn Pfarrer Appenzellers zu Lieferung historischer Darstellungen für dieselbe.

Dem Gesellschaftssekretär wird der Auftrag ertheilt, dafür besorgt zu seyn, daß die jährlich zum Druck bestimmten Gesellschaftsschriften von einer vaterländischen Buchhandlung, gegen Bedingungen, welche von dem Ausschuß zu genehmigen sind, mit dem Rechte, solche nach Ablieferung der für die Gesellschaft erfor-

derlichen Exemplare, in den Buchhandel zu bringen, in Verlag übernommen werden.

Zu Mitgliedern wurden nach Vorschrift der Statuten aufgenommen:

Herr D. F. L. Keller von Zürich.
- = J. J. Kraft, V. D. M. von Bruck.
- = J. Munzinger von Olten,
- = J. Usteri, Kaufmann von Zürich.

Zu Ehren-Mitgliedern:

Herr D. De Wette, Prof. d. Theol. zu Basel.
- = Nabholz, Direktor des Schullehrer-Seminariums zu Aarau.

Zum Präsidenten für das nächste Jahr ward ernannt:

Herr Dekan und Chorherr Alois Vok, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Aarau.

Die dies Jahr statutenmäßig austretenden Glieder des Ausschusses waren:

Herr Pfarrer Lutz von Läufelfingen K. Basel.
- = Stadtrath Steinmann v. St. Gallen.
- = Pfarrer Vetter v. Neunkirch K. Schaffh.
- = Pfarrer und Kirchenrath Widmer zu Bußnang, K. Thurgau.

Mit offenem Stimmenmehr wurden dann zu Gliedern des Ausschusses ernannt:

Herr Pfarrer und Schuldirektor Appenzeller zu Biel.
" Fürstenberger, Sohn, zu Basel.
" Pfarrhelfer Hübscher zu Rapperschw.
" Ulrich Munzinger von Olten.

Und an die Stelle des im Laufe des verflossenen Jahres verstorbenen Mitgliedes des Comité Herrn Hauptmann Konrad Streif von Mollis ward ernannt: Herr Rathsherr D. S. Schindler von Mollis.

Die Versammlung des nächsten Jahres ward dem Beschluß vom J. 1824 zufolge auf Mittwoch vor der Himmelfahrtswoche im Bade Schinznach angesetzt.

Der Frohsinn bey der Tafel wechselte mit tiefer Rührung, als Pestalozzis Lebehoch ausgebracht ward. Es erhob sich ehrerbiethig die ganze Versammlung vor dem achtzigjährigen Altvater, der so eben mit jugendlicher Herzenswärme im Geiste der Väter der helvetischen Gesellschaft zu ihren Söhnen und Enkeln ge-

sprochen hatte vom Wohl und Wehe des freyen, geliebten Vaterlandes. Mit tiefer Empfindung sangen die hundert Eidgenossen Vater Pestalozzis Ehrensang von Herrn Pfarrer Fröhlich in Bruck gedichtet:

Sieh, Deine Söhne stehn um Dich;
Nimm an den Ehrensang
Für Alles, was Du uns gelehrt,
Durch bittre Leiden unbekehrt,
Ein Erdeleben lang.

Allein aus jener Frommen Bund
Bliebst Du uns noch zurück,
Zu sehen, wie sich Eure Saat
In Frost und Sturm erhalten hat,
Und grünt zum Landesglück.

So wirst Du immer um uns seyn,
Ein tröstliches Gesicht;
Du sagst: „So kurz auch unsre Frist,
Wenn sie nur Gott geweihet ist,
Fehlt auch der Segen nicht."

Und wenn auch uns die Jugendkraft
Und manches Glück verblüht;
Für Vaterlandes Wohl und Schmerz
Bleib uns doch stets Dein liebend Herz,
Dein ewig jung Gemüth!

Er dankt mit einer Freudenthräne. Nun erinnert er an den edeln Müller, der vor einem Jahre noch so herzlich froh in diesem Kreise der eidgenössischen Freunde, und nun, ach für uns viel zu früh, heimgegangen ist zu den Vätern; mit Thränen der Wehmuth und mit von Rührung gebrochener Stimme empfiehlt er unverwelkliches Andenken an dies Muster von unwandelbarer Treue an Wahrheit und Vaterland. Endlich, hinweisend auf den mitgetheilten herzergreifenden Aufruf des Schweizerboten, zu Wiederholung wohlthätiger Beyträge für des ungücklichen Griechenlandes Rettung, forderte Herr Staatsrath Pfyffer von Luzern die eidgenössischen Freunde auf, ihre Herzenswünsche für den Sieg der Griechen im heiligen Kriege gegen Barbarey und Despotism durch wohlthätige Unterstützung derselben zu beweisen. Obwohl mancher der anwesenden Eidgenossen in der Heimath seine Gaben schon wiederholt dargebracht hatte, fiel doch ein Beytrag von Fr. 144 Bz. 7, welcher dem Zentralgriechenverein in Zürich zur Verwendung übergeben ward.

So bewies auch die diesjährige Versammlung der helvetischen Gesellschaft, daß der Geist ihrer Stifter sie beseele: Liebe zur heimathlichen Freyheit, einer Freyheit, wie Pestalozzis Rede sie athmet, wie jeder ächte Eidgenosse, jeden Standes, im Bewußtseyn der Menschen- und Bürgerwürde sie wünscht und darnach strebt, und wie sie unsere Väter im heißen siegreichen Kampfe mit den Zwingherren erkauften, um den Preis ihres eigenen, des wahrhaft edeln Geblütes. Sie werde, unter welcher äußern Verfassungsform es auch seyn mag, jedem Volke zu Theil, das, wie nun die Griechen, unsern Vätern ähnlich, sich von den Fesseln gesetz- und rechtloser Tyrannen und Eroberer mit Daransetzung von Gut und Blut befreyt. Der Segen der Helden von Morgarten und Laupen, von Sempach und Näfels sey ihr Theil! aber er weiche auch nicht von uns, sondern er pflanze sich fort der alte heimische Geist der Biederkeit, der Wahrheits- und Freyheitsliebe von Geschlecht zu Geschlecht, als unser uraltes heiliges Erbe! Hochachtung dem Vaterlandsfreunde, dessen Le=

ben Ehre und Segen dem Lande brachte, der an der Grabesschwelle noch warnende und stär= kende Prophetenworte zu den Nachkommen spricht, der den Kampf fürs Edle bis ans Ende besteht und den Glauben und das gute Gewissen in Treue an Wahrheit und Vater• landswohl bewahrt — wie unsere Pestalozzi und Müller! Preis und Heil solchen Eidge= nossen, auf deren Grabstein, nicht die Schmei= cheley, sondern die gerechte Wahrheit schreiben darf: „Nichts wollt' er vom Vaterland für sich, aber Alles, was sein war, das gab er dem Vaterland!"

Verzeichniß
der anwesenden Mitglieder.

Herr Heinrich Pestalozzi, Präsident.
- X. Amieth, Amtschreiber von Solothurn.
- J. C. Appenzeller, Stadtpfarrer und Studiendirektor in Biel.
- G. Dürr, Kaufmann von Aarau.
- Friedrich, Apotheker von Zofingen.
- E. Fröhlich, Kantonsrath von Bruck.
- A. E. Fröhlich, Pfarrer von Bruck.
- J. J. Fürstenberger von Basel.
- E. Geßner, Buchhändler von Zürich.
- K. Gluz-Blozheim, Chorh. v. Solothurn.
- Karl Herose von Aarau.
- Rud. Huber von Basel.
- Hübscher, Pfarrhelfer zu Rapperschweil.
- F. L. Keller, D. und Professor in Zürich.
- Jos. Munzinger von Olten.
- Ulr. Munzinger von Olten.
- Pfluger, Apotheker von Solothurn.
- Eduard Pfyffer, Staatsrath von Luzern.
- Reinert, Fürsprech von Solothurn.
- Rudolf, Chorherr von Solothurn.
- S. Schindler, M.D. u. Rathsherr v. Mollis.

Herr Schmuziger, M. D. von Aarau.
- M. Schuler, Pfarrer von Bözberg.
- F. Staub, Finanzsekretär von Solothurn.
- K. R. Tanner, D. J., Fürsprech v. Aarau.
- J. Usteri, Kaufmann von Zürich.
- Alois Vok, Dekan und katholischer Pfarrer zu Aarau.

Ehren-Mitglied.

Herr A. Vogel, von Mühlhausen, zu Aarau.

Eidgenössische Ehrengäste.

Herr J. Allemann, Lehrer zu Kirchlindach.
- Amieth, Pfarrer zu Schönenwerth.
- Joh. von Arx, Vikar in Aeschi.
- Bizius, D. J. von Bern.
- Bizius, V. D. M., Vikar in Herzogenbuchsee.
- J. Cartier, Sohn, von Olten.
- F. J. Dänzler, Pfarrer in Zuchwyl.
- F. Dennler, Apotheker in Langenthal.
- P. Dintschi, Lehrer in Olten.
- Jos. Döbely von Solothurn.
- E. Dürr, D. M. von Burgdorf.
- A. Dürrholz von Solothurn.
- Farschon, Pfarrer zu Koppigen.
- B. Feigel, Stadtschreiber zu Olten.
- Fetscherin, V. D. M., Direktor des Knabenwaisenhauses in Bern.

Herr M. Fisteli von Olten.
„ A. Frei von Olten.
„ U. Frei von Olten.
„ Jos. Geiser von Lozwyl.
„ Gruner, Pfarrer zu Langenthal.
„ K. N. Hagenbach, Professor zu Basel.
„ Herrmann, D. J., Amtsstatthalter zu Bern.
„ Herrmann, Fürsprech zu Langenthal.
„ Hirt, Chorherr von Solothurn.
„ L. Hirzel, D. von Zürich.
„ Hopt, Lehrer zu Burgdorf.
„ J. Kaufmann von Herzogenbuchsee.
„ V. Kiefer, Stud. von Solothurn.
„ Fr. König, Archidiakon am Münster zu Bern.
„ Fr. König, V. D. M. von Bern.
„ Kottmann, D. M. von Solothurn.
„ W. Landolt von Zürich.
„ J. C. Lang von Olten.
„ Luz, Pfarrer zu Wynau.
„ Fr. Molz, Helfer in Biel.
„ J. N. Moser von Herzogenbuchsee.
„ Mumenthaler, Statthalter v. Langenthal.
„ J. B. Munzinger von Olten.
„ Konr. Munzinger, Sohn, von Olten.
„ F. Munzinger, Prokurator von Olten.
„ J. J. Nußbaum, Bezirkrichter von Aarau.
„ Jos. Oberlin von Solothurn.
„ G. Pestalozzi vom Neuhof bey Birr.
„ Pfyffer, D. J. von Luzern.
„ J. N. Rapp, Kaufmann von Basel.

Herr Reber, Arzt von Pfäffikon, K. Luzern.
- Roth, Lehrer von Solothurn.
- L. Rotschi, Gesanglehrer zu Solothurn.
- A. Rüfenacht, Pfarrvikar zu Blügenbach.
- Ruetschi, Conrector am Gymnasium zu Bern.
- Schnell, D. M. von Burgdorf.
- Stähli, Lehrer zu Burgdorf.
- Stanz, D. M. von Bern.
- Steinlen, Apotheker v. Sornetan, K. Bern.
- K. E. Strähl, Vikar in Rorbach.
- R. Sutermeister, Arzt in Zofingen.
- D. Ulrich von Zürich.
- Fr. Wiedmer, Vikar in Wangen.
- J. Wick von Basel.
- Wiswald von Solothurn.
- J. R. Wyß, Professor zu Bern.
- Wyß, Kaufmann von Wangen.
- P. J. Zweyli, Lehrer zu Solothurn.

Fremde Ehrengäste.

Herr De Wette, D. und Professor der Theologie zu Basel.
- Nabholz, Direktor des Schullehrerseminars zu Aarau.

Rede

in der Versammlung der

helvetischen Gesellschaft.

Gehalten am 26. April 1826 zu Langenthal,
von ihrem Vorsteher,

H. Pestalozzi,
von Zürich, im Neuhof bey Birr.



Theure, liebe Eidgenossen,
Edle, vaterländische Brüder und Freunde!

Da Ihr mich in Eurer letzten Versammlung zum Präsidenten des heutigen Tages erwähltet, sprach ich in der Rührung des Herzens folgende Worte zu Euch: „Ich „kenne Sie nicht persönlich, liebe Herrn und „Freunde, ich kenne Niemand von dem jüngern Geschlecht, ich glaubte auch Ihnen „nicht bekannt zu seyn, um so überraschter „bin ich durch Ihre Wahl. Ich bin alt; „mein Blut ist zwar noch warm, aber die „Nerven sind schwach. Schenkt mir Gott „noch ein Jahr, nun so will ich dann zu „Euch noch reden, wie's mir ums Herz ist, „von Vaterland und Erziehung, denen ich „mein Leben gewidmet habe."

Ich wiederhole diese Worte heute mit der nähmlichen Rührung und suche in der Schwäche meines Alters mein Versprechen so viel möglich zu erfüllen und ein gutgemeintes Wort über Vaterland und Erziehung mit Euch zu reden. In der Ueberzeugung, daß ich mit Männern rede, die in keiner Rücksicht etwas von mir erwarten, das außer dem Kreise meiner Erfahrung und meiner Lebensbestrebungen liegt, gehe ich zur Sache.

Unser Vaterland, die Schweiz, ist ein, durch die Natur in seinen größern Theilen sehr unbegünstigtes, armes Gebirgsland, aber in seinen ursprünglichen Verhältnissen vielseitig mit reichsständischen Rechten und Freyheiten begabet, die einzelnen Städten, Ländern, Herrschaften, Gemeinden und selber Individuen einen großen Spielraum der häuslichen und bürgerlichen, freyen Selbstsorge und daraus entsprungenen Selbstständigkeit verschafften, deren Einwohner ihre genossenen Freyheiten und Rechte schon lange vor ihrer anerkannten Unabhängigkeit mit großer Weisheit

und Mäßigung genossen und benutzten, und nach derselben mit eben der Weisheit und Mäßigung unter, zum Theil ganz außerordentlich glücklichen Umständen bis auf unsere heutigen Tage erhielten und äufneten. Die Gesammtheit dieser Länder zeigte auch in den Tagen ihres Kampfes für die Selbstständigkeit einen, mit ausgezeichnetem Muth und Tapferkeit verbundenen Gemeingeist in der Beschützung und Vertheidigung der segensvollen Rechte und Genießungen ihrer Lage, und dabey eine Mäßigung, Anmaßungslosigkeit und Rechtlichkeit, die ihnen die allgemeine Achtung ihrer Zeitgenossen und selber der mit ihnen in offenem Kampfe stehenden Fürsten und Länder zuzog und sicherte. Beydes, ihr Muth und ihr Glück, setzte ihr Zeitalter in allgemeines Erstaunen. Höchst merkwürdig ist, daß der Gemeingeist unsers lieben, alten Schweizerbundes aus zwey, in ihrem Wesen verschieden scheinenden Elementen hervorging, nämlich auf der einen Seite aus dem Geist eines, hohe Berge bewohnenden, unter sich selbst in großen Gleichheits-

rechten, Uebungen und Gewohnheiten leben-
den Hirtenvolks, auf der andern Seite von,
unsre Thäler und Ebenen bewohnenden Städ-
ten, Grafschaften, Herrschaften und Gemein-
den, die Rechte-, Freyheiten- und Immuni-
täten halber mit den freyen Bergländern und
selber unter einander in ganz ungleichen La-
gen und Verhältnissen standen, aber sammt
und sonders den Segen des positiven Zustan-
des ihrer Rechte und Freyheiten alten Briefen
Siegeln, Immunitäten, Uebungen und Ge-
wohnheiten dankten, die in den Fundalrechten
der damaligen Zeit begründet, aber von dem
biedern Schweizervolk in städtischen und länd-
lichen, in herrschaftlichen und abhänglichen
Verhältnissen mit segensreichem Zutrauen und
mit großer menschenfreundlicher Mäßigung
gegenseitig ausgeübt und genossen worden. Die
in der Welt bisher beynahe unbekannten Berg-
länder von Uri, Schwyz und Unterwalden
theilten in ihrer Armuth und Beschränkung
die Tugenden, Ansichten und Bestrebungen der
Vaterlandsliebe, des Gemeingeists und der

rechtlichen Freyheit derjenigen Städte, Grafschaften, Herrschaften und Gemeinden unsers Landes, die in dem damaligen Zeitpunkte ein genugsames Interesse mit ihnen hatten und sich darum an den von ihnen im Grütli beschwornen, eidgenössischen Bund anschlossen.

In dieser ursprünglichen Vereinigung zwey so wesentlich heterogener Elemente in eine enge Staatsverbrüderung kannten die einzelnen Theile des neuen Staatskörpers kein allgemeines, in bestimmte Formen geordnetes, auf alle seine Theile nach gleichen Gesetzen einwirkendes, inneres Staatsrecht, als dasjenige, das sich für einen jeden Theil dieser Vereinigung aus der Natur und dem Wesen der Briefe, Siegel und Immunitäten unsrer einzelnen Städte und Länder selber ergab, aber in der Einfachheit, Unschuld und Edelmuth der bestehenden Gewalten in jedem Kanton als das Fundament sowohl des allgemeinen Landessegens als auch der allgemeinen Landesrechte anerkannt und mit heiliger Ehrfurcht ins Auge gefaßt und behandelt wurde. Dieser Mangel

an gleichartiger Begründung der hoheitlichen, städtischen Localitäts- und Personalrechte und Gewalten des Vaterlands und der sorgfältigen Ausmarchung gegenseitiger Rechte unter einander, so wie überhaupt die Heterogenität des rechtlichen Beyeinanderlebens und Beyeinanderstehens unserer bürgerlichen Einrichtungen mit den Regierungs- und Unterwerfungsformen des übrigen Europa, konnten nicht anders als in der Folge der Selbstsucht gegenseitiger Ansprüche gegeneinander in unserm Innern vielseitig beunruhigenden Spielraum verschaffen. Aber im Anfange verhütete die allgemeine Gefahr, in der sich unser Vaterland durch seinen großen Freyheitskampf befand, so viel als jede Spur solcher Folgen. Diese Gefahr nöthigte in diesem Zeitpunkt die ungleichartigen Glieder unserer Vereinigung sich selber als einzelne Stände gleichsam zu vergessen. Sie kämpften den großen Kampf unserer Selbstständigkeit in seiner langen Epoche bis an sein Ende, ehe sich in den so verschieden organisirten Kantonen unsers Vaterlands irgend ein

Gefühl der Unbehaglichkeit dieses Zustandes und am allerwenigsten eine Neigung zeigte, sich dem Zeitgeist der Regierungs- und Verwaltungsformen des übrigen Europa zu nähern. Aber da sie, mitten in diesem Kampfe, selber noch mit den bedeutendesten fremden Staaten des Welttheils in freundschaftliche Näherung kamen und bald selber in ihre Dienste traten, so konnte das Gefühl des Bedürfnisses des Ungenugthuenden in den Formen einiger unserer Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen und besonders die Gelüste nach einer etwelchen Näherung unserer Unschuldseinrichtungen zu dem Zeitgeist der übrigen Welt nicht gar sehr lange ausbleiben. Die Unschuld des unbedingten, freyen Privatspielraums einzelner Städte, Orte und selber Personen, die in der Urzeit unsers Vaterlandes statt hatte, mußte sich allmählig beschränken. Die Regierungen unserer bedeutendsten Stände gründeten mit Weisheit und Mäßigung in Verbindung mit der Mehrzahl ihrer Bürger, Kantonaleinrichtungen, die nicht mehr bloß ein einfaches,

unbeschränktes Resultat der Briefe und Siegel aller Stände, Behörden, Städte, Länder und Dörfer waren; aber Mäßigung, reiner, alter Bürger- und Freyheitssinn herrschte Jahrhunderte lang in der Masse der bürgerlichen Bewohner der altreichsstädtisch regierten Hauptorte unserer größern Kantone, die, wie ihre ihnen untergebenen Angehörigen, gegenseitig große, zum Theil selbst erkaufte Rechte und Freyheiten besaßen. Es ist dabey noch unstreitig, daß der rechtliche Freyheitssinn der, den Kantonen angehörigen Landleute mit demjenigen der sie regierenden und verwaltenden Städte in diesem Zeitpunkt eine gleiche, sich gegenseitig unterstützende Richtung nahm und mit dem Freyheitssinn und Freyheitsgeist der democratisch verwalteten Urkantone in einer, in gewisser Rücksicht bewunderungswürdigen Harmonie stand. Das Volk aller Stände genoß den Segen seiner Freyheitsverhältnisse in einer Art von, ich möchte sagen, heilig begründeter, innerer Gleichheit, die dasselbe allgemein, beydes, zu erheben und zu befriedigen

geeignet war. Ungeachtet der bestehenden Ungleichheit der Ansprüche einzelner Stände und einzelner Klassen des Volks an einzelne Rechte und einzelne Genießungen, war der Zugang zu den höchsten Ehren und folglich der Zugang zu jeder rechtlichen Gewalt und zu jeder mit dieser Gewalt verbundenen Landesehre dem verdienstvollen Mann am Pfluge und dem ehrbaren Handwerker offen, wie dem Edelmann, der mehrere Burgen besaß. Wer das Zutrauen des Volks hatte, war der Landesehre sicher. Weder Kunst noch Gewalt ging in ihren Wirkungen hierin weiter, als die Folgen des öffentlichen Zutrauens, das sich ein Mann in diesem Zeitpunkt zu verschaffen wußte. Die ersten Häuser unsrer vaterländischen Regenten, deren Familien sich zum Theil bis auf heute in diesem Rang erhalten, haben den Ursprung ihres Einflusses und ihres Ranges im Zeitpunkte dieses edeln, vaterländischen Volkssinns und Volksgeists zu suchen. Aber freylich dauerte die Reinheit und Unschuld dieses Zustands im Allgemeinen ihrer ursprünglichen

Kraft nicht lange über den Zeitpunkt des Heldenkampfs für die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit unsers Landes. Das Gold, das wir auf den Schlachtfeldern von Grandson und Murten gewannen, war die erste Versuchung zur Verführung unserer bürgerlichen Ansichten, Einrichtungen und Bestrebungen. Wer etwas Bedeutendes davon sich zueignen konnte, gelüstete bald nach Mehrerem und fand sehr schnell Gelegenheit, sich dieses jetzt in fremden Diensten leicht zu erwerben und damit zu Arten und Gattungen von Ehren, Rang, Würden, Gewalten, Geld und Genießungen zu gelangen, von denen die ersten Kämpfer für die Rechte des Vaterlandes durchaus keine Kunde hatten. Indeß erhielt sich das Uebergewicht des guten, alten, vaterländischen Geistes in der großen Mehrzahl unsers Volks in allen Ständen sehr lange in einer Art von fortdauernder Erbfolge der Bürgerkraft und Bürgertugenden unserer Väter. Die Selbstsorge der Schweizerischen Stände und Individuen für häuslichen Wohlstand und bürgerliche

Selbstständigkeit blieb lange im Vaterland im freyen Spielraum seines unbefangenen und unberechneten, ursprünglichen Zustands auf keine Weise durch irgend eine Art von selbstsüchtiger Neuerungssucht und Zudringlichkeit gestört, ich möchte sagen, unbevogtet, nähmlich in dem Sinn, in welchem dieses Wort später in unserm Vaterland gebraucht worden. Jeder einzelne Theil der Eidgenossenschaft war indeß bey jeder sich ergebenden Collision einem brüderlichen, zutrauensvollen, gemeineidgenössischen Recht unterworfen, und das Ganze erhielt sich eine Reihe von Jahren im ersten Leben des eidgenössischen Vereins segensreich und kraftvoll. Dieser ursprüngliche Zustand der Eidgenossenschaft aber erhielt durch das Stanzerverkommniß wesentliche Schwächung der Gemeinkraft und des Gemeineinflusses der ganzen eidgenössischen Verbrüderung in Rücksicht auf die segensvolle Gleichheit und Gewährleistung der verbrieften Rechte der ungleichen Theilhaber dieser Staatsverbindung. Die Staatsgesetzgebungen wurden in einzelne Stan=

des- und Kantonalgesetzgebungen umgeschaffen und vielseitig ungleich geformt. Dadurch verloren sie das hohe, innere, lebendige Fundament unserer ursprünglichen Vereinigung, die innere Einheit und Gleichheit der Staatsgesetzgebung, wo nicht ganz, doch in verschiedenen Rücksichten sehr bedeutend. Die Selbstsorge der einzelnen Theile bekam einen, von dem Gemeingeist der Eidgenossenschaft getrennten größern Spielraum der menschlichen Selbstsucht. Die Kantone wurden Freystaaten mit größern Ansprüchen, Ansichten und zum Theil neuerschaffenen Behörden. Die diesfällige Isolirung der Kantone entstand in einem Zeitpunkt, wo die eigentliche innere Vereinigung der Eidgenossenschaft in ihren Formen erst hätte beginnen sollen, und hatte ihren Ursprung wesentlich in vielseitigen Reizen zu Neuerungen mit einer allgemein überwägenden Neigung zur Erhaltung alles Bestehenden an jedem Ort und an jeder Stelle, wie es wirklich war. Dabey pflanzte das immer weitergreifende Reislaufen in fremde Dienste bey einigen Schwei-

zerischen Familien eine Art Geringschätzung unsers alten, einfachen, vaterländischen Lebens und Seyns und eine anmaßungs- und anspruchsvollere Lebens- und Denkungsweise, als diejenige, deren unsre Städte und Länder im Allgemeinen bisher gewohnt waren. Aber eben diese Familien sorgten in ihren Kantonen und Geburtsorten lange selbst dafür, daß die Masse des Volks nicht außer den Geist der alten Einfachheit und zutrauensvollen Hingebung hinausfalle, die selber dem Interesse der Eitlern und Anmassungsvollern dieser Individuen eben so dienlich als dem Vaterland segensreich war. Und es ist merkwürdig, daß in dem neuen Einfluß fremder Sitten, Denkungs- und Handlungsweisen auf das öffentliche und Privatleben unserer Kantone dieser Geist der Sorgfalt für die Erhaltung einfacher, altschweizerischer Grundsätze und Lebensweisen in der Masse des Volks fortdauernd auch von solchen Männern geschätzt, genährt und erhalten wurde, die hie und da in ihrem Einfluß auf das Vaterland einige, den Ein-

richtungen fremder Staaten sich nähernde Formen unserer öffentlichen Erscheinung begünstigten. Aber es ist dadurch auch allein erklärlich, wodurch es möglich geworden, daß sich dieser Geist der ursprünglichen Grundsätze, Lebensweisen und Denkungsarten unter allen, ihnen entgegenstehenden Umständen und Begegnissen, sowohl in tausend und tausend Hütten des gemeinen, Schweizerischen Volks, als in den Wohnhäusern der edelsten, angesehensten Familien unsers Vaterlands in einem sehr merklichen Grad seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit bis auf unsere Tage hat erhalten vermögen.

Freunde und Brüder! Wie blühte dieser Geist noch in unsern Tagen in den edeln Männern, deren Andenken zu ehren Ihr mich für heute an die Stelle gerufen, in der ich gegenwärtig in Euerer Mitte gerührt, mit belebten Gefühlen, beydes, der Dankbarkeit und der Beschämung, dastehe. Aber diese Männer waren auch über das Allgemeine des, durch den Zeitgeist, in dem sie lebten, schon vielseitig

geschwächten, abgematteten und alternden Geistes der Schweizerischen Urwelt in einem hohen Grad erhaben, und ihre diesfällige Auszeichnung ist es wesentlich und vorzüglich, was sie vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert vermochte, sich in unserer Gesellschaft zu vereinigen und in derselben zur erneuerten Belebung altschweizerischer Gesinnungen, Denkungsarten und Handlungsweisen gemeinsame Kräfte, Mittel und Aufmunterung zu suchen. Sie verhehlten es sich nicht und wir dürfen es uns noch viel weniger verhehlen, vielartiges Unkraut hatte schon lange in unserm altschweizerischen Leben Wurzel gefaßt und wuchs mit einer stärkern Kraft in der Mitte der segensvollen Fluren unsers Vaterlandes, und auch die Kraft des, in unsrer Mitte noch bestehenden Guten erschien vor unsern Augen seit Jahrhunderten in einer sich immer mehr abschwächenden Gestalt. Die Ursachen, die aus auswärtigen Verhältnissen entsprangen und dem ursprünglichen Erbgeist unsers Schweizerischen Vaterlands entgegen wirkten, griffen immer

tiefer und wirkten seit Jahrhunderten immer mehr, ich will nicht sagen, auf die Entschweizerung, aber ich muß sagen, auf die Minderung der altschweizerischen Denkungs-, Handlungs- und Lebensweisen einer großen Anzahl vaterländischer Einwohner, und auf die Basis unserer ersten und ursprünglichen Regierungseinrichtungen, die die wirkliche und reale Nährung der Vermögensumstände des Mehrtheils unserer Regierungsfähigen, städtischen Einwohner in Rücksicht ihrer Ansprüche mit den freyen Männern in den Urkantonen in eine merkliche Gleichheit setzten und den Handwerksstand in unsern bedeutendesten Städten zu einem ausgezeichneten Grad der Ehrenfestigkeit und Würde erhoben. Die nähern und entferntern Verwandten der Militärpersonen, die einen hohen Rang im Auslande besaßen, fanden sich schon seit sehr langem nicht mehr behaglich in den Werkstädten ihrer Väter und Großväter, und fremdartige Lebensweisen und Berufsarten gefielen ihnen und mit ihnen einem großen Theil ihrer Mitbürger besser als die Lebens-

weise ihrer Vorfahren. Schreiberstellen im Regierungs= und Privatdienst, Plätze in Tribunalien, Rechtsdienste, Ehrendienste, Verwaltungsstellen, kurz Berufsarten, die das Beschwerliche und Unästhetische auch einträglicher Handwerke nicht an sich trugen und sich etwas mehr den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen eines, von dem gemeinen Volk unterschiedenen, scheingebildeten Zeittons näherten, wurden den gemeinen bürgerlichen Berufen und auch den einträglichsten Handwerken vielseitig vorgezogen, und selber gemeine bürgerliche Dienste wurden immer mehr Bedürfniß von Bürgern, die nicht mehr im alten Geist zu dem Fleiß und der Thätigkeit erzogen worden, der für die Begründung eines befriedigten Lebens in den beschränkten Verhältnissen des Handwerkstands und seines Broderwerbs wesentlich ist. Die Geringschätzung des Handwerktreibenden Bürgerstands griff in gewissen, selber verdienstvollen Personen von höherm Range, noch weit mehr aber in verdienstlosen,

eiteln Nachbetern dieser Neuerungsideen des gemeinbürgerlichen Lebens immer weiter, und hatte natürlich auch sehr bald zur Folge, daß die Regierungs- und Verwaltungsfähigkeit gemeiner Bürger und Zünfter allmählig anfing, bezweifelt und mit der Würde und dem Ansehen von Personen eines großen, öffentlichen Einflusses als ziemlich unverträglich und nur in seltenen Ausnahmen zuläßlich ins Auge gefaßt zu werden. Der äußere Schein von Kunstbildung und höherer Kultur wurde mit einer Art von Vorliebe und Einseitigkeit gesucht, daß sein äußerer Anschein auch da, wo er im Wesen nicht vorhanden war, dem kraftvollen bon sens, aber etwas unästhetisch dastehenden, altväterischen Bürgergeist mit Vorliebe und Einseitigkeit vielseitig vorgezogen wurde, und dadurch das Bedürfniß und die Einführung von Stellen und Pösten, an denen man mit aufrechtem Rücken leichtes Brod fand, zum Nachtheil der Ressourcen und der Ehrenfestigkeit des alten, gemeinbürgerlichen, selbstständigen Berufslebens, immer mehr ver-

mehrte. Dabey aber muß man nicht aus den Augen lassen, daß die Vorschritte dieser Abänderung mit großer Mäßigung statt fanden und von Geschlecht zu Geschlecht fast unmerklich vorwärts rückten. Die große Anzahl der städtischen Personen, die die Ressourçen eines bürgerlichen Dienst- und Ehrenlebens und die Vermehrung der, dasselbe möglich machenden Ehren- und Dienststellen dem alten; bürgerlichen Zunft- und Berufsleben vorzog, lebte Jahrhunderte lang mit einer bürgerlichen Mäßigung, Einschränkung und Sorgfalt und zeigte in derselben bis nahe an die gegenwärtige Zeit fortdauernd in ihrem öffentlichen und Privatleben im Allgemeinen, einen wahren, altväterischen Geist, der an Ort und Stelle die innere Abänderung der alten Fundamente des ehemaligen Gemeingeists und der ehemaligen Gemeinkraft unsers gemeinsamen Bürgerlebens kaum merklich machte. Die einflußreichen Bürger, die einen Theil des altbürgerlichen Einflusses des gemeinen Handwerkstandes auf die Wahl der Regierungsglieder und selber der

Häupter der Stadtgemeinden mit der Würde der Schweizerischen Regierungen, in so fern sie nicht mehr als bloß beschränkte, bürgerliche Stadtobrigkeiten, sondern als anerkannte Staatsregierungen ihrer Kantone da standen, nicht mehr ganz vereinbar fanden, gingen in diesem Gesichtspunkt, ich darf fast sagen Jahrhunderte lang, mit Festigkeit, Consequenz und großer Klugheit und Mäßigung zu Werke; sie zogen bis nahe an unsre Zeiten, die ausgezeichnetern, verdienstvollern, gemeinen Bürger mit großer Theilnahme an den öffentlichen Geschäften selbst wohlwollend zu, und wirkten persönlich durchaus nicht erniedrigend und kränkend auf die Masse ihrer Mitbürger ein.

Wer indeß die Geschichte unserer Hauptstädte von dieser Seite, von dem Ursprung unsrer eidgenössischen Vereinigung an, mit Ernst und Wahrheitsliebe ins Auge faßt, dem kann es nicht entgehen, daß die, dem reinen Ursprung unsrer gemeineidgenössischen Vereinigung nachtheiligen Folgen des Reislaufens in fremde Dienste auf die Schwä-

chung unsrer gemeinbürgerlichen, anspruchlosen Regierungsformen und auf die Erzeugung vieler, in den ursprünglichen Formen unserer Verfassungen nicht gegründeten Familienansprachen schon in sehr frühen Zeiten vieles zur Minderung der Achtung und der Würde des gemeinbürgerlichen Einflusses in den Städten bis auf die Reformation, trotz aller Mäßigung unsers Nationalgeistes beytrugen.

Aber diese Epoche erneuerte und stärkte den altbürgerlichen und altschweizerischen Geist der Städte, die sie annahmen, in einem hohen Grad. Die Glaubensfreyheit, die wir jetzt zu erkämpfen hatten, war mit der bürgerlichen Freyheit, die unsre Väter erkämpft, in einer hohen Uebereinstimmung, und führte in diesem Zeitpunkt die bürgerliche Denkungs- und Handlungsweise aller unsrer Stände dem edeln, freyen, kraftvollen und allgemeinen Nationalgeist wieder näher, in dem sich unser Vaterland im Zeitpunkt unsers ursprünglichen Schweizerbundes vor ganz Europa in seiner erhabenen Würde auszeichnete. Zwingli's ge-

meinbürgerliche Heldenkraft war, in Uebereinstimmung mit den religiösen Grundsätzen der Reformatoren anderer Schweizerischer Städte, dem gemeinbürgerlichen Geist unsrer städtischen Verfassungen und der ursprünglichen, hohen Sorgfalt für unsere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in einem hohen Grad vortheilhaft. Der Pensionsbrief in Zürich, der sein Werk war und von der Regierung bis auf die letzte Abänderung unserer Schweizerischen Verfassungen alljährlich zweymal angesichts der ganzen Bürgergemeinde verlesen und beschworen werden mußte, ist ein erhabenes und sprechendes Denkmal des Einflusses der Reformation auf die Erhaltung des gemeinbürgerlichen Geistes unserer Verfassung und der Entfernung alles dessen, was der Abänderung ihres ursprünglichen Geistes und allen eiteln, unbürgerlichen Anmaßungen ungebührliche, in unserer Verfassung nicht begründete Nahrung hätte geben können. Diese glückliche Epoche stärkte den Fleiß und die Gewerbsamkeit in Verbindung mit allen sittlichen Fundamenten

des häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes in allen Städten, die die Reformation annahmen, mit einer bewundernswürdigen Kraft und Schnelligkeit, und gab zugleich dem edeln Geist der damaligen Regierungen durch ihren Einfluß auf den Gebrauch der Kirchengüter große und genugsame Mittel an die Hand, den Segen der erweckten Arbeitsamkeit und Thätigkeit des Volks durch Errichtung von Schulen und Kunstanstalten und durch Begünstigung alles dessen, was den geistigen Vorschritt der Nationalcultur in Uebereinstimmung mit den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen der Vorzeit befördern konnte, zu Stadt und Land allgemein fest zu begründen und blühen zu machen. Auch mehrte sich seit dieser Epoche der häusliche und bürgerliche Wohlstand der bedeutendesten Kantone unsers Vaterlands allgemein in einem auffallend hohen Grad, und zwar nicht in plötzlichen Erscheinungen großer Reichthümer einzelner Häuser und Familien, und wirkte eben so wenig zu großen merklichen Abweichungen von dem

verfassungsmäßigen Regierungs- und Verwaltungsgeist unsers Landes. Sein Segen war in zahllosen Punkten einzelner, ihren Wohlstand durch gemeinen Fleiß und gemeine Arbeitsamkeit in mäßigen Vorschritten äufnender Familien und Haushaltungen sichtbar, so wie er sich ebenfalls in einer, in eben diesem Verhältniß mindernden Anzahl Hülfsbedürftiger und unversorgter, dem Lande zur Last fallender Armen in seiner vollen Realkraft offenbarte, und wirkte in diesem Zeitpunkt durchaus in keinem unserer Verhältnisse auf die Erniedrigung und Abschwächung, weder der Ehrenfestigkeit, noch der Erwerbskraft und Erwerbsfreyheit der, in ihrem Wohlstande den begüterten Gliedern unsrer städtischen und ländlichen Bürger nachstehenden Volksklasse. Die Concurrenz in den Mitteln zu der Erhöhung des individuellen Wohlstandes aller Stände war dem Talent, dem Muth und dem Nachstreben aller ihrer Glieder allgemein offen, und in hohem Billigkeitsgefühl der damaligen Zeit war die Erhaltung der gesetzlichen Theilnahme

der gemeinen bürgerlichen Familien an den Ehren und Regierungsstellen des Vaterlands noch ein Grundsatz, der den edeln Bürgermännern aus denjenigen Familien, die den größten Antheil und den höchsten Einfluß auf die Regierung ihrer Kantone hatten, noch wahrhaft am Herzen lag. Auch fand in diesem Zeitpunkt noch jeder Bürger, der mit edler Mäßigung und in den Schranken gesetzlicher Wege im Dienst und zum Dienst des Vaterlandes mit Würde, Weisheit und thätiger Kraft in seinem bürgerlichen Einfluß höher strebte, bey diesen Männern freundliche und mitbürgerliche Handbiethung, Rath und Aufmunterung in seinen Bestrebungen. In diesen innern, so allgemein tief, individual begründeten Fundamenten des wachsenden Wohlstandes unsers Landes lebten wir, wenige kleine Störungen ausgenommen, beynahe ein paar Jahrhunderte. Die Zünfte und Innungen, die in den spätern Zeiten ein so großes Hinderniß des Individualwohlstandes der größern Menge unserer Mitbürger geworden, waren

damals noch solide Fundamente des allgemein bürgerlichen und städtischen Wohlstandes und der allgemein bürgerlichen und städtischen Ehre, so wie sie später ein tödtliches Hinderniß der bürgerlichen Vorschritte in beyden Rücksichten geworden. Wir haben aber, das dürfen wir uns auch nicht verhehlen, die lange Dauer der guten Folgen unserer ursprünglichen, einfachen, bürgerlichen Einrichtungen und des daraus entstandenen Einflusses zur Näherung und innern Gleichheit der Segnungen des wesentlichen, häuslichen Wohlstandes aller Stände unsers Landes nicht bloß unsrer Sorgfalt und weisen Mäßigung im Innern, sondern vorzüglich einem außerordentlichen Glück, das uns von außenher begünstigte, zu danken. Auf dem stillen See fährt auch eine, in ihren einzelnen Brettern mürbe zu werden anfangende Barke ihre gewohnte Fahrt selber durch einzelne Klippen mit erfahrnen Schiffleuten sicher hindurch. Es ist vielleicht in der Weltgeschichte kein Beyspiel, daß ein kleines Land, mitten im fortdauernden Krieg mächtiger

Nachbaren, Jahrhunderte lang den Frieden in seinem Innern und in allen seinen Grenzen allgemein und so viel als ungestört erhalten und so lange von großen kriegenden Mächten als neutral respektirt und behandelt wurde. Aber um deswillen ist nicht weniger wahr, daß unsere Mäßigung den Segen dieses Glücks in einem außerordentlichen Grad erhöhte und dauerhaft machte. Reichthum, Wohlstand und Ueberfluß vermehrte sich von Geschlecht zu Geschlecht in segensvoller, mäßiger, aber allgemeiner Progression auf unserm vaterländischen Boden und änderte auch sehr lange den eben so allgemeinen Geist der Mäßigung im Gebrauch und in der Anwendung dieser Segensfolgen beynahe auf keinem Punkt in grellen, den wahren Fundamenten unsers Segenszustandes gewaltsam ans Herz greifenden Vorschritten. Die Reformation minderte zugleich in mehreren Hauptstädten der Schweiz, die sie annahmen, den Einfluß einiger, unserm ursprünglichen, Schweizerischen Geist fremdartigen Regierungsansichten, Regierungsgrund=

säße und Anmaßungen, und gab der dauernden Sorgfalt der edlern Bürgermänner unserer Kantone die, in einem hohen Grad sittlich begründete und für die Erhaltung des häuslichen Wohlstandes, des städtischen Handwerkstandes und überhaupt der handarbeitenden, bürgerlichen Berufe folgen- und segensreiche Basis, für deren Erhaltung der Edelmuth der Schweizerischen städtischen Regierungen bis nahe auf unsere Zeiten einen Grad von Sorgfalt trugen, der in vielen unserer zünftigen Städte beynahe bis zur Aengstlichkeit ging. Ich führe zum Beleg dieser Aeußerung nur folgendes Beyspiel an: In einer unserer Hauptstädte, in der die Regierungsgewalten des Kantons so viel als ganz in den Händen der Zünfte waren, meldete sich vor einem Jahrhundert ein französischer Emigrant in Verbindung mit mehreren bürgerlichen Kaufleuten um die Erlaubniß, eine Bandfabrik daselbst anlegen zu dürfen. Die Regierung war auch sehr geneigt, ihnen diese Erlaubniß zu geben; aber ein unbemittelter und

verdienstloser, zünftiger Bandarbeiter setzte sich dagegen, weil ihre Briefe und Siegel einem jeden Posamenter verbieten, auf einem Stuhl auf einmal mehr als ein Band zu fabriziren, und die höchste Gewalt der Stadt wagte es auch in diesem Zeitpunkt noch nicht, diese lächerliche Posamenter-Einrichtung als den ersten Fundamenten des öffentlichen, bürgerlichen Wohlstandes entgegenstehend zu erklären und wies den französischen Fabrikanten mit seinem Ansuchen ab, dem aber bald in einer andern Schweizerischen Stadt dasselbe mit Freuden bewilligt wurde und einen Erfolg hatte, daß von dieser Fabrik Millionen für diese Stadt gewonnen wurden. So groß war die Sorgfalt mehrerer eidgenössischer Städte in Rücksicht auf die Behandlung des Zunftgeists mitten in ihrem ernsten und dauerhaften, stillen Entgegenwirken gegen ihre, zum Theil wirklichen, zum Theil oft nur scheinbaren Nachtheile. Dadurch erklärt sich allein, aber auch heiter, wie es möglich gewesen, daß mitten unter den, immer wachsenden Anmaßun-

gen einzelner, nicht allgemein gleich edler und gleich edelmüthiger Familien auf einen immer größern Regierungseinfluß in ihren Städten und auf einen, mit diesen Privatanmaßungen übereinstimmenden höhern Regierungston und Regierungsgeist, die Würde, die Ehrenfestigkeit und selber der Regierungseinfluß des größern Theils der handwerktreibenden Bürger in unsern Hauptstädten sich dennoch so lange in einem Grad erhielt, der sehr geeignet war, mannigfaltige Schwierigkeiten, die aus der Unpassenheit einiger alter Uebungen, Ansprüche und selber Briefe und Siegel entsprangen und mit dem Zeitgeist der gegenwärtigen Regierungsbedürfnisse in einem allzugroßen Contrast standen, durch gegenseitiges Zutrauen zu heben und in mehreren Fällen in friedlicher Stille verschwinden zu machen.

Das große Weltwerk der Reformation hat besonders auf die Schweizerischen Städte, die in häuslicher und bürgerlicher Hinsicht einen, aus gebildeten, wirthschaftlichen Kräften hervorgehenden Wohlstand besaßen, vor-

züglich segnend eingewirkt. Der alte Erbfleiß dieser Städte hob die Kultur derselben in wissenschaftlicher und Kunsthinsicht, mitten in der Erhaltung ihres anspruchlosen, bürgerlichen Gemeingeists, zu einer ausgezeichneten Höhe der damaligen Civilisation. Sie übertrafen hierin, äußerlich mit unendlich höhern Mitteln begabte Städte; wozu ganz gewiß vieles beytrug, daß der Boden unsers Wohlstands für die Freßpflanzen, Zierbäume und eiteln Prunkerscheinungen des bürgerlichen Lebens durchaus nicht so reich und günstig war, als in vielen andern, größern Städten des Auslands; ferner trug auch hiezu wesentlich bey, daß wir, von diesen Auswüchsen des Civilisationsschimmers damals noch nichts weniger als allgemein geblendet, die ökonomischen Ressourçen, die uns durch die Reformation zufielen, lange, sehr lange mit großem Ernst zu der Aeufnung der alten, mäßigen Fundamente unsers Wohlstandes benutzten. Diese Städte wurden auch dadurch ganz natürlich der gesegnete Mittelpunkt der, in diesem Zeit-

punkt wesentlich und solid vorschreitenden Cultur des ihnen angehörigen Landvolks; freylich nicht ohne wachsendes Uebergewicht ihres Regierungs- und Verwaltungseinflusses und aller Mittel, auch in einer willkürlichen Anordnung und Aenderung der bestehenden Einrichtungen und Uebungen im Land; aber sie benutzten auch diesen, in gewisser Rücksicht wichtigen, aber einseitigen Vorsprung in diesem Zeitpunkt allgemein mit der so oft berührten Mäßigung und väterlichen Sorgfalt. Und so wenig der katholische Theil unsrer Kantone in dem Wohlstand, der aus der bürgerlichen Berufsthätigkeit und Anstrengung hervorgeht, mit den reformirten Städten gleichen Schritt zu halten vermochte, so standen seine Städte, Länder und Angehörigen im Wesentlichen der alten, Schweizerischen Grundsätze und Lebensweisen nichts weniger als sehr zurück. Sie fühlten dieses auch in einem hohen Grad selbst, und lebten, bey einem vielseitig noch fremdartigen Personalbenehmen einiger, in ausländischem Dienst befindlicher, sehr angesehener

und einflußreicher Familien, dennoch in einem, in vielen Rücksichten vaterländischen, mit großer Popularität verbundenen, altschweizerischen Geist. Besonders war das Glück der Hirtenvölker in den Urkantonen äußerst groß und ihrem alten, ursprünglichen Geist im Innern ihrer Lebens- und Regierungsweise immer gleichförmig geblieben. Sie, die Katholiken, wetteiferten mit den Protestanten nach ihrer Art in dem guten Geist ihrer Väter, indessen diese durch ihren Reichthum und ihre Thätigkeit von dieser Seite die Fundamente des Gleichgewichts der eidgenössischen Stände merklich schwächten und in verschiedenen Rücksichten einer, dem ursprünglichen Gemeingeist der Eidgenossenschaft gefährdenden Uebermacht entgegen schritten, während die Katholiken weit mehr einen unveränderten Besitzstand ihres alten Seyns zu erhalten suchten und sich desselben zum Theil bis auf unsre Tage erfreuen. Ihre Bevölkerung schritt nur in mäßiger Erhöhung vorwärts und die Industrie fand bey

ihnen keinen Eingang. Grund und Boden sind bey ihnen zu keiner unnatürlichen Kunsthöhe getrieben. Das gierige Treiben nach großem Reichthum blieb ihnen größtentheils ziemlich fremd, und dadurch erklärt sich auch, daß die gewaltthätigen Vorfälle der neuern Zeit auf den innern Geist und die äußern Formen ihrer Verfassungen weniger Einfluß gehabt haben, als dieses unter entgegengesetzten Umständen ganz gewiß auch der Fall gewesen wäre. Ich kann nicht anders als meine Ueberzeugung von dem guten, alten, einfachen Geist, besonders der gemeinen Volksklasse der katholischen Stände bestimmt und laut aussprechen: ich bin in meinen jüngern Jahren als naher Verwandter von Dr. Hotze, der als Arzt mit den benachbarten katholischen Ständen in täglichen Verhältnissen lebte, im Fall gewesen, hierüber diesen guten Geist vielseitig und sehr oft durch wiederhohlte Erfahrungen kennen zu lernen. Ihr einfacher bon sens, ihr zutrauensvolles, gutmüthiges, anmaßungsloses und hie und da anmuthvolles Benehmen

war mir immer auffallend. Ich sah in diesen Verhältnissen durch tausend und tausend Beyspiele, daß diese guten Bergleute und überhaupt das katholische, Schweizerische Landvolk ganz gewiß auch in Rücksicht auf Geistesbildung und Erwerbsfähigkeit, mit etwas mehr Belebung, größerer Thätigkeit und solider Verbesserung ihres Schul- und Erziehungswesens, segensvoll weiter geführt werden könnte, als dieses bis jetzt bey ihm der Fall ist. Diese Ueberzeugung stärkte sich während meines kurzen Aufenthalts in Stanz in einem hohen Grad. Die vorzügliche Bildungsfähigkeit meiner dortigen, armen Kinder war mir auffallend und vorzüglich das Eigenthümliche und sehr oft Originelle ihrer Geistesrichtung und die Fundamente ihrer innern Belebung, die in jeder Rücksicht leicht angesprochen werden konnte. Ich bin fest überzeugt, daß die elementarischen Bildungsmittel in ihrem ganzen Umfange bey diesen Kindern mit einem seltenen Erfolg anwendbar wären, so wie, daß diese Bergvölker in einer wahrhaft soliden Volks-

kultur weit schneller und leichter vorwärts gebracht werden könnten, als die meisten der, durch Reichthum und Luxus zum Theil der Verwilderung preis gegebenen, zum Theil verkünstelten Kinder vieler unserer Fabrikgegenden zu der Einfachheit und Naturkraft zurück geführt werden können, die eine solide Volksbildung wesentlich erfordert. Der Gegenstand ist wichtig, und ich habe Gründe, zu hoffen, daß einigen Gegenden des, in Geisteskultur und Erwerbskräften zurückstehenden, katholischen Landvolks diesfalls ein besseres Schicksal bevorstehe und vom erleuchtetern Katholizismus selber ausgehen werde. Das stille Glück auch der ärmsten dieser Gegenden hat schon jetzt vielseitig wesentlich gute Fundamente zu alle diesem, und ist im ganzen Umfang, bis auf die gegenwärtige Zeit, sehr groß. Der vorzügliche Schatten, der dem großen Glück dieser Schweizerischen Bergvölker beywohnte, ging wesentlich und so viel als allein aus ihrem unglücklichen Mitgenuß der Regierungsrechte in den gemeinen Herrschaften und der

in einem hohen Grad staatsrechtlich unregelmäßig begründeten Verwaltungs- und Bevogtungsweise hervor. Der Mangel an staatsrechtlich genugsam begründeter Unterscheidung der Herrschaftsrechte mit den Rechten der höchsten Staatsgewalt war auch im ganzen Umfange der Schweiz eine mehr und minder belebte Quelle vieler einzelner Lücken und bedenklichen Vorfälle in der öffentlichen Verwaltung, und hatte hie und da Folgen, die allmählig der wachsenden Selbstsucht einiger Regierungsstellen und Beamtungen einen großen Spielraum gaben, doch ohne auf den guten, segensvollen Zustand des Schweizerischen Vaterlands einen, im Großen allgemein nachtheiligen Einfluß zu haben. Dieser Zustand dauerte so lange, bis im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Folgen einer unpassenden, wie aus den Wolken herabgefallenen Steigerung eines unnatürlichen, in unsern Lagen und Verhältnissen keinen sichern Boden findenden Fabrikverdiensts und Geldreichthums die wesentlichen Fundamente des Ebenmaßes unsers bisherigen Wohl-

standes auf mehrern bedeutenden Punkten des Vaterlands aus ihren Angeln hob. Erst in diesem Zeitpunkt vermochten die Ueberreste des alten, Schweizerischen, tief gewurzelten Gemeingeists unserer Lebensweise, bey aller dauernden Sorgfalt und Mäßigung, es nicht mehr, dem Strom der Folgen vielseitiger Abschwächung unsers altbürgerlichen Zusammenlebens allgemein kraftvoll wirkenden Einhalt zu thun. Es flossen uns von allen Seiten auf eine unnatürliche Weise große, mit unserm frühern Zustande kontrastirende Geldmassen zu. Die große Zahl unserer ehemals wohlhabenden Bürger fing jetzt an, neben unverhältnißmäßig und schnell reich gewordenen Fabrikanten und andern Günstlingen des Glücks und der Gewalt, plötzlich in eine Art von erniedrigender Entfernung zu stehen, die auf den Geist unsers ehemaligen, bürgerlichen Beyeinanderlebens und auf die alten zünftigen, Handwerk und Beruf treibenden Bürger hie und da kränkend einwirkte, und zugleich die Schwäche vieler, sehr vieler ihrer Mitbürger zu einem

Aufwand und zu Lebensweisen hinreizte, die mit ihren alten Erb- und Berufseinkünften, auch beym höchsten Fleiß und bey der höchsten Anstrengung, in keinem Verhältniß mehr standen und in den noch bestehenden Rechten ihrer zünftigen Einrichtungen selber die größten Hindernisse fanden, ihrer Erwerbsthätigkeit einen größern Spielraum und ihren Einkünften dadurch einen beträchtlichen, für die Erhaltung ihres alten, ehrenfesten, würdigen und selbstständigen Zustands nothwendigen Zuwachs zu verschaffen. Die Glieder des bürgerlichen Mittelstands, die aber an dem neuen Verdienst der Fabrikhäuser keinen Theil hatten, verloren die ehrenhafte Stellung und den würdigen, öffentlichen Einfluß, den sie bey ihrem mäßigen Einkommen Jahrhunderte lang, in den ersten und bedeutendsten Kantonalhauptstädten sowohl als in den von ihnen abhänglichen, privilegirten Municipalstädten, so ausgezeichnet segensvoll genossen. Eine Art Glücksritter wurden hie und da Tongeber des Schicklichen und Anständigen im Lande, indeß aber

die Zahl derer, die den neuen, so geheißenen guten Ton mitmachen konnten, sich von Jahr zu Jahr immer verminderte. Es war unter diesen Umständen hie und da in unsern Städten immer leichter, mit Ehren als Schmarozer und unnütze Zierpflanze da zu stehen, und immer schwerer, mit unbemerkter, stiller Thätigkeit segensvoll im alten Geist unserer Lebensweise für Weib und Kind selbstständig zu sorgen.

Noch für eine weit größere Volksmenge nachtheilig wirkte dieser Geldzufluß in den Landbezirken, in denen der neue, unnatürliche Fabrikverdienst einen vorzüglich schnellen und großen Einfluß hatte.* Er vertheuerte in den=

* Diese Stelle könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben, und uns von dem Gesichtspunkt ablenken, in welchem Grad die Reformation die Erwerbskraft aller Stände unsers Vaterlands auf solide Fundamente gegründet. Sie war es auch, die die Branchen der Industrie, über deren Verderben wir jetzt klagen, in der Armuth unserer Städte und unserer Dörfer möglich gemacht und ihren Segen nicht nur

selben den Werth alles Grundeigenthums schnell mehr als um das Doppelte; er vermehrte die Bevölkerung unnatürlich, und indem er die

---

Jahrhunderte lang kraftvoll in unsrer Mitte erhalten, sondern auch gegenwärtig noch im Stande ist, die Mittel der Wiederherstellung unsrer selbst in den Ueberresten der Folgen ihrer Segenskräfte, die wir noch besitzen, uns in uns selbst fühlen zu machen, wenn wir uns dahin zu erheben vermögen, den Zustand, in dem wir uns diesfalls befinden, richtig, herzlich und vaterländisch, wie wir es sollen, ins Auge zu fassen. Es ist in unsrer Lage gar nicht um die Entfernung der Industrie aus unsern, durch sie jetzt gefährdeten Gegenden, sondern um die Erneuerung ihrer wesentlichen Segensfundamente zu thun. Wir bedürfen der Gewerbsamkeit in eben diesen Gegenden am allervorzüglichsten. Wir müssen im Gegentheil Gott danken, daß mitten in der Zeit, in welcher unsere ersten Fabriken bey weitem nicht den Zins ihrer darin steckenden Capitalien finden, sie dennoch mit aller Anstrengung fortfahren, ihren Arbeitern Brod zu verschaffen. Dabey hat auch der letzte, unnatürlich große Geldzufluß tausend und tausend armen Landeigenthümern die Vorschüsse an die Hand ge-

größere Anzahl der Dorfeinwohner nach und nach eigenthumslos machte und den Besitzstand der ärmern Einwohner mit unerschwing-

---

geben, die die Verbesserung ihrer Güter unumgänglich erforderte, wodurch der hohe Preis derselben möglich gemacht worden, so wie er sich nur durch den Fortgenuß dieses Verdiensts bis auf diese Zeit zu erhalten im Stande war. Und wir dürfen auch das nicht verkennen, daß die vielseitige geistige Belebung des Volks, so wie seine physische Gewandtheit in allem, was die Bildung der Erwerbskraft allgemein und besonders auch in Rücksicht auf die Landwirthschaft erfordert, durch das Daseyn der Fabriken äußerst gewonnen hat. Nur das Sittenverderbniß der letzten Epoche hat diesen Segen im Innersten seiner Fundamente so tief untergraben und es dahin gebracht, daß, obgleich in der Schweiz gegenwärtig unstreitig weit mehr kleine Landeigenthümer sind als ehemals, es dennoch wahr ist, daß dieser Zustand die größere Anzahl der Dorfeinwohner, im wahren Sinn des Worts, eigenthumslos gemacht, in dem ein armer Mensch, der tief verschuldetes Land, das sich nicht einmal dem Reichen, will geschweigen dem Armen wirklich verzinset, anbaut, in der Wahrheit durch-

lichen Schulden belastete, führte er zugleich beyde Klassen zu einem Aufwand, zu einer Verschwendung und Sorglosigkeit für die Zukunft und Nachwelt, der unglücklicher Weise höchst geeignet war, die religiöse und sittliche Begründung des alten, häuslichen Lebens auch beym Landvolk und besonders bey der größern Anzahl der armen, sich immer vermehrenden, eigenthumslosen Einwohner der Fabriksörter in seinen Fundamenten zu zerstören und dadurch dem Volksgeist und dem Volksleben der Dörfer eben wie demjenigen der Städte in allen Ständen eine Richtung und einen Spielraum zu geben, dessen Bedenklichkeit und Gefährde wir uns um so weniger verhehlen können, da er in der letzten großen Krisis unsers Vater=

aus nicht als der Eigenthümer desselben, sondern als ein, an seinen Erdschollen angeketteter Sklave anzusehen ist, den er, um leben zu können, als wäre er sein Eigenthum, unfruchtbar und segenslos behandeln muß. Wahrlich, das Land dieses Menschen ist nicht sein; der Reiche, dem er zinset, ist sein wahrer Eigenthümer, und nicht er.

lands die Schwäche der wesentlichen Fundamente der Gemeinkraft der Schweizerischen Vereinigung in einem Grad zu Tage förderte, der uns auch gegenwärtig über den innern Zustand unserer selbst warnend aufmerksam machen und jedes edelmüthige und selbstsuchtlose Individuum unsers Vaterlands, in dessen Busen noch altschweizerischer, vaterländischer Sinn wohnt, auffordern sollte, den fortdauernden Quellen der Abschwächung unsers öffentlichen und Privatwohlstands, die aus fremdartigem Einfluß auf den Geist unserer Verfassungen und die Lebensweise unsers Volks in allen Ständen einwirkten, um so mehr entgegen zu arbeiten, da die Verfassungen, die uns gegenwärtig unter einander vereinigen, offenkundig aus Umständen, Vorfällen und Beweggründen hervorgingen, die durchaus nicht geeignet waren, den altväterischen, Schweizerischen Geist in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit in unsrer Mitte allgemein zu erneuern; sondern im Gegentheil den ersten Quellen seiner Abschwächung zu Stadt und

Land vielseitig neue, zum Theil noch fremd-artige Nahrung zu geben, und ich darf wohl sagen, sie in vielen Rücksichten bey uns ein-heimisch zu machen und uns daran zu gewöh-nen; indeß die Verarmung eines großen Theils unsers Volks auf vielen Punkten des Vater-lands mit der Minderung der Ressourçen, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, mit den sich vermindernden Mitteln, sie befriedigen zu kön-nen, in fortdauerndem Wachsthum ist, und zugleich das Landeigenthum aus der Hand der wachsenden, ärmern Volksklassen immer mehr in diejenige der sich in eben dem Verhältniß vermindernden Begüterten hinübergeht, wo-durch der Weg, sich durch ländlichen Fleiß und ländliche Arbeitsamkeit in unserer Mitte zu einer selbstständigen, häuslichen Existenz zu erheben, für eine sehr große Volksmenge im-mer schmäler und enger gemacht wird. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unser Zustand von dieser Seite für eine sehr große Anzahl unserer Mitbürger auf sehr vielen Punkten un-sers Vaterlands in einem hohen Grad schwierig

ist und mit jedem Tag noch schwieriger zu werden droht.

Die große Quelle der in einem so hohen Grad gestiegenen Abschwächung der Fundamente unsers altschweizerischen, häuslich und bürgerlich solid begründeten Wohlstands, der unnatürliche Geldzufluß des neuen Fabrikverdiensts, war in diesem Zeitpunkt durch ganz außerordentliche Umstände befördert. Die Artikel unserer Industrie wurden beynahe in ganz Europa mit einer Gierigkeit gesucht, die in einem, für die höhere Industrie höchst ungünstig gelegenen Lande, wie die Schweiz, beynahe unglaublich schien, aber auch unmöglich sich für die Dauer zu erhalten vermochte.

Wir danken diesen Augenblick eines mächtigen Scheinglücks ganz gewiß dem realen Vorschritt unserer wissenschaftlichen und Berufsbildung, den wir vor den meisten Staaten Europa's in diesem Zeitpunkt besaßen. Aber wir hätten nicht einen Augenblick daran denken sollen, daß diese, für die Fabrikation unsrer Artikel unendlich glücklicher gelegenen

Staaten uns diese Glücksgelegenheit nicht mit eben der Schnelligkeit wieder entziehen werden, mit welcher sie uns dieselbe einen Augenblick eigentlich auf eine verführerische und das Wesen unsers Wohlstands gefährdende Weise haben zufließen und in den Händen gelassen. Wir dürfen uns auf keine Weise verhehlen, daß unter den Umständen, unter denen wir leben, das vom Ausland so leicht gewonnene Geld mit eben der Schnelligkeit aus unserer Mitte verschwindet und verschwinden muß, mit der es uns zugeflossen. Eben so wenig können wir uns die Größe des Nachtheils verhehlen, den ihr kurzes, precaires, aber gewaltsam auf uns einwirkendes Daseyn auf den ganzen Umfang der soliden Fundamente unsers alten Wohlstandes gehabt hat. Es ist unstreitig, diese vorübergehende, unnatürliche Glückserscheinung hat wie ein Waldstrom, der nach einem großen Ungewitter austritt und links und rechts dürre Fluren verheerend überschwemmt, auf uns eingewirkt, und es wäre

unverzeihlich, diesen Zustand nicht fest, wie er wirklich ist, ins Auge zu fassen.

Unsere Reichen und unsere Armen sind in einem Grad des Zeitluxus und seines Verderbens befangen, daß bald jede, auch noch so unpassende, Zeit, Geld und Kräfte verschwendende und selber eckelhafte Luxusthorheit, die in den Hauptstädten der größten Reiche an der Tagesordnung ist, nicht auch in, zu Zeiten an Ort und Stelle sehr lächerlichen Miniaturformen bey uns eingerissen und in einem unnatürlichen Grad eine sehr bedeutende Zahl unsrer Einwohner selbst bis auf unsre Dörfer hinab angesteckt hat. Der müssiggängerische Zerstreuungston, dessen sich besonders auch die gemeinen und selber armen Einwohner der großen, ressourcenvollen, französischen und italienischen Städte auf ihren Promenaden, in ihren Casino's 2c. erfreuen, wird in unsern Tagen auch sogar von Leuten, die in unsern Städtchen in Winkelgassen und auf armseligen Dachstübchen wohnen, und sich in gewissen Leisten mit großer Unbequemlichkeit und Beschwerde gleichsam

über den Schuhleist dieser neumödischen, aber für uns unglücklichen Lebensweisen, so wie über denjenigen des Modegeschwätzes und der Modeansichten der Tagesbegegnisse schlagen lassen, mit großer Gierigkeit gesucht und so viel ihnen möglich benutzt.

Unter diesen Umständen ist der Erwerbsgeist unsrer Väter so viel als blitzschnell in einen Grad von verwöhntem Verbrauchsgeist hinübergegangen, der mit einem zehnfach größern Einkommen, als wir wirklich im Allgemeinen besitzen, in unsrer Lage nicht für die Dauer sicher gestellt werden kann. Wir hören indeß von allen Seiten den Schreckensruf der Minderung unserer öffentlichen Finanzen, deren Defizit gegen das Ausland aber bey der Isolirung unsrer Kantone nicht einmal in seiner bestimmten Wahrheit aufgenommen werden kann. Dabey ist der Grad des Leichtsinns, mit welchem wir durch den bloßen Reiz von Modenarrheiten gelockt, dem Ausland unser Geld von Tag zu Tag immer mehr zuwer-

sen, so groß, daß wahrlich die nächsten Nachkommen von tausend und tausend unsrer Mitbürger, die jetzt im Komödiantenprunk großstädtischer Wohlhabenheit umherziehen, es ganz gewiß in dürftigen Umständen bereuen werden, daß ihre Väter ihr Vermögen so gedankenlos sich bis auf den letzten Nothpfenning aus der Tasche spielen ließen. Aber nicht nur diese thörichten Opfer unsrer allgemein wachsenden Eitelkeits- und Sinnlichkeitsverschwendung und Schwäche, sondern auch der Fleiß und die Anstrengung unsrer bessern Bürger und Landeseinwohner kommen in ihrem, ehemals sichern und ihren Bedürfnissen vollkommen genugthuenden Einkommen und in ihren Erwerbsmitteln von Jahr zu Jahr immer mehr zurück. Man lasse sich nicht irre lenken, man frage sich unverholen, wie viele von hundert und hundert Familien, deren Großväter selbstständig im Stande waren, ihren Haushaltungen durch ihre gesicherten Erb- und Erwerbsmittel ein vollkommenes Genüge zu leisten, und ihre Kinder, wenn es auch ihrer viele

waren; nach den Sitten ihrer Zeit in einem hohen Grad von Ehrenfestigkeit zu erziehen und auszusteuern; sind dieses beydes im ganzen Umfange der Ansprüche und Ausgaben, die unsere gegenwärtige Zeit hiefür erfordert, selbstständig aus den Einkünften ihrer Erb- und Erwerbsmittel zu bestreiten nicht mehr im Stande. Und in wie vielen Kantonen ist die Errichtung neuer Stellen und Pösten nur darum dringend und nothwendig, weil dieses bey sehr vielen, zum Theil sehr achtungswürdigen Familien der Fall ist. Man frage sich unbefangen: wohin muß es das Vaterland hinführen, daß die Zahl der Haushaltungen, deren Kinder durchaus nicht mehr den Grad der Sicherheit des ehrenfesten Zustands genießen, den unsre Vorfahren so allgemein von Kind auf Kindskind hinab sich dauerhaft zu versichern gewußt, in dem Grad zunimmt, den wir vor unsern Augen sehen, aber bey der großen Verschiedenheit unserer Verfassungen und Einrichtungen nicht einmal in großen und allgemeinen Uebersichten controlliren können?

Das Traumleben des vorigen Jahrhunderts, dessen Verirrungen so tief in den allgemeinen Wohlstand unsers lieben Vaterlands eingegriffen, hat uns schon soweit gebracht, daß die Mehrzahl der Einwohner vieler, mehr und minder bedeutender Fabriköerter schon jetzt als ganz eigenthumslos ins Auge gefaßt werden muß. Wir können uns nicht verhehlen, das kleine Erbeigenthum, das Jahrhunderte lang in tausend und tausend Hütten unveräußert auf Kinder und Kindeskinder frey hinüberging und eine Hauptstütze unsers öffentlichen Wohlstands war, hat sich auf eine höchst beunruhigende Weise in unsrer Mitte vermindert, und ist in den Jubelgegenden unsers Fabrikreichthums am allermeisten verschwunden; dagegen aber ist hie und da in diesen Gegenden ein Gesindelleben der Menge eingewurzelt, dessen Folgen unter gewissen Umständen für das Vaterland noch beunruhigender werden könnten als selber ihre Eigenthumslosigkeit, und man darf hinzusetzen, daß sie es höchst wahrscheinlicher Weise gewiß werden

müssen, wenn wir nicht in dem guten, äußerst bildsamen Nationalgeist auch in den niedrigsten Volksklassen Mittel dagegen suchen und finden können. Wer darf es sich verhehlen, daß jedes bedeutende Begegniß im Ausland oder im Innlande, das auf die gegenwärtig noch bestehenden Unterhaltungs- und Erwerbsmittel der großen, ganz eigenthumslosen Volksmenge unsers Vaterlands einen, dieselben im Großen mindernden Einfluß haben würde, einen Zustand der Dinge hervorbringen könnte, der demjenigen einiger Fabrikgegenden in den letzten Jahren der Theurung, dessen wir uns alle mit Entsetzen erinnern, fast unausweichlich ähnlich werden müßte.

Vaterland! Die Mittel, einem solchen Zustand mit gesicherter Landeskraft vorzubeugen, ihm, wenn er erscheinen würde, genugthuend Hand zu biethen, und ihn, ohne das Aeußerste zu gefahren, vorübergehen zu machen, mindern in deiner Mitte von Jahr zu Jahr sichtbar. Vaterland! Wo stehst du in diesem Fall? Frage dich selbst: wo gehst du hie und da mit

den üblichen Schritten deines gewöhnlichen Zeitlebens, ich möchte fast sagen, freywillig selbst hin?

Edle Männer, Freunde und Brüder! Ihr ehrtet in meiner Wahl das Andenken der verehrungswürdigen Männer, die in dieser Epoche, bey der plötzlich sichtbaren Zunahme der Folgen der Altersschwäche unserer Verfassungen und Lagen, sich vereinigten, um den einfachen, kraft- und segensvollen, alten Schweizergeist in seiner Wahrheit und Reinheit für den innern Dienst des Vaterlands in den verschiedenen, einflußreichen Verhältnissen, in denen jeder von ihnen in seiner Heimath stand, unter den edelsten seiner Mitbürger von neuem zu beleben und so viel an ihm lag, ihn in seinen Umgebungen in allen Ständen allgemein zu machen. Wenige leben noch; das vorige Jahr war ich der einzige von ihnen in Euerer Mitte; kein anderer meiner Zeitgenossen war da. Möchte ich doch nicht allein da gewesen und ein würdigerer von ihnen an meine Stelle gewählt worden seyn! Euere Wahl hat das

tiefe Gefühl in mir rege gemacht, wie wenig ich weder an meinem Geburtsorte, noch in den verschiedenen Stellen, in denen ich in meinem Vaterlande gelebt habe, durch meine Bestrebungen unter meinen Mitbürgern die segensvollen Wirkungen hervorgebracht, die den Lebenslauf der meisten Mitglieder unsrer Gesellschaft, welche meine Zeitgenossen waren, auszeichneten. Ach, sie leben nicht mehr! Das dunkle Grab deckt die edeln Gebeine der meisten von ihnen. Freunde und Brüder! Sie waren nicht Männer ihrer Zeit. Weitaus die meisten standen in ihrer Bildung sowohl als in ihrem thatsächlichen Einfluß hoch über dieselbe empor. Sie kannten das tiefe Versinken ihrer Zeit unter dem Geist der frühern Schweizerischen Vorwelt. Aber sie lebten doch nicht außer dem innigsten Zusammenhang mit dem Geist der Zeit, in den ihre Lebensepoche hineinfiel. Die meisten von ihnen waren für die Bedürfnisse dieses Zusammenhangs vorzüglich gebildet, und dankten dieser, im häuslichen Leben genossenen Bildung den

segensvollen Einfluß, den ihr Leben auf ihre Umgebunzen und ihr Vaterland hatte, und es ist auch dieser Einfluß ihres Privatlebens auf das Einzelne ihrer Privatverhältnisse und Privatumgebungen, was ihnen den hohen Grad der öffentlichen Achtung, den sie durch ihr Leben genossen, und in ihren Verhältnissen zum Wohl des Vaterlandes benutzten, zuzog und sicherte. Es ist thatsächlich, daß die Edelsten von ihnen sich den Weg zu ihrem segensvollen, öffentlichen Einfluß durch die stille, aber hohe Kraft ihres edlen, würdigen Privatlebens bahnten. Ich lebte in meinen Jünglingsjahren im Zeitpunkt des jugendlichen Aufblühens mehrerer von ihnen. Die Erziehung, die sie genossen, und die damals noch in den Häusern der edelsten Schweizer üblich war, steht heute in einem, in verschiedenen Rücksichten mein Herz erhebenden Andenken vor mir. Sie athmete in ihrem Wesen noch vielseitig den hohen Geist der altschweizerischen, vaterländischen Gesinnungen, Ansichten, Denkungs- und Lebensweise. Als Söhne edler, Schweizeri-

scher Väter lernten sie von Jugend auf im Kreise ihres häuslichen Lebens fühlen, denken und handeln, wie sie in ihren gereiften Jahren als edle Schweizerische Männer gefühlt, gedacht, gehandelt, und sich dadurch die Liebe, die Achtung und das Zutrauen aller derer, die in ihrer Zeit noch diesen alten, guten Geist ihres Vaterlandes in ihrem Busen nährten, so ausgezeichnet erworben haben. Also geschätzt, geehrt und geliebt, hatten sie in ihren Umgebungen auf alles, was unsere wesentlichen Interesse in ihren eigenen, besondern Lagen nahe berührte, einen wirksamen und sehr bedeutenden Einfluß. Die öffentliche Achtung für sie, und auch für die Vereinigung, die sie, als unsere Vorfahren, mit einander verband, beschränkte sich nicht bloß auf den Kreis unsers Vaterlands; die edelsten Männer Deutschlands und mehrerer Länder theilten unsere Achtung für sie mit uns. So viel als vom Anfange ihrer Vereinigung an besuchten mehrere von ihnen den Ort unserer Zusammenkunft. Ihre Zahl vermehrte sich von Jahr zu

Jahr. Männer vom höchsten Range, selber Prinzen, erschienen in unserer Mitte und freuten sich mit menschenfreundlicher Theilnahme an dem thatsächlichen Beweise, der sich in unserm Kreise so auffallend offenbarte, daß bey allen Schwächen unsers, durch die Zeit allmählig veralteten, vaterländischen Geists und bey aller Gewaltsamkeit eingerissener, unschweizerischer Gesinnungen, Lebensweisen, Einrichtungen und Maßregeln, der Geist der alten vaterländischen Gesinnungen, Denkungs- und Lebensweisen in unserer Mitte durchaus noch nicht ausgelöscht sey, und daß wir im Gegentheil uns mit Zutrauen der Hoffnung überlassen dürfen, das Vaterland werde im aufkeimenden Geschlecht Mittel finden, die reinen Kräfte unserer altschweizerischen Denkungs- und Handlungsweise in unsrer Mitte von neuem zu beleben und allmählig wieder herzustellen. Es ist ganz gewiß, daß in diesem Zeitpunkt ein besserer Geist unsers Vaterlands in allen Kantonen zu erwachen und den Zeitübeln, die in unsrer Mitte Fuß griffen, mit Ernst, Liebe

und edelm Gemeinsinn entgegen zu wirken schien. Die Beyspiele des Muths, der Thätigkeit und der edelsten Anstrengung, mit welcher die Mehrzahl unserer Mitglieder in ihren heimatlichen Kreisen dafür Kräfte und Mittel suchten, berechtigten uns zu diesen Hoffnungen.

Aber wir lebten am Vorabend des großen Weltbegegnisses der französischen Revolution, die mit der Allmacht ihrer Schreckensgewalt auch unser Vaterland mit dem äußersten Unglück und den größten Gefahren bedrohte, und bey ihrer ersten Annäherung an unsre Grenzen durch die Irrthümer und Leidenschaften, die ihren Gang leiteten, dem Geist der Eintracht und mit ihm den Segensfundamenten aller unsrer innern Bestrebungen zur Wiederherstellung unserer selbst und zur Erneuerung unserer alten, vaterländischen Denkungs- und Handlungsweise einen bedauernswürdigen Herzstoß gab.

Freunde, Brüder, Eidgenossen! Laßt uns heute über dieses Begegniß mit neu belebten Gefühlen unserer Eintracht schweigen, laßt

uns ganz, ganz vergessen, was diesfalls hinter uns ist, mit reinem Herzen, edel und warm, streben nach dem, was vor uns ist. Wir sind äußerlich gerettet und wieder vereinigt in einen Zustand der Unabhängigkeit versetzt, der den letzten Tropfen alteidgenössischen Schweizerbluts, das sich noch in unsrer Mitte erhalten, mit der Macht eines tief erschütterten Herzens aufruft, alle Kräfte, die die Vorsehung in unsrer Hand gelassen, und in unsrer Hand wieder vereinigt hat, mit der höchsten Anstrengung dahin zu verwenden, uns innerlich wieder herzustellen, und den Schwächen, Uebeln, Lücken und Fehlern, die schon vor dieser großen Weltepoche in unsrer Mitte stark Fuß gegriffen und tiefe Wurzeln geschlagen, mit erneuertem, alteidgenössischem Muthe entgegen zu arbeiten. Wir können uns nicht verhehlen, daß diese Lücken, Fehler und Schwächen in den Begegnissen dieses traurigen und höchst gefährlichen, aber jetzt so glücklich überstandenen Zeitpunkts in unsrer Mitte sehr vielseitige Nahrung gefunden und namentlich auf die Stärkung,

Erhöhung und Allgemeinmachung vieler unserer unpassenden, anmaßungsvollen Lebens- und Handlungsweisen in unsern öffentlichen und Privateinrichtungen höchst verderblich einwirkten, und wahrlich das Bedürfniß verdoppelten, jedes vaterländische Individuum mit warmem Herzen aufzufordern, unserm guten, aber Hülfe, Rath, Beyspiel und weise Führung gewiß nicht weniger als vor der Revolution bedürftigen Volk in der Schwäche unserer Zeit, damit ich nicht sage, in unserer Schwäche, so weit wir noch können, im altschweizerischen Geist, das wieder zu werden, was die edelsten Männer des Vaterlandes vor den Zeiten unsrer ersten eidgenössischen Vereinigung bis auf den heutigen Tag ihm immer waren, und den Geist allgemein wieder herzustellen, der sich in den Tagen der Vereinigung unserer Gesellschaft, von ihrem Ursprung an, so würdig und hoffnungsreich aussprach.

Edle Männer, Freunde und Brüder! In der Stellung, in der ich heute zu Euch stehe,

zwingt mich mein Herz, und das Pflichtgefühl meiner Stunde fordert mich auf, mit dem Muth eines vaterländischen Mannes aus der Vorzeit Euch, liebe, sämmtliche Mitglieder unserer Gesellschaft! edle, eidgenössische Männer! zuzurufen: Lasset uns in der That und Wahrheit der Stiftung unserer Gesellschaft und aller edeln Vorfahren unserer Vereinigung würdig werden. Lasset uns die Zwecke unserer Vereinigung in der That und Wahrheit in uns selbst wieder erneuern und tief fühlen, daß es nicht ein Geringes und nicht ein Leichtes ist, heute dem Vaterland und der Menschheit das zu werden, was diese Männer in den Tagen ihrer Laufbahn mit hohem Ernst und unabläßlicher Thätigkeit beyden zu werden sich bestrebten.

Männer und Brüder! Ein großer Theil der Epoche ihres Lebens war für ihre Bestrebungen noch viel günstiger, als unsere Tage, sehr verschiedener Ursachen wegen, wahrlich nicht mehr sind. Die Ueberreste der alten, Schweizerischen Zeit standen an ihrer Seite

noch vielfacher belebt und in bestehenden Uebungen dem bessern Theil ihrer Mitbürger noch mehr in lebendigen Beyspielen vor Augen, als dieses in unsern Tagen der Fall ist. Wir können uns nicht verhehlen, sie wurden damals in ihren Bestrebungen noch von zarten Fäden häuslicher und bürgerlicher Verhältnisse und Näherungen belebt, von denen einige durch die Tage trauriger Mißstimmungen im Volksgeist aller Stände locker geworden, und hie und da wirklich beynahe zerrissen erscheinen. Die wesentlichsten Quellen unsrer damaligen Verirrungen sind durch die Vorfälle der Zeit nichts weniger als verschwunden; sie sind im Gegentheil durch dieselben vielseitig gestärkt und belebt worden.

Die selbstsüchtigen und leidenschaftlichen Schwächen, welche unedlere Individuen unsers Vaterlands in allen Ständen schon seit langem reizten, im Kreise ihrer Mitbürger in einem, dem väterländischen, alten, Schweizerischen Geist entgegen stehenden Sinne zu fühlen, zu denken und zu handeln, haben sich

in der Revolution durchaus nicht vermindert, und sind auch durch die Annahme unserer neuen Verfassungen nichts weniger als verloren gegangen; diese Verfassungen haben im Gegentheil, hie und da, einer großen Anzahl Individuen in Städten und Dörfern vielseitigen Reiz, Mittel und Spielraum zu einem ungenirten, freyen, willkürlichen und stolzen Benehmen gegen ihre schwächern Mitbürger gegeben, die vorher in ihren Lagen und Umständen durchaus, wo nicht gar keinen, doch ganz gewiß weniger Reiz, weniger Mittel und Spielraum zu einem solchen Benehmen gehabt haben. Die Schwächen unserer letzten Vorzeit machten uns zwar schon vielseitig Demuth heucheln, wo keine wahre Demuth da war; aber unsere jetzige Welt verbirgt ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth auch da nicht, wo sie dieselben der Neuheit ihrer Form und ihrer Reize wegen, wenn auch nur anstandshalber, fast nothwendig mehr verbergen sollte.

Ich komme indeß auch hierin immer wieder auf die berührten Hauptursachen unsers

tiefen, häuslichen und bürgerlichen Versinkens zurück. Die verderblichen Folgen des Uebermaßes unsers precairen Geldzuflusses, die seit so langem dem alten, Schweizerischen Gemeingeist und der lieblichen Näherung aller Stände gegen einander einen tödtlichen Herzstoß gaben, sind durch die großen Vorfälle unserer Tage nichts weniger als gemildert worden; sie haben sich im Gegentheil noch verstärkt, und wir haben jetzt die doppelte Sorge, einerseits der Fortdauer der Verschwendung und des Leichtsinnes Einhalt zn thun, den wir uns durch den Mißbrauch des precairen, leichten Geldverdienstes zugezogen, anderseits der Gefahr, die Ressourçen, die wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse und Angewöhnungen bedürfen, schnell und vielseitig zu verlieren, vorzubeugen; indessen wir, mitten in diesem Bedürfniß, die größere Anzahl der Einwohner vieler unserer Gegenden einem Nothzustand entgegen gehen sehen, der ihnen bey den Angewöhnungen ihrer gegenwärtigen Lebensweise doppelt unerträglich,

dem aber solid abzuhelfen um so schwieriger seyn wird, da bey in unsern Tagen unnatürlich gereizter und gesteigerter Selbstsucht aller Stände der verhältnißmäßige Landesedelmuth, der zu großen, ins Wesen unsers Vermögens- und Eigenthumszustandes eingreifenden Aufopferungen und Anstrengungen unausweichlich nothwendig werden könnte, in der Masse unserer übrig gebliebenen Reichen ganz gewiß nicht im Steigen ist, und die Kräfte unsers Mittelstandes, die ehemals im Vaterland durch ihre Allgemeinheit groß waren und bey dem guten, bürgerlichen Geist dieses Standes wohlthätig einwirkten, sich schon gegenwärtig auf eine sehr beunruhigende Weise vermindert haben, und sich immer noch weit mehr zu vermindern drohen. Freunde und Brüder! Das Traurigste daben ist noch dieses, daß der Leichtsinn unsers Zeitgeistes uns gleichsam aus einer ernsten und folgereichen Aufmerksamkeit auf diese Umstände herausgeworfen hat. Wir dürfen uns nicht verhehlen, wir fühlen die gemeinsamen Schwächen an kraftvollen Mitteln, den

Umständen nach dem Grad ihrer wahren Bedürfnisse entgegen zu arbeiten, genug in uns selbst. Die Mehrheit unsers Volks ist gedankenlos und zum Theil blind über die Wahrheit unsrer Lage, und die Veränderung unserer bürgerlichen Vereinigung hat hie und da der Selbstsucht, Schwäche und Gierigkeit unsers Zeitgeists einen, die Unschuld, Einfachheit und Kraft unsers alten, vaterländischen Gemeingeists diesfalls in einem hohen Grad gefährdenden Spielraum gegeben, gegen welchen wir um so mehr nicht genug auf unserer Hut seyn können, weil er bey der immer steigenden Minderung unserer ökonomischen Ressourcen immer mehr von den Bedürfnissen und hie und da selber von den Nothbedürfnissen unsrer wirthschaftlichen Verhältnisse unterstützt und belebt wird. Auch ist alles Neue immer noch unreif. Seine erste Erscheinung ist zwar immer blühend, aber ein leichter Wind tödtet, wie wir alle wissen, die jungen, keimenden Blüthen, und wo das nicht ist, da geht es doch immer lange, heiße Sommertage hindurch, ehe auch

die gesundesten Blüthen zu reifen Früchten gedeihen. Seyen wir doch im Segensgenusse unserer neuen Verfassungen edelmüthig und sorgfältig genug, die Betrachtung ernsthaft zu würdigen, daß jede neue bürgerliche Laufbahn sehr leicht und oft mit verführerischen Reizen auf Abwege von den ersten Fundamenten des in sich selbst erneuerten vaterländischen Geists und der in ihrem Innern neu belebten Vorsorge fürs Volk hinzuführen geneigt ist. Freunde und Brüder! Ich möchte bey diesem Wort nicht mißverstanden werden. Wir sind alle neu und in unsern neuen Zustand alle mehr und minder fremdartig eingeimpft, und müssen wahrlich die Wiederherstellung des alten, Schweizerischen Vaterlands- und Gemeingeists in uns allen gleich zu erneuern suchen. Wir sollten durch die Geschichte unsrer neuern Tage einsehen gelernt haben, daß auch die Selbstsucht gereifter Erfahrungen in den Mitteln ihrer Selbsthülfe starker und vielseitiger Unterstützungen sicherer ist, als die gutmüthigsten Aufwallungen der Unerfahrenheit, und eben

so, daß es auch sehr gut gemeinten Aufwallungen bey den Hindernissen, die ihnen die Erfahrung ihrer Gegner in den Weg legt immer sehr schwer fällt, selbstsuchtlos zu bleiben. Die Erfahrung hingegen fühlt bey allen Hindernissen, die ihrer Stellung und ihren Zwecken in den Weg gelegt werden, auch in ihrer Altersschwäche den Zusammenhang ihrer Kräfte und ihrer Mittel für die Bedürfnisse des Augenblicks, und geht gewöhnlich mitten unter sehr großen Schwierigkeiten, still, kühn und sicher ihrem Zweck entgegen. Die Unerfahrenheit hingegen fühlt die Irrthümer ihrer rege gemachten, eigenen Selbstsucht und ihrer Unbehülflichkeit fast immer zu spät, und ihre Selbstsucht wird gar oft in dem Grad unedel, als sie lange leidenschaftlich und lebendig sich über sich selbst täuscht, und kommt auf diesem Wege gar oft dahin, sich am Ende über sich selbst und seine Irrthümer mehr zu ärgern als über das Unrecht seiner Widersächer.

Freunde und Brüder! Wir sollen es tief fühlen, daß wir uns nur auf dem Wege

gereifter Erfahrungen zu dem wahren Segens- genuß unsrer neuen Verhältnisse erheben kön- nen, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir in uns allen hierin tief eingewurzelte Schwierigkeiten, die in der Gedankenlosigkeit über den wirklichen, positiven Zustand wesent- licher Bedürfnisse des öffentlichen Wohlstands unsers gutmüthigen, seinem Glück und seinen Kräften zu viel vertrauenden Volks liegen, zu bekämpfen haben. Die Traumsucht über den Ruhm, die Größe und Heldenkräfte der alten Schweizer, die in unsrer Mitte wahrlich hie und da in schwache Ruhmredigkeit hinüber- gegangen, hat uns vielseitig zur Vernachläßi- gung der Kräfte und Vorzüge, durch welche unsre Vorfahren ihren Ruhm verdient und sich unsern Wohlstand und Segen erworben, hingeführt. Unsere Aufmerksamkeit sollte gegen- wärtig in einem hohen Grad lebendig und kraft- voll auf das gerichtet seyn, was wir selbst sind und seyn werden, und wozu wir uns selbst im Ernst bilden und erheben sollten, um im Kreis unsrer Mitbürger, in der Mitte unsers Volks

und im Geiste unserer edeln Vorfahren einfluß=
reich und segensvoll dazustehn und zu handeln
und uns zu alle dem empor zu heben und
tüchtig zu machen, was die Zeitumstände für
den wahren Dienst des Vaterlands je von uns
fordern könnten, um den dringenden Bedürf=
nissen der Gegenwart und den Gefahren, die
uns selber in einer nahen Zukunft bedrohen, mit
wahrem, altväterischem Sinn, und mit wah=
rer alteidgenössischer Kraft vorbeugen und ent=
gegen wirken zu können.

Edle Männer, Freunde und Brüder!
Lernen wir uns doch je länger je mehr in
aller Wahrheit, sowohl in derjenigen unserer
Schwäche, als in derjenigen unserer Kraft,
erkennen. Wir vermögen es nicht mehr, in
den Irrthümern und Eitelkeiten des spielenden
Reichthums, die in den großen Staaten zum
Zeitgeist der Welt und ihrer Führung gewor=
den, in unsern kleinen Verhältnissen so weit
fortzufahren, als hie und da ein unväterlicher
und unschweizerischer Sinn dieses noch zu
glauben scheint. Verhehlen wir uns doch

nicht, daß wir, mitten im Anschein unsrer Stille und Ruhe, vielleicht am Vorabend von Begegnissen stehen, die, wenn wir die Natur und das Wesen unsers Zustandes nicht in ihrer innersten Tiefe zu erkennen suchen, uns den Faden der innern Selbsthülfe, durch die unsere Väter den mäßigen Genuß ihres Wohlstands sich Jahrhunderte sicherten, für die Zukunft unausweichlich abschneiden könnten. Die eingerissenen und zur Uebung gewordenen Ausgaben des Luxus und der Eitelkeit, die wir in vielen unserer Erscheinungen auffallend gemacht, haben uns hie und da an Einschränkungen und Mäßigungen in öffentlichen und Privaterscheinungen gehindert, an denen wir uns, ohne das Vaterland in seinen wesentlichen Interessen zu gefährden, durchaus nicht mehr in dem Grad hindern lassen dürfen, wie es hie und da geschehen ist. Heil uns, wenn wir den öffentlichen und Privatbedürfnissen unsers Vaterlands ein Genüge leisten können. Wir dürfen den Auswüchsen der Welteitelkeit unserer Tage in ihren großen

Verhältnissen nicht frohnen. Wir dürfen und können ihnen nicht frohnen, und Miniaturformen des Großthuns sind in der Welt nicht nur gefährlich, sie sind auch noch etwas anders, vorzüglich aber sind sie unschweizerisch. Unser Vaterland bedarf in allen seinen Verhältnissen Solidität und wahre Kraft, und der Schweizer soll sie in allen seinen Verhältnissen suchen und fördern. Wir bedürfen in allen Rücksichten einer soliden Regierungskraft, einer soliden Militärkraft und sogar einer soliden Polizeykraft, aber für die Eitelkeitsbedeckung der Schwäche irgend einer dieser Kräfte haben wir kein Geld, und sollen für dieselbe auch keines ausgeben, und keines einnehmen. Dem Blendwerk der Eitelkeit, das die Solidität der wesentlichsten Kräfte auch der größern Staaten untergräbt, darf die öffentliche und allgemeine Meinung der Schweizer, in welcher Form und in welcher Gestalt sie sich auch ausspreche, nicht frohnen. Wir bedürfen der erneuerten Belebung des Geistes, der Einschränkung und Mäßigung unsrer Väter und

vorzüglich des Geists der Prunklosigkeit, der ihre Anstalten und Einrichtungen vielseitig veredelte und ihren Segen dauerhaft machte. Die Entgegenwirkung gegen die prunkvollen Einrichtungen des Zeitgeists muß aber nicht aus kleinlicher Sparsamkeit der öffentlichen und Privatverwaltungen und Einrichtungen, sie muß aus der Erneuerung des alten, einfachen und anspruchlosen Geists des Schweizerischen Volks und einer größern, ernstern und eingeschränktern, häuslichen Lebensweise in allen unsern Ständen hervorgehen. Werden wir im Privatleben hiezu gelangen, so wird ganz gewiß eine edle, allgemeine Einschränkung der Ausgaben des öffentlichen Diensts eine unfehlbare Folge einer weisern Sparsamkeit und der mit ihr verbundenen Segensfolgen der Erwerbsamkeit des Schweizerischen Volkes seyn. Unsere häusliche Einschränkung muß wesentlich als die Basis der Einschränkung des öffentlichen Diensts, dessen wir eben so sehr bedürfen, angesehn und anerkannt werden. Alle diesfälligen Ersparnisse, die nicht aus dem Fundament

der allgemeinen, edeln und freyen Beschränkung der häuslichen Ausgaben der Bürger in allen Ständen hervorgehn, sind nur segenslose Blendwerke; aber wenn sie auf dieses Fundament gegründet sind, so können ihre Segensfolgen unmöglich in Zweifel gezogen werden, und diese würden auch unter anderm ganz gewiß dahin wirken, daß wir aufhören würden, in dem Grad der offene Markt aller Elendigkeiten, mit denen uns das Ausland überschwemmt und aussaugt, zu bleiben, als wir dieses gegenwärtig noch sind, und mit der Minderung unserer Privateitelkeiten würden ganz gewiß auch einige öffentliche Eitelkeiten mächtige Reize verlieren, und viele von ihnen, die wahrlich im Wesen ganz eine Folge unsrer Privateitelkeiten und Eitelkeitsliebhabereyen waren, werden dadurch in ihren wesentlichen Quellen selber verstopft werden. Das öffentliche und Privatleben wirkt durch seinen innern, guten Gehalt und durch seine Irrthümer in seinen Segenswirkungen und in seinem Verderben gleich gegenseitig auf einander. Ich habe in

meiner Jugend das alte Sprichwort oft gehört: Der Vatersinn auf dem Rathhaus ist nirgends kleiner als der Vatersinn in den Wohnstuben der Bürgerhäuser, und ich wage hinzusetzen: er sey auch am ersten Orte nicht leicht viel größer als am andern.

So wie wir uns auf der einen Seite mit weiser Sorgfalt einzuschränken suchen sollen, so müssen wir uns auf der andern Seite zu der uns noch möglichen Erwerbskraft und Erwerbsgewandtheit, deren wir gegenwärtig mehr als je bedürfen, zu erheben suchen. Alles was von der Wiege an zum Müssiggang, zur Zerstreuung, zur Untergrabung der gemeinen Gewerbskräfte und zu Beschäftigungen und Liebhabereyen hinlenkt, die der anhaltenden Thätigkeit und Kraft im Berufsleben nachtheilig sind, und den Segen der diesfälligen Bildungsmittel, Bildungsanstalten und Bildungsgelegenheiten schwächt, muß im Nationalgeist in der ganzen Wichtigkeit seiner Folgen, die es auf die Minderung des soliden Privatwohlstands der weit größern Menge

unserer Mitbürger und dadurch auf die Fundamente des öffentlichen Wohlstands unsers allgemeinen Vaterlands hat, mit großem Ernst ins Auge gefaßt werden.

Aber welch ein unergründliches Meer von Bedürfnissen steht in dieser Hinsicht vor meinen Augen! Edle Männer! welch ein unergründliches Meer von Bedürfnissen muß jetzt vor Euern und vor den Augen jedes vaterländischen Schweizers stehen, dessen Herz von den wahren Ansichten der Gegenwartsbedürfnisse unsers Vaterlands ergriffen ist. Diese Bedürfnisse sind unstreitig von einer Natur, daß es jedem, sie mit unbefangenem Geiste auffassenden Manne auffallen muß, es sey ihnen unmöglich anders als durch tief in die Menschennatur eingreifende Mittel, die Kunstkräfte und Kunstfertigkeiten unsers Volks solid zu begründen, abzuhelfen. Wir sind in ökonomischer Hinsicht in großen Partheien in einen Zustand versunken, in dem wir uns der Volksbildung halber nicht mehr den Täuschungen überlassen dürfen, in denen wir uns in Rück=

sicht auf unsere Ansichten von dem gegenwärtigen Zustand der altschweizerischen Kraft und häuslichen und bürgerlichen Selbstständigkeit haben irre führen lassen.

Freunde, Brüder! Unser Schweizerisches Vaterland ist in der gegenwärtigen Zeit ganz gewiß nur dadurch im Stande, den öffentlichen und Privatbedürfnissen seiner Lage im Geist, in der Würde und in der Kraft unserer Vorfahren ein befriedigendes Genüge zu leisten, wenn seine Bürger allgemein oder wenigstens der weit größere Theil derselben lernen, sich durch die Solidität und den Segen ihrer Berufskräfte zu einer höhern häuslichen Selbstständigkeit zu erheben. Dazu aber müssen sie nothwendig besser, solider und kraftvoller erzogen werden, als dieses im Vaterland und zwar vielseitig an Orten, wo von der bessern Vorwelt hiefür mehr als genugsame Fonds gestiftet sind und vorliegen, gegenwärtig geschieht. Das diesfällige Bedürfniß ist unwidersprechlich; und die Möglichkeit, ihm ein Genüge zu leisten, kann im Allgemeinen

nicht bezweifelt werden, obgleich auch nicht zu läugnen, daß der wirklichen Ausführung der Sache im Lande sehr große und zum Theil tief eingewurzelte Hindernisse im Wege stehen, von denen sehr wesentliche vorzüglich daher rühren, daß die Verdienst= und Erwerbsfähigkeit unsers Volks, die in vielen Gegenden unsers Landes in einem sehr hohen Grad groß ist, in den diesfalls ausgezeichneten Individuen in der Taumelzeit unsers unverhältnißmäßigen großen Geldzuflusses hie und da in unsrer Mitte gar nicht mit der lieben Schonung, Aufmunterung, Unterstützung und selber Auszeichnung behandelt worden ist, wie das allgemeine Interesse des Vaterlands es erfordert hätte. Desto dringender ist es aber gegenwärtig nothwendig, daß wir diesen Fehler in der ganzen Ausdehnung seiner Wichtigkeit anerkennen, so wie, daß alles gethan werde, wodurch die ausgezeichnete Verdienst= und Erwerbsfähigkeit unsers Volks allenthalben im Land mit großer Theilnahme beholfen und so viel immer möglich in seiner Kraft unterstützt, geleitet, gebildet

und höher gehoben werden kann, und vorzüglich die Individuen, die diesfalls größere Erwartungen zu erregen geeignet sind, mit der höchsten Liebe, Schonung, Aufmunterung und selber Auszeichnung behandelt werden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, dieser, für das Vaterland jetzt so wichtige, Gesichtspunkt ist wesentlich in der Taumelepoche des vorigen Jahrhunderts zum Theil mit Muthwillen außer Acht gelassen, zum Theil gedankenlos außer Mode gekommen. Er war auch nur ein paar Menschenalter früher in den Resten der einfachen, anmaßungslosen, gemeinbürgerlichen Denkungs- und Handlungsweise noch sehr allgemein in guter, segensvoller Uebung. Die Art, wie er in diesem Zeitpunkt hie und da vernachläßigt worden, ist beynahe unbegreiflich, und zwar um so viel mehr, da die ausgezeichneten Kunst-, Berufs- und Erwerbskräfte des Volks auf mehrern Punkten und in ganzen Distrikten des Vaterlandes in einer Bedeutung sind, die jeden talentvollen Finanzminister eines weisen Fürsten diesfalls zu

Aufmerksamkeiten und Maßregeln führen würde, wovon einige ganz gewiß einer gesegneten Anwendung auch für unser Vaterland in unserer Lage um so mehr anwendbar wären, da die Erbtugenden des Hausfleißes, der Sparsamkeit und der Genügsamkeit, durch welche die Produkte einiger gemeiner Artikel der Industrie allein in einem seltenen Grad wohlfeil erzeugt werden können, Jahrhunderte lang in der niedersten, ärmsten Klasse unserer Fabrikarbeiter ein festes und allgemeines Fundament gewonnen und gegenwärtig durch die Noth der Umstände selber beholfen, einer glücklichen Erneuerung ihrer segensvollen Fundamente fähig ist, wenn diese Volksklasse den Grad der edeln Handbiethung, Wegweisung und Bildung, deren sie hiefür bedarf, finden würde. Wir dürfen uns aber dabey nicht vorstellen, daß der Grad der intellektuellen und Kunstbildung unsers Volks, bey welcher wir im Anfange unserer Industrie so großes Geld gewonnen und durch welche wir die Fortdauer unserer

Fabrikation bis auf jetzt noch immer zu erhalten vermögen, für die gegenwärtigen Bedürfnisse unsers Vaterlands genug sey. Wir können nur durch eine sehr große Anstrengung für die Erhöhung und tiefere Begründung der intellektuellen und. Kunstkräfte unsers Volks und durch eine für dieses Bedürfniß solid begründete Erziehung aller Stände dahin gelangen, den ökonomischen Wohlstand des Vaterlands durch den Ertrag der Arbeitsamkeit desselben im ganzen Umfange seiner Bedürfnisse wieder herzustellen.

Wird das geschehen, oder nicht geschehen? Das weiß der Himmel. Aber daß es möglich wäre, wenn wir es im Geist der alten Vaterlandsliebe und Vaterlandskraft suchten und wollten, das würde uns sicher in die Augen fallen, wenn wir die Bedürfnisse des Vaterlands mit altschweizerischem Geist und mit altschweizerischer Kraft beherzigen würden. Jedermann weiß, welch hohen Grad des Entschlusses der Nachahmungstrieb unsers Geschlechts hat. Das was jedermann thut,

meint jedermann, er müsse es auch thun, und das was niemand thut, versucht auch niemand zu thun. Darum werden wir, trotz aller Umstände, in denen wir uns befinden, auch in dieser Hinsicht im Allgemeinen durchaus nicht anders werden, als wir sind, und unsere Kinder auch zu nichts anderm machen, als zu dem, was wir selbst sind; wenn nicht in der Rücksicht, von der ich eben rede, sehr wirksame Beweggründe, Reize und Mittel in unserer Mitte angeregt und belebt werden können, die dem Laufe des Stroms, in dem wir wahrlich in großer Gedankenlosigkeit, wo nicht allgemein, doch an sehr bedeutenden Punkten des Vaterlands fortschwimmen, eine Richtung geben, die er durchaus nicht von sich selbst nehmen wird. Sie, diese Richtung, muß, wenn wir ihres Segens wahrhaft theilhaft werden sollen, ganz gewiß von der Vaterlands-, Bürger- und Volksliebe der erleuchtetesten, erfahrensten, kraftvollsten und thätigsten Männer unserer Zeit und in ihren wesentlichen Wirkungen weit mehr von ihrer Sorgfalt für die

solide Bildung der Nachwelt ausgehen, als aber auf Versuche einer momentanen Umschaffung unserer gegenwärtigen Zeitmenschen, ihrer Grundsätze, Lebensweisen, Genießungen und Anmaßungen gebaut werden.

Wahrlich, die gegenwärtige Generation ist auch in unserm Vaterland höchstens zu einer mäßigen Unterwerfung unter die Bedürfnisse allmähliger Einschränkungen tüchtig, aber durchaus nicht für die Umschaffung ihrer selbst zu großen Vorschritten auf immediate Begründung bedeutender Erwerbszweige fähig. Ihre Kräfte sind, besonders auf den ärmsten, nothleidendsten und gefährdetesten Punkten unsers Vaterlands, durchaus hiefür in einem zu hohen Grad zurückstehend und gelähmt. Es ist nicht nur, daß ihr Zeitalter nichts Bedeutendes that, sie hiefür zu bilden; so wie es mir in die Augen fällt, war es im Gegentheil im Allgemeinen in einem hohen Grad geeignet, sie hiefür zu mißbilden. Ich bin zwar alt und meine Augen sehen nicht mehr sehr helle; aber sie haben doch auch lange gesehn. Die

Erfahrungen meines Lebens sind groß, und was sie in dieser Rücksicht Abschreckendes und Verwirrendes für mich gehabt haben mögen, so ruht meine Ueberzeugung, daß die bessere Bildung der Nachwelt auch von dieser Seite in unsrer Hand ist, ganz gewiß auf gereiften Fundamenten. Es liegt auch nicht der geringste Zweifel in meiner Seele, daß wenn die größere Anzahl unsrer edlern und einflußreichern Mitbürger sich dahin erheben würde, mit väterlicher Schweizertreue und Schweizerischer Standhaftigkeit für die Bildung und Erziehung unsrer Jugend das zu thun, was zu einer bessern Begründung des häuslichen und öffentlichen Wohlstands Noth thut und sicher in unsrer Hand liegt, vieles geschehen könnte, das von großer Bedeutung und in seinen Folgen für das Vaterland wichtig und segensvoll werden müßte.

Es ist indeß auch nicht, daß es am guten Willen unsrer edlern Mitbürger hierin fehlen sollte; aber unser eingewurzelte Zeitgeist hat die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit unse-

rer Bürger in allen Ständen mehr auf die-
jenigen Bildungs- und Erziehungsgegenstände
hingelenkt, die einzelnen Ständen dienlich,
bequem, angenehm und vielleicht auch noth-
wendig, als auf diejenigen, die allem Volk
in allen Ständen für die gute Begründung
seiner häuslichen und bürgerlichen Selbstständ-
digkeit dringend nothwendig sind. Es ist
ganz gewiß jetzt nicht um die schnelle Weiter-
führung der höhern, wissenschaftlichen Bil-
dung, noch weit weniger um die Allgemein-
machung der oberflächlichen Brosamen davon
zu thun, die wir vielseitig unpassender Weise
nur zu sehr allem Volk zu geben suchen; es
handelt sich im Gegentheil vorzüglich um die
allgemeine und genugthuende Begründung des
häuslichen und bürgerlichen Wohlstands durch
die bessere Ausbildung der allgemeinen Berufs-
kräfte und Fertigkeiten, die auch durch eine, noch
so große Ausdehnung des Wortklangs ober-
flächlicher, wissenschaftlicher Erkenntnisse auf
keine Weise befördert, sondern wesentlich ge-
hindert wird. Es herrschen wahrlich diesfalls

hie und da Lücken und Mängel in der Erziehung und im Unterricht unsrer Jugend, die so tief eingewurzelt und mit so vielem blendenden und uns verführenden Scheinguten unsers Verkünstlungslebens verwoben sind, daß wir allgemein den Grad des Bedürfnisses einer hierin tiefer gehenden Erziehungsweise aller Stände nicht tief genug zu Herzen nehmen. Sie bedürfen allgemein großer und entscheidender Maßregeln, die von der Wiege an mit vieler Sorgfalt und wahrlich gegenwärtig mit großer Kunst eingelenkt, angebahnt, und begründet werden müssen, die uns aber unstreitig in vielen Rücksichten in einem hohen Grad mangeln. Die alten Segenskräfte der Wohnstubenbildung sind in der größern Mehrheit der Haushaltungen unsers Volks verschwunden, und die Volksschulen stehen, man dürfte fast sagen, so viel als allgemein von diesem wesentlichen Fundament aller wahren Menschenbildung und besonders alles Eigenthümlichen, was die solide Begründung des häuslichen und bürgerlichen Wohlstands der In-

dividuen aller Stände wesentlich erfordert, entblöst.

Für die wissenschaftliche Ausbildung herrscht in unsrer Mitte noch vielfaltiges, großes und belebtes Interesse; es erstreckt sich sogar hie und da auf die Bildung von hülfe- und mittellosen Menschen, die nothwendig und dringend eine, mit den Bedürfnissen der Lebensweise, für die sie erzogen werden sollten, beschränkte, aber denselben genugthuende Erziehung erhalten sollten, und worin sie durch jeden Brosamen oberflächlicher, wissenschaftlicher Kenntnisse mehr gehindert als befördert werden. Gewöhnlich gehen bey den Kindern dieser Klasse von Einwohnern und Bürgern sechs bis sieben Jahre vorbey, ehe irgend etwas tiefer in die Menschennatur Eingreifendes für die Ausbildung ihrer Kräfte gethan wird; und in den höhern Klassen ist das, was in diesem Zeitpunkt vielseitig und oft mit großer Kunst und Mühseligkeit an ihnen versucht und gethan wird, der naturgemäßen Entfaltung ihrer Kräfte und der guten Begründung

einer soliden Erziehung oft selber noch nachtheiliger als die Verwahrlosung, in welcher die größere Anzahl der Kinder des eigenthumslosen Volks im Müssiggang und in der Gedankenlosigkeit unter verführerischen Umständen diesen Zeitpunkt durchschlendert. Die Folgen dieses Zustands, ich meine diejenigen der in diesem Grad ungebrauchten und mißbrauchten Kinderjahre so wohl als der durch diese Umstände schon zum Voraus in ihren Gegenswirkungen untergrabenen und abgeschwächten Schuljahre, waren indeß in den Jubeljahren unsers großen Geldzuflusses bey fernem nicht so groß und für das Vaterland im Allgemeinen nicht so bedenklich, als sie es gegenwärtig bey der unverhältnißmäßigen und immer wachsenden Zahl der ökonomisch gleichsam in die Luft versetzten, eigenthumslosen und in Rücksicht ihrer Erwerbsfähigkeit in einem hohen Grad verwahrlosten Menschenmasse in unserm Vaterland wirklich ist. Man fühlt auch die Wahrheit dieser richtigen Ansicht ziemlich allgemein, und doch sieht man

kein kraftvoll reggewordenes Bestreben, das im Nationalgeist auf diesen Punkt hingelenkt ist; im Gegentheil, hundert und hundert besondere Interesse für allerley einzeln Gutes und Löbliches, das aber bey weitem nicht von diesem öffentlichen Interesse ist, erscheint in unserer Mitte vielseitig weit mehr und weit angelegentlicher vom allgemeinen Nationalinteresse belebt. Dieser Umstand hat sehr viele Ursachen, und man muß einigen derselben, besonders wie sie von den Individuen unsrer Verhältnisse ins Auge gefaßt werden können, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Tausend und tausende sprechen in ihren einzelnen Verhältnissen das Wort mit Recht aus: „was vermögen wir in unsern beschränkten Privatverhältnissen in Rücksicht auf diese unstreitig wichtige Angelegenheit des Vaterlands mit Hoffnung irgend eines gesegneten Erfolgs auszurichten oder auch nur anzubahnen?“ Und einzeln können sie durchaus in ihren Lagen und Verhältnissen Recht haben! Nur sage dieses niemand im Allgemeinen. Nein, niemand

spreche das Wort aus: „Wir haben im Allgemeinen keine Mittel, hierin zu helfen.“ Und ich bin überzeugt, ich stehe heute in der Mitte von Männern, die es tief fühlen, daß es dem Vaterland im Allgemeinen mehr an der genugsamen Belebung des Gefühls des Bedürfnisses dieser Mittel und an einem genugsam erwachten Eifer, sie kennen zu lernen, zu prüfen und zu benutzen, als an ihrem Daseyn selber mangelt. Ihr Geist und ihr Wesen ist in den bessern Haushaltungen unsers Landes allgemein in den verschiedensten Formen und Gestalten zu Stadt und zu Land, auf dem Berg und im Thal, in Schlössern und in Strohhütten wirklich in Ausübung vorhanden und er athmet eben so lebendig in mehrern unserer öffentlichen Einrichtungen und Anstalten, und besonders ist für die wesentlichen Anfänge dieser Mittel so viel als die Gesammtheit der Mütter aller Stände instinktartig belebt und vorbereitet; aber sie haben in den Kunstmitteln der gewohnten Erziehung durchaus keine, sie naturgemäß genugsam bildende

und leitende Handbiethung; und dann steht der Zeitgeist dem öffentlichen Einfluß des Guten, das diesfalls in unsrer Mitte noch da ist, mit der ganzen Macht seines irre führenden Verderbens entgegen. Aber so wie wir dahin kommen, die Ursachen und Mittel zu erkennen, durch welche der Zeitgeist im Stande ist, den Bestrebungen der Nachwelt durch die Erziehung bessere Vorsehung zu thun, unübersteiglich scheinende Hindernisse in den Weg zu legen, so werden wir dadurch auch auf die Spur der ächten Mittel gelangen, dem diesfälligen bösen Einfluß desselben Schranken zu setzen.

So groß das Bedürfniß sowohl tief in die Menschennatur eingreifender als mit unsern positiven Lagen und Umständen sehr übereinstimmender Bildungs-, Erziehungs- und Versorgungsmaßregeln für unser Volk auch immer ist, so ist es dieses besonders in Rücksicht auf die große Anzahl der eigenthumslosen Armen unsers Vaterlands. Diese Menschen sind beynahe so viel als allgemein aller Bildungs-

Erziehungs- und Unterrichtsmittel, die ihre Kinder für die Sicherstellung eines häuslich und bürgerlich genugsam befriedigten Broderwerbs nöthig hätten, beraubt. Es ist unwiderſprechlich, daß wenigstens die größere Anzahl dieser Menschen hie und da im Vaterland, und zwar an einigen, in Rücksicht auf eine unnatürliche Ausdehnung ihrer Bevölkerung sich auszeichnenden Gegenden im Allgemeinen durchaus nicht im Stande ist, den elterlichen Erziehungspflichten, die sie sowohl um ihrer Kinder als um des Vaterlands willen auf sich haben, ein Genüge zu leisten; und die gefährlichen Folgen sind eben so auffallend, die dieser Umstand unter leicht möglichen Ereignissen auf die wesentlichen Fundamente des allgemeinen Wohlstands und der allgemeinen Sicherheit des Vaterlands haben könnte. Ein Aufwachs zahlloser, allen Versuchungen der Verwilderung und Entnervung vielseitig preis gegebener, eigenthumsloser und für ihre Bedürfnisse auf keine Weise mit Sicherheit und auf die Dauer, unter wechselnden

Umständen und Zeiten sich auch nur vor der äußersten Noth und dem äußersten Elend zu schützen fähiger Menschen ist ein Zustand, dessen Bedenklichkeit in einem jeden und besonders in einem kleinen, in seinen Ressourcen beschränkten und hiefür hinlänglich begründeter Anstalten mangelnden Staat kaum genug zu Herzen genommen werden kann. Ich darf noch beyfügen, es ist wahrlich ein Zustand, dessen Daseyn unser Vaterland in seinen frühern Tagen gar nicht kannte und dessen Möglichkeit es nicht einmal zu ahnen vermochte. Indeß ist diese, immer größer werdende Zahl der eigenthumslosen Menschen in unsrer Mitte ein wesentlicher Bestandtheil unsers Schweizervolks selber, und das Vaterland ist wahrlich schuldig, den wahren Ursachen, die den gegenwärtigen Zustand, in dem sich diese große Anzahl unsrer Mitbürger befindet, herbeygeführt, ernste Rechnung zu tragen, und zu bedenken, daß die Väter von tausend und tausend, jetzt ganz eigenthumslosen Menschen zu ihrer Zeit auch das waren, was unsere jetzigen Begüter=

ten und unser noch übriggebliebene, ehrenfeste, selbstständige Mittelstand gegenwärtig in unsern Städten und Dörfern noch ist.

Ich darf es bestimmt aussprechen, sehr viele unsrer gegenwärtigen reichen und begüterten Mitbürger, besonders auf den Punkten des Vaterlands, die durch den unnatürlichen Geldzufluß des Fabrikverdiensts im letzten Jahrhundert sehr blühend geworden, dürfen sich nicht verhehlen, daß viele ihrer Vorfahren in eben dem Zustand der Erniedrigung gegen die damaligen Begüterten und Geehrten standen, in welchem die große Anzahl der gegenwärtigen eigenthumslosen Einwohner des Landes jetzo gegen sie steht. Noch viel mehr hätte das Vaterland unrecht, wenn es keine ernste Aufmerksamkeit darauf werfen würde, daß eine große Anzahl der jetzt ganz eigenthumslosen Menschen an diesen Orten beynahe ein Jahrhundert lang im Dienst von Fabrikhäusern arbeitete, die sich zum Theil zu einem hohen Wohlstand erhoben, zum Theil die Umstände dieses vorübergehenden Reichthums leichtsinnig

im Zeitspiel der Welt verloren und schnell wieder in den Zustand der Erniedrigung versanken, aus dem sie sich plötzlich für einen Augenblick erhoben, dabey aber durch ihre vorübergehende Lufterscheinung vielseitig dahin gewirkt, bey ihren Arbeitern den guten, sparsamen und eingeschränkten, häuslichen Geist, den diese von ihren Vätern geerbt haben, in ihnen auszulöschen und sie zum Theil in den wesentlichen, mit dem Eigenthümlichen ihres kleinen Besitzstands übereinstimmenden Erb- und Berufskräften sittlich, geistig und physisch in einem hohen Grad abzuschwächen, und in einen Zustand zu versetzen, in dem eine große Anzahl von ihnen äußerst unbeholfen, unberathen, und dabey noch den vielseitigsten Versuchungen des Luxus, der Verschwendung und der Eitelkeit unsers Zeitgeists immer mehr preis gegeben und zum Opfer des Blendwerks unsers Scheinwohlstands dargeworfen dasteht. Wahrlich, wahrlich, das Vaterland ist verpflichtet, die Mittel ernsthaft in Ueberlegung zu nehmen, durch welche es möglich gemacht

werden kann, den Bedürfnissen der öffentlichen Vorsorge, die diese Umstände erfordern, auf eine genugthuende Weise Vorsehung zu thun, und wohl zu bedenken, daß die bestehenden Hülfsmittel für die Landesarmuth in Zeiten gegründet worden, wo die Bedürfnisse, die die Armensorge der Gegenwart dringend fordert, gänzlich nicht da waren und keine Beweggründe obwalteten, den Gebrauch ihrer Fonds Gegenständen zu widmen, die an sich selbst von einem weit unbedeutendern Belang sind, als diejenigen, die in der Natur des gegenwärtigen Zustands der immer wachsenden Menge unsrer eigenthumslosen Einwohner liegen. Es läßt sich nicht einmal gedenken, daß diese Fonds auch beym treuesten, weisesten und selbstsuchtlosesten Gebrauche für die Bedürfnisse unsrer gegenwärtigen Lage hinreichen könnten. Diese Bedürfnisse sind so groß, daß das Vaterland diese Mittel durchaus nicht in den Stiftungen der Vorwelt finden kann; es muß sie nothwendig von sich selbst und von der Weisheit,

dem Edelmuth, der Vaterlandsliebe und dem Bürgergeist seines jetzt lebenden Geschlechts erwarten und bey demselben suchen. Es kann dieses auch mit gegründeter Hoffnung eines gesegneten Erfolgs thun, wenn es in sich selbst Kräfte und Muth fühlt, dieses Ziel sich durch eine allgemeine, auf die Menschennatur tief eingreifende und solid einwirkende Erziehung für alle seine Stände anzubahnen und vorzubereiten. Vor allem aus aber müssen wir tief fühlen, daß die höhere wissenschaftliche und Kunstausbildung einzelner Stände und einzelner Menschen etwas ganz Verschiedenes von dem ist, was die gute Erziehung des Menschengeschlechts in allen Ständen allgemein anspricht und fordert, und daß sie, isolirt und einzeln dastehend, sehr leicht geeignet ist, neben der Vernachläßigung einzelner Stände in der Erziehung nur zerstörend und zwar gegenseitig durch den Einfluß der Gebildeten auf die Verwahrlosten und hinwieder durch die Rückwirkung der Verwahrloseten auf die Gebildeten zu wirken. Vaterland! Die National-

bildung, deren du bedarfst, muß mit der Kraft ihrer tiefern Einwirkung auf die Menschen- natur alle Stände des Volks in einer Art von Ebenmaß ergreifen und in dieser Rücksicht ge- genwärtig in der Bildung eines jeden Stan- des höher streben, weil ohne dieses, das all- gemeine Höherstreben, dessen wir bedürfen, durch das Zurückstehen jedes einzelnen in sei- nem Wesen gehemmt und die Erzielung des Eebenmaßes in demselben unerreichbar gemacht wird. Unsere Städte können sich durchaus nicht mehr durch die Beschränkungen unserer alten Handwerks- und Zunfteinrichtungen dem Wohlstande der Vorzeit auch nur von ferne nähern. Diese Formen stehen jetzt so tief un- ter alle dem, was unsere Städte in Rücksicht auf die Erneuerung des soliden, häuslichen Wohlstands und der realen, bürgerlichen Eh- renfestigkeit, so wie zu Wiederherstellung des zahlreichen, selbstständigen Mittelstands, der innerhalb ihren Mauern wohnte, gegenwärtig dringend bedürfen, als die Routinemittel, die das Landvolk im Allgemeinen zur Begründung

seiner häuslichen und öffentlichen Selbstständigkeit durch den Routinegang der, für seinen Dienst bestehenden Bildungsmittel wirklich genießt, zur gesicherten, segensvollen Betreibung seines ländlichen Berufs nothwendig hat, bey den Zeitbedürfnissen und Schuldigkeiten des Landmanns als genugthuend angesehen werden dürfen. Diese Mittel sind, wie sie im Allgemeinen vor unsern Augen dastehen, durchaus nicht mehr fähig und geeignet, die ernste, mit den Fundamenten der Sittlichkeit innig zusammenhängende, geistige und physische Erwerbsbildung des Landvolks auf den Grad zu erheben, der erforderlich ist, die Fundamente des häuslichen Wohlstands und einer solid begründeten Ehrenfestigkeit in unserer Mitte in diesem Stand genugthuend wieder herzustellen, durch welche ehemals ein zahlreicher, gesegneter Mittelstand auch in den kleinern Schweizerischen Dörfern so vielseitig blühte. Am allerwenigsten sind die bestehenden Routinemittel der Bildung zur Industrie, die die meist eigenthumslosen Fabrikarbeiter, welche

in so vielen unsrer Gegenden so zahlreich sind, wirklich genießen, geeignet, den diesfälligen Bedürfnissen dieser wahrlich bedenklich großen Volksklasse und mit ihnen denjenigen des Vaterlands ein Genüge zu leisten. Sie wirken im Gegentheil vielseitig auffallend dahin, die Uebel, die wir gegenwärtig diesfalls schon leiden, von Tag zu Tag zu vermehren, und die Gefahren, denen wir ihrenthalben entgegengehen, uns immer näher zu bringen. Auch greift der Einfluß dieses Umstands in seinen Folgen wahrlich nicht bloß nur in die niederste Stufe, oder nach einem Ausdrucke, den ich sehr ungerne höre, nur in die Hefe des Volks. Es ist dem nicht so. Er wirkt im Gegentheil sehr vielseitig auf die bedeutenden, aber freylich immer schwächer werdenden Ueberreste unsers alten Mittelstands. Und er muß es; denn es ist thatsächlich heiter, daß es hie und da zu Stadt und Land, ohne beträchtlich geerbtes Vermögen, auch mit bedeutenden Talenten und mit großem Fleiß, in den meisten unsrer Berufsarten, sehr schwer ist, ein so geheißener

Ehrenmann, so wie man das Wort jetzt braucht, zu werden; und doch bedarf das Land, wenn sein Wohlstand in allen Ständen als wohlgegründet angesehen werden soll, in allen, auch in den niedern Ständen allgemein einer bedeutenden Anzahl Ehrenleute. Desnahen ist offenbar eine sehr große Erhöhung der Kunstkräfte und Kunstfertigkeiten für eine sehr große Anzahl der Individuen unsers ehemals so gesegneten und blühenden Mittelstands wahrlich eben so dringend nothwendig, als er dieses für die niedersten Fabrikarbeiter unsers Vaterlands auffallend ist.

Freunde und Brüder! Unsere Väter waren erhaben groß in der Noth. Möge das Vaterland heute in dieser Angelegenheit groß seyn, ehe die Noth da ist. Das Sprichwort: „der Mensch kann was er will" — ist freylich in einem dummen Sinne nicht war, aber es hat für den weisen, fromm und kraftvoll höher strebenden Mann große Wahrheit in sich selbst. Wenn unser Schweizerland in vielen äußern Kräften denjenigen der großen

Reiche unsers Welttheiles äußerst nachsteht; so steht es keinem derselben in den innern Kräften, seiner Nachwelt durch die Erziehung in ihren wesentlichen und ersten Bedürfnissen ein Genüge zu leisten, nach; und es ist ein wesentliches Bedürfniß der Zeit, daß sich das Vaterland der Kräfte halber, die zur Wiederherstellung seiner selbst in allem, worin es schwach seyn mag, nothwendig sind, sich selbst nicht weniger zutraue als es wirklich leisten kann. Das Unglück wäre unaussprechlich, wenn es sich gegenwärtig der Täuschung überlassen würde, als ob es bey dem großen, ausgezeichneten Kunsttalent so vieler unserer Gegenden und bey den, in unserer Hand sich befindenden und seit Jahrhunderten von den Vätern vorbereitet in unsere Hand gelegten Mitteln einer wahren, tiefer greifenden, allgemeinen Volkskultur uns dennoch ganz und gar unmöglich wäre, durch öffentliche, aber tief im Privatleben eingreifende und für unsere Gegenwartsbedürfnisse wohl berechnete Bildungs- und Erziehungseinrichtungen hierin dem Va-

terland solid Vorsehung zu thun, oder wenigstens demselben die hiefür nothwendigen Mittel mit Solidität anzubahnen und vorzubereiten. Indeß können wir uns nicht verhehlen, daß die Benutzung dieser wesentlichen Grundlagen eines beträchtlichen Vorschrittes der Nationalkultur, die in unsrer Hand liegen, unstreitig eine ernste und vielseitige Belebung von vielem, sehr vielem, das in unserer Mitte noch nichts weniger als ernsthaft, warm und allgemein dasteht, voraussetzt und fordert. Das Vaterland muß lernen, seine Armen als Arme erziehen. Unsere Armen sind in dieser Beziehung eigentlich an sich nichts weniger als arm, sie sind im Gegentheil in vielen unserer Gegenden diesfalls vorzüglich reich. Ihr Reichthum liegt in ihnen selbst; er liegt in ihrem geistigen und physischen, einer hohen Bildung fähigen und würdigen Kräften. Die Erziehung des Armen ist desnahen dem Vaterland nicht darum schwer, weil er arm ist, sondern weil wir allgemein keine genugsame Mittel in unserer Mitte organisirt haben, die geeignet

sind, ihn zur segensvollen Benutzung der Kräfte und Fertigkeiten, deren er in seiner Lage und in seinen Umständen dringend bedarf, zu bilden und zu erziehen.

Vaterland! Was die Armen für ihre Bildung von dir fordern, ist wenig gegen das, was sie dafür in sich selber besitzen; und sie werden es dir hundertfach wieder vergelten, wenn du es ihnen gibst, wie sie es, und zwar nicht bloß für sich, sondern wahrlich auch für dich, wirklich bedürfen. Vaterland! Gib es ihnen im altschweizerischen Geist, mit Weisheit, Liebe und Selbstsuchtlosigkeit. Wahrlich, wahrlich, sie können es dir hundertfach wieder vergelten; und so leicht als sie es dir wieder vergelten können, Vaterland! so leicht kannst du es ihnen geben. Das Geschenk, das sie von dir fordern, ist im Wesen und im Verhältniß gegen andere, unbedeutendere Dinge, die du thust und wohl zu vermögen glaubst, gar nicht groß. Die Bildungsmittel, deren die Armen bedürfen, kosten uns in dem Grad viel, als sie ihnen auf eine Weise gegeben werden,

wie sie sie nicht nöthig haben und wie sie ihnen nicht dienen. Wie sie ihrer bedürfen, dürfen sie ganz gewiß nicht viel kosten; aber sie müssen hingegen vollkommen geeignet seyn, ihnen in dem zu dienen, was sie vorzüglich bedürfen, und das ist auffallend, sie von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Thätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine anhaltende Ausharrung, Anstrengung und Gewandtheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur andern Natur zu machen. Sie müssen fähig seyn, den Armen in dem Sinn reich zu machen, in welchem er allein wahrhaft reich werden kann und wahrhaft reich werden soll. Vaterland! Hiefür habe ich dir ein großes und gewiß wahres und gegründetes Trostwort zu sagen. Die Verminderung der Ressourçen des Zeitpunkts, in welchem der Geldzufluß in unserer Mitte so groß wahr, hat in verschiedenen unserer Fabrikgegenden durch ihre Folgen auf eine auffallende Art bewiesen,

in welchem Grad selber unser armes, eigenthumsloses Volk fähig ist, von eingerissener Noth und Entbehrung Vortheile zur Stärkung seiner selbst und zur Wiederherstellung verlorner guter Kräfte zu ziehn. In mehrern Gegenden haben die im Leichtsinn der Taumeltage verwöhnten Fabrikarbeiter sich mit sehr großer Thätigkeit von neuem auf den Feldbau gelegt und jeden verworfenen Winkel mit vieler Anstrengung urbar zu machen gesucht. Ich habe bestimmte Zeugnisse von Männern, die beträchtliche Fabrikgegenden genau kennen, daß unsere eigenthumslosen Armen in den neuern Zeiten eine Kraft zur Selbsthülfe gezeigt haben, die in ihren Taumeltagen niemand von ihnen hätte erwarten dürfen. In andern bedeutenden Distrikten hat die ganze Masse der Fabrikarbeiter beym vollkommenen Stillstand seiner üblichen Artikel ebenfalls eine Kraft bewiesen, sich neue Fabrikzweige zuzueignen, die nur durch eine sehr erhöhte und tief in alles Volk eingewurzelte Gewandtheit in der Erwerbskraft möglich gemacht werden kann und denkbar ist.

Vaterland! In diesem Grad ist deine Lage für die Einführung tiefer greifender Bildungsmittel der Erwerbskraft bey deinem Volke selbst auf seinen untersten Punkten vorzüglich gut begründet, und in Rücksicht auf seine Kostspieligkeit durch die Kraft, die im Volke selbst liegt, zum Voraus als leichter anzusehen, als vielleicht in keinem andern Lande. Wenn aber die Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen, äußerlich schon nicht kostbar sind, so fordern sie hingegen die reinste und zarteste Belebung des Höchsten und Edelsten, das das Vaterland in sich selber für sie besitzt. Sie fordern die thätige Mitwirkung der edelsten, weisesten, einflußreichsten und kraftvollsten Männer des Vaterlandes. Es ist uns dadurch, daß Männer von solchem Einfluß, solcher Würde und solcher Kraft thätigen Antheil an diesem Gegenstande nehmen, möglich, das Nationalinteresse der Bürger aller Stände, bis auf die niedersten Hütten hinab, dafür anzuregen, zu beleben und zu unterhalten, und so die Detailmittel, die zu diesem Ziele führen, allmählig allgemein

in alle braven Wohnstuben des Vaterlandes hinein zu bringen und ihre diesfälligen Resultate gleichsam von selbst allgemein aus ihnen hervorgehen zu machen. Von dieser Seite ist denn freylich das, was es erfordert, den Bedürfnissen unserer Lage in dieser Vaterlandsangelegenheit ein Genüge zu leisten, im Innern ihres Wesens sehr ausgedehnt, allgemein das Höchste ansprechend und in das Niederste eingreifend, indem es nur dadurch möglich ist, ihre Mittel auf die mannigfaltigste Weise, wie es nothwendig ist, anzubahnen, vorzubereiten, einzulenken und durchzusetzen. Sie fordern weniger nichts als eine vielseitige und hie und da große, Ueberwindung ansprechende Abänderung und sogar Umkehrung unsers gewohnten Routinedenkens über die wahren Bedürfnisse der großen Anzahl unserer eigenthumslosen Individuen, und selber eine vielseitige Abänderung unsrer Routineeinrichtungen der bestehenden Bildungs- und Versorgungsanstalten derselben. Ich darf wohl sagen, wir bedürfen diesfalls in uns selbst eines erneuerten

Geistes, eines erneuerten Herzens und sehr veränderter Maßregeln. Wir sind indeß nichts weniger als allein in der Lage, in Rücksicht auf unsre eigenthumslose Volksmenge Maßregeln ergreifen zu müssen, die wesentlich tief in die Menschennatur eingreifen und darum in ihrer Ausführung mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden sind. Alle Staaten Europa's und selber einzelne Städte, Orte und Gegenden, die durch außerordentliche und schnelle Resultate ihrer Industrie plötzlich zu, mit ihren vorigen Verhältnissen unverhältnißmäßigen und besonders der Naturanlage ihrer Localität nicht anpassenden Geldzuflüssen gekommen, sind im nämlichen Fall. Selber England, das durch seine Industrie die wesentlichsten Geldressourçen aller Welttheile auf seine Insel zu leiten im Stande ist, steht mitten in den unermeßlichen Geldresultaten seiner Kunst, seiner Politik und seiner Isolirung durch die ins Unermeßliche steigende Vermehrung seiner eigenthumslosen Menschen an einem Vorabend von öffentlichen Landesgefahren, die den unsrigen

ganz ähnlich sind, und die Natur des Bedürfnisses, ihnen mit Solidität entgegen zu wirken, wird seine Regierung ganz gewiß dahin führen, Maßregeln für die individuelle Kunstbildung seines Volkes durch die Erziehung, zu ergreifen, die denjenigen, deren wir in unsern kleinen Lagen und Verhältnissen ebenfalls bedürfen, im Wesen nicht unähnlich seyn können. Das beynahe allgemeine Nationalinteresse, das dieses Land seit kurzem auf die Erziehung und den Unterricht der Kinder seiner eigenthumslosen Volksmasse zeigt, beweist offenbar, daß seine Einwohner, beydes, die Gefahren ihrer diesfälligen Lage und die Pflichten, die daraus nothwendig erfolgen, tief fühlen und in der Erhöhung der intellektuellen und Kunstkräfte dieser Volksmenge Mittel zur Sicherheit ihres Staats suchen, zu denen sie auch durch das höchste Raffinement des Mechanismus ihrer Maschinen durchaus nicht zu gelangen vermögen. Das Höchste, das ihre Maschinekraft, wenn das Volk in ihrem Mechanismus ohne die Erhöhung

der intellektuellen und Kunstkräfte seiner Individuen gelassen würde, hervorbringen könnte, müßte nothwendigerweise alle ihre Resultate in Rücksicht auf den öffentlichen Volks- und Landessegen zu Scheinresultaten machen und ihre Segenskräfte in allen Ständen in sich selbst auflösen.

Ich wiederhole, alle Staaten unsers Welttheils leiden in den einzelnen Localitäten, in welchen die Fehler dieser Unpassenheit ihrer Industrie mit den Fundamenten des Gleichgewichts der Quellen des positiven Wohlstandes aller Stände in Disharmonie stehen, und sind gezwungen, für und in diesen Localitäten mit uns die nämlichen Maßregeln zu ergreifen, wenn sie nicht den Großreichthum einzelner Individuen mit Gefährdung des positiven Wohlstands einer ohne alles Verhältniß größern Anzahl ihrer Mitbürger sorglos und gedankenlos begünstigt sehen wollen; und dieser Gesichtspunkt ist denn wirklich nicht bloß in Beziehung des Fabrikreichthums, er ist auch in Beziehung auf alle Arten von

Großreichthum, die aus der Begünstigung einzelner Personen und einzelner Stände zum Nachtheile der rechtlichen Genießungen ihrer Mitbürger Statt finden können, gleich wahr. Die öffentliche Militär-, Polizey-, und selber Justizverwaltung kann durch Mangel an weiser Aufmerksamkeit auf die wesentlichsten Nothbedürfnisse der niedern Volksklassen den ersten Quellen des ökonomischen und bürgerlichen Wohlstands des gemeinen Mannes, d. i. dem Individualwohlstand der großen Mehrheit der Landeseinwohner eines jeden Staats in den verschiedenartigsten Richtungen, aber im Wesen auf eine ganz gleiche Art nachtheilig entgegen wirken. Indeß ist der, vorzüglich vom Handels- und Fabrikstand ausgehende Hochflug des spielenden Haschens nach Großreichthum durch die öffentliche und Privatgefährdung des beruhigt mäßigen Wohlstandes seiner Mitmenschen, der gegenwärtig in unserm Welttheil allgemein so große Unglücke veranlaßt, doch auf dem Punkt, im ganzen Umfang seiner

Quellen und Wirkungen erkannt zu werden. Und wenn es je von einem Volke zu hoffen ist, daß es sich bestreben werde, diesem bösen Zeitgeist in seinen Ursachen und Folgen mit Weisheit und Kraft Einhalt zu thun, so sollen wir es billig von den Nachkommen der Männer erwarten, die den großen und allgemeinen Volkswohlstand unsers lieben Vaterlands mit so großer Heldenkraft und mit Darsetzung ihres Leibs, Guts und Bluts gegründet haben. Dabey aber dürfen wir durchaus nicht aus den Augen lassen, daß die diesfällige Weisheit und der Edelmuth unsers Vaterlands mehr aus der Sorgfalt für die Erhöhung und Ausbildung der Erwerbsanlagen, Kräfte, Fertigkeiten und Gelegenheiten, als aus der Erhöhung und Vergrößerung des Eigenthums durch gesetzliche Begünstigungen in der Hand derer, die dasselbe jetzt wirklich besitzen, auf Jahrhunderte zu erhalten, hervorgehen muß. Wir bedürfen der freyen und ungehemmten Circulation des Geldes, wo es sich noch immer befindet; mehr als je. Alle Gesetze, die den

Kredit und mit ihm den freyen Spielraum der Individuen des Handels- und Erwerbsstands schwächen und untergraben, sind den öffentlichen und allgemeinen Bedürfnissen des Vaterlandes gegenwärtig mehr als je nachtheilig. Es ist dringendes Bedürfniß, die größere Masse unserer Einwohner zu den Grundsätzen, Kräften und Fertigkeiten zu bilden und zu erheben, durch welche es gegenwärtig allein möglich ist und möglich werden kann, mit gegründeter Hoffnung eines guten Erfolgs den Segensgenießungen einer solid begründeten, häuslichen und bürgerlichen Selbstständigkeit entgegen zu streben, und nicht in kunst- und tugendloser Ohnmacht, gleichsam außer den Kreis der diesfälligen Möglichkeit geworfen, zu leben und zu sterben. Die große Masse unserer Armen aber wird und kann sich durchaus nicht von selbst zu diesem Segen erheben. Sie wird und kann durchaus nicht besser werden als sie wirklich ist, und sich auch nicht höher heben, als sie wirklich steht, wenn nicht alle Stände

unsers Landes sich gemeinsam bestreben, sich in Rücksicht auf die Fundamente des öffentlichen Wohlstandes auch zu höhern und edlern Grundsätzen zu erheben, als diejenigen sind, zu denen uns der Luxus und die Routinegrundsätze, Sitten, Lebensweisen, Ansprüche und Anmaßungen unserer Zeitgedankenlosigkeit und Zeitschwärmerey, mit einem Wort, unsrer Zeitselbstsucht in großen Partheien hingerissen, und jetzt, so wie wir sind, dastehen machen.

Edle, liebe Eidgenossen und Brüder! Ich bin in meinen Achtzigerjahren mit dem Gefühl in Euere Mitte getreten, es sey wahrscheinlich das letztemal, daß ich diese Versammlung besuche. Ich wollte desnahen von allem, was ich nach meinen Ansichten für das Vaterland zu wünschen nothwendig und würdig fand, in dieser Stunde kein Wort verschweigen. Ich habe unbefangen meinem Herzen freyen Spielraum und meiner Zunge freyen Lauf gelassen. Ich weiß, es sind sehr viele Männer in unserm Vaterland und selber im Kreis

unsrer Versammlung, die in Rücksicht auf vieles, sehr vieles, wovon ich geredet, richtigere Einsichten und vielseitigere und bedeutendere Erfahrungen als ich haben. Das aber konnte mich nicht hindern, meine, wenn auch einseitigen und beschränkten Ansichten mit der Lebhaftigkeit, Wärme und Zuversicht auszusprechen, die mir die Ueberzeugung eingeflößt, daß ich mit edeln, vaterländischen Männern rede, die, wenn sie auch meine Ansichten nicht mit mir theilen, sondern entgegengesetzte als dem Vaterland für dienlicher achten, mir dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, daß meine Rede aus reinem, vaterländischem Herzen geflossen und mit den Lebensbestrebungen, die ich den Erforschungen der naturgemäßen Begründung des Erziehungs- und Unterrichtswesens des Vaterlandes gewidmet, in Uebereinstimmung stehe.



Nekrolog

von

Thaddäus Müller,

Stadtpfarrer und Chorherr
in Luzern.

Von

Staatsrath Eduard Pfyffer
von Luzern.



Eidgenossen,

Theuerste Freunde und Brüder!

Seit unserm letzten Beysammenseyn in Schinznach hat der Tod aus unserm Kreise einem Mann weggewunken, der unsere Hochachtung und Verehrung im vollsten Maaß besaß und auch verdiente. Erlaubet mir, E. T. F. u. B., daß ich auf sein Grab einige Blumen streue, und es versuche, Euch einige Hauptmomente seines Lebens darzustellen. Nicht bloß deßwegen, weil es Sitte ist, daß oft in Vereinen, wie der unsrige, das Andenken hingeschiedener Mitglieder gefeyert werde, sondern vielmehr, weil wir den Verewigten als einen Mann kannten, der in dem ihm hienieden angewiesenen Wirkungskreise treu und bieder all' seine Pflichten erfüllte, der Menschheit wesentlich nützte und in manchem Betracht zu den

ausgezeichnetern Männern unsers gemeinsamen Vaterlandes gehörte — seyen einige Augenblicke unserer heutigen Versammlung der Rückerinnerung an sein Leben und an sein Wirken gewidmet.

Thaddäus Müller ist der Mann, wie Ihr alle leicht errathet, von dem ich spreche — der Edle, der lange unserm Verein angehörte, oft unsere Zusammenkünfte besuchte, und vor einigen Jahren als unser Vorsteher an der Spitze unserer Gesellschaft stand.

Erwartet, E. T. F. u. B., von mir keine künstliche Lobrede auf den Verblichenen. Ich will ihn nicht loben, sondern bloß das Vorzüglichste von seinem Leben ausheben und einfach Euch solches erzählen. Die Manen des Hingeschiedenen würden zürnen, wenn ich ihn nur rühmen und loben wollte: er war gerade und freymüthig, so lange er unter uns wandelte, und es hieße also sein Andenken entehren, wenn man nicht auch mit gleicher Einfachheit nach seinem Tode dessen Lebenslauf erzählen würde.

Thaddäus Müller erblickte am 2. Oktober 1763 das Tageslicht in Luzern. Sein Vater war ein biederer, rechtschaffener Mann, seines Berufs ein Schiffmacher, der von Weggis nach Luzern gezogen, und sich hier niedergelassen hatte.

Bey dem Mangel an gehörig eingerichteten Elementarschulen pflegte man damals die Knaben wenig begüterter Aeltern in die Stiftsschule zu schicken, wo sie, dürftig und mangelhaft genug, Unterricht im Lesen, Schreiben und selbst in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache erhielten, um später entweder in das Gymnasium zu treten, oder aber zu einem Handwerk zu kommen.

Unser Müller zeigte Anlagen und Lernbegierde: sein Vater bestimmte ihn daher zum Studiren, und ließ ihn nach einigen Jahren ins Luzernerische Gymnasium treten. Dort zeichnete er sich durch immer größern Fleiß und Geschicklichkeit aus. Die vorzüglichsten Lehrer an dieser Anstalt waren damals der geistvolle Franz Regis Krauer und der durch

mehrere gelungene dramatische Werke bekannte Joseph Ignaz Zimmermann: diese beyden edeln, unvergeßlichen Männer bemühten sich, einen bessern Geschmack zu verbreiten, Liebe zu den Wissenschaften zu wecken, und die ausgezeichnetsten Jünglinge zum Studiren anzufeuern. Ein Jüngling, wie Müller, konnte ihnen nicht unbemerkt bleiben: beyde, obwohl sonst nicht immer eines Sinnes, und gegenseitig nicht ohne Eifersucht auf ihr Ansehen und Wirken, bemühten sich, ihn aufzumuntern, und seine Bildung zu fördern. Fleißig, ernst und ausschließlich mit seinen Studien beschäftigt, verlebte Müller seine erste Jugend und durchlief alle Classen bis nach vollendeter Theologie in seiner heimathlichen Lehranstalt. Von dem Besuch einer Hochschule hielten ihn die beschränkten Glücksumstände seiner Aeltern ab.

Müller ragte unter seinen Mitschülern hervor und allgemein ahnete man in ihm einen künftigen, nicht bloß brauchbaren, sondern ausgezeichneten Mann. Der achtungswürdige

Staatsschreiber Keller wollte seinem vielversprechenden Sohne, dem nachherigen wackern Schultheiß Keller, einen tüchtigen Hauslehrer verschaffen, und seine Wahl fiel auf den jungen Müller. Dieser rechtfertigte, ja übertraf weit die Erwartungen, die man von ihm hatte: er wurde der Liebling dieser höchst verehrungswürdigen Familie, und er vorzüglich gab dem Charakter seines Schülers jene schöne Richtung, die er zeitlebens verfolgte, und durch die er in so manchem wichtigen Verhältniß als ein einsichtsvoller und wahrhaft edler Mann sich stets bewährt hat. Im Schooße der Keller'schen Familie verlebte Müller die frohesten Tage, die er in seinem Leben genoß: herrlich sah er die schönen Anlagen und Eigenschaften seines Zöglings sich entwickeln, und im Umgang mit dem weisen Vater desselben fand sein eigener Geist immer größere Nahrung und seine Wißbegierde einen immer kräftigern Antrieb. Der Erzieher und der Zögling liebten sich innig: in spätern Jahren verwandelte sich diese Anhänglichkeit in die

treueste Freundschaft, die, allen Stürmen der Zeit trotzend, bis zu Kellers Tod fortdauerte.

Der inzwischen zum Priester geweihte Müller ward im Jahr 1786 Pfarrhelfer des damaligen Luzernerischen Stadtpfarrers Alois Keller, Oheims des vorbemeldten, nachherigen Schultheißen. Unter der Leitung dieses würdigen Seelsorgers bereitete sich unser Müller zu seinem künftigen, wichtigen Berufe vor.

Allmählig erwachte auch in Luzern der Wunsch, die dortige Lehranstalt besser einzurichten. Man glaubte, Müller würde als Lehrer wesentlich zur Realisirung dieses Wunsches beytragen. Ihm wurde also im Jahr 1789 eine Lehrstelle am dortigen Gymnasium übertragen, und dabey die Erwartung ausgesprochen, daß man durch diese Anstellung hoffe, bald einen bessern Zustand herbeyzuführen.

Müller widmete sich mit ganzer Seele seinem neuen Beruf. Er führte eine bessere Lehrmethode ein, und verdunkelte bald alle seine Collegen, welche, mit Ausnahme von Zimmermann und Krauer, alternde Exjesui-

ten waren, die ihrem herkömmlichen Schlendrian folgten.

In diesen Zeitpunkt von Müllers Leben fällt es, daß er mit manchem Versuch in der Dichtkunst, die in Zeitschriften zerstreut sind, sich beschäftigte, und ein Monatblatt während zwey Jahren herausgab, das vorzüglich für die Jugend manch' Schönes und Anziehendes enthält.

Sieben volle Jahre bekleidete er eine Professur am Luzernerischen Gymnasium. Mancher seither zum Mann gereifte Knabe und Jüngling verdankt ihm den ersten wohlthätigen Impuls, den er erhielt, und Müller freute sich oft in spätern Jahren, daß viele wackere Männer, die in verschiedenartigen Berufen dem Vaterlande vorzügliche Dienste leisten, einst seine Schüler waren.

Durch den im Jahr 1796 erfolgten Tod des Stadtpfarrers Keller wurde dessen Pfründe erledigt. Die Regierung wünschte in mancher Rücksicht einen Mann an diesen wichtigen Posten, der auch alle hiezu nöthigen Eigenschaften

besäße. Man sah sich sorgfältig nach einer solchen Person um, und keiner schien dazu geeigneter als Müller. Ihm wurde also die Stadtpfarrer-Stelle übertragen, und er seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen, den er ungern, und indem er weinend von seinen Schülern Abschied nahm, verließ.

Der Ruf zur Stadtpfarrey, der an Müller ergieng, war für ihn eine um so größere Auszeichnung, da seit Jahrhunderten nur Patriciern, oder doch wenigstens Stadtbürgern dieses Amt zu Theil wurde. Wenn nun Müller weder das eine, noch das andere, sondern bloß der Sohn eines in Luzern Angesessenen war, so mußte seine Beförderung um so mehr als eine Anerkennung seiner Verdienste gelten.

Auch auf diesem neuen, wichtigen Posten übertraf der Verewigte die allgemeine Erwartung. Er entfaltete auf eine rühmliche Weise in seinen Kanzelvorträgen sein Rednertalent und seine vielseitige Bildung: er legte eine musterhafte Thätigkeit in Erfüllung all' seiner

Amtspflichten an Tag, indem er ohne Unterschied des Standes alle Kranken besuchte, und überall in das Haus des Reichen, wie in die Hütte des Armen möglichsten Trost brachte: er gewann durch sein biederes Benehmen bald allgemeine Liebe und Achtung.

Kaum war ein Jahr verflossen, so trat unsere Staatsumwälzung ein. Man kann sich leicht denken, wie schwierig die Stellung eines Stadtpfarrers in solchen Zeiten und in einem Orte gewesen sey, wo sogleich sich entgegengesetzte Partheyen bildeten, und die herbeygeführte Auflösung der bisherigen Ordnung der Dinge so manche Schwierigkeit und Verwirrung nach sich ziehen mußte.

Der Verewigte, von dem wir sprechen, war von jeher ein aufrichtiger Freund der Freyheit und des Vaterlandes gewesen. Als Lehrer hatte er seinen Schülern eben so kräftig Sinn und Liebe hiefür eingeprägt, wie er bey allen Anlässen unverholen Sinn und Liebe für die Rechte der Menschen empfahl. Er

erwartete von der Revolution manches Gute und theilte hierin die Hoffnungen vieler der Bessern und Aufgeklärtern unserer Nation.

In dieser Stimmung forderte er oft und nachdrucksam seine Pfarrgemeinde auf, die Freyheit und das Vaterland zu lieben und republikanische Tugenden zu üben. Belebt vom schönsten Enthusiasmus griff er selbst in jener Zeit wieder zu seiner Leyer, und ein Lied auf die Feyer des helvetischen Bundesschwurs gehört unter seine gelungenen Dichterarbeiten.

Noch im Jahr 1798 wurde ihm vom Bischof von Konstanz die Stelle eines bischöflichen Kommissars für die Kantone Luzern und Unterwalden übertragen, die er unter höchst schwierigen Verhältnissen übernahm.

Inzwischen hatte unter des edeln Stapfers Leitung die Einrichtung des Volksschulwesens begonnen. Man sah sich überall nach Männern um, die Kraft, Willen und Einsicht hatten, dieses Werk zu bethätigen. Müller, damals in der Fülle seiner Kraft, und bekannt

wegen seinem Eifer für alles Gute und der Menschheit Nützliche, mußte um so mehr in Anspruch genommen werden, da der Kanton Luzern an Männern Mangel hatte, die sich mit diesem Fach zu beschäftigen wußten. Wie hoch erfreut war nicht der thätige Mann, nun in diesem ihm angewiesenen schönern Wirkungskreise zur Vervollkommnung des ziemlich vernachläßigten höhern Unterrichts und dadurch zur Veredlung und bessern Bildung seiner Mitbürger beyzutragen! Wie hocherfreut auch einmal seinen Kanton der bisher entbehrten Wohlthat eines ordentlichen Volksschulwesens und Volksunterrichts theilhaftig zu machen! Bald war er die Seele des Erziehungsraths, und von ihm aus gieng der Antrieb zu fast allem was geschah. Die Verdienste, die Müller sich in dieser Hinsicht erwarb, sind dem Publikum nicht genug bekannt, aber nichts desto weniger sehr groß. Die Reformen im höhern Schulwesen, die seither Statt fanden, wurden durch ihn vorzüglich bewirkt, und wenn die Luzernerische

Lehranstalt auf einer höhern Stufe als vor dreyßig Jahren stehet, so gebührt das diesfallsige Verdienst größtentheils Müllern. Vom Volksschulwesen hatte man bey uns weder bey den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, noch beym Volk gar keine Begriffe. Man kannte die Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben nicht. Müller war fast der Einzige, der über diesen wichtigen Gegenstand viel gelesen und darüber ordentliche Begriffe sich gebildet hatte. Ueberall stieß man auf Schwierigkeiten und Hindernisse, die theils die Unkunde, theils der böse Wille, die gewöhnlich Hand in Hand mit einander wandelten, der Ausführung dessen, was nöthig und angeordnet war, entgegensetzten. Beym Volke herrschten Vorurtheile gegen das Schulwesen, und die Aeltern glaubten, es sey nicht nöthig, daß die Kinder geschickter würden, als sie selbst wären: ein großer Theil der Beamten war nicht besser gesinnt, da im Kanton Luzern eine Art Dorfaristokratie in einem vorzüglichen Grade herrschte, gewisse Familien

auf dem Land ausschließlich seit einer Reihe von Jahren die Beamtungen an sich gerissen hatten, und diese Leute aus leicht begreiflichen Gründen nicht wünschten, daß eine allgemeine bessere Bildung sich verbreite, indem sie wohl einsahen, daß die Unwissenheit der Uebrigen das Fußgestell ihrer Größe und ihres Ansehens wäre: die Pfarrer, besonders die ältern, fanden es unerträglich, daß sich nun ihre Geschäfte durch die ihnen übertragene Aufsicht der Schulen mehren, und sie sich mit etwas befassen sollten, wovon sie keine Kunde hatten; bey dem verwahrloseten Zustande des Volkes mißte man überhaupt die erforderlichen Individuen, die sich zu Schullehrern eigneten, und diejenigen, welche man hiezu der Erziehungsbehörde empfahl, waren meistens Beamtensöhne, die man, ohne zu untersuchen, ob sie Willen und Geschick zu diesem Berufe hätten, bloß ihren militärischen Verpflichtungen durch Uebertragung einer Lehrerstelle entziehen wollte: endlich fehlte es selbst überall, nicht bloß an den Lehrmitteln, sondern selbst an Gebäuden, in

denen Schule gehalten werden konnte. Zu diesen Haupthindernissen gesellten sich noch minder bedeutende, oft von Localverhältnissen erzeugte Schwierigkeiten. Man denke sich nun diesen Zustand der Dinge, man denke, daß Müller der einzige Mann im Erziehungsrath war, der die Sache betreiben und bethätigen mußte; man denke, welchen Aufwand von Zeit, Geduld und Anstrengung es bedurfte, um mitten in dieser Menge von Hindernissen das zu Stande zu bringen, was am Ende doch bewirkt ward. — Denkt man sich all' dieses, so kann man nicht anders, als um so mehr die edle Hingebung dieses Mannes bewundern, da er diesen Gegenstand doch nur als eine Nebenbeschäftigung behandeln mußte, und noch mit andern wichtigen Berufsarbeiten, welche die volle Thätigkeit eines andern Menschen erschöpft hätten, sich beladen fand. — Was guter, beharrlicher Wille vermag, bewährte sich auch bey dieser Gelegenheit, und den kräftigen Bestrebungen unsers wackern Müllers verdanken wir ausschließlich die

Errichtung und in Gangbringung des Landschulwesens im Kanton Luzern, welches in der Folge freylich manche Verbesserung, Ausdehnung und Vervollständigung erhalten haben mag, aber immerhin bleibt Müllern das Verdienst, daß er die Bahn brach, und daß seine Nachfolger bloß auf dieser Bahn fortschritten.

Als der weise Dalberg die Würde eines Bischofs von Konstanz antrat, und bald nachher den wackern Wessenberg zu seinem General-Vikar wählte, begann für den größern Theil der katholischen Schweiz eine schöne, segensreiche Periode. Die Freunde des Bessern freuten sich dieser Aussicht, die sich ihnen darboth, und gaben sich ganz zuversichtlich der Hoffnung hin, daß durch diese edeln Männer manch' Nützliches und Ersprießliches in den kirchlichen Verhältnissen werde vorgenommen und zu Stande gebracht werden. Niemand nährte mehr diese frohe Hoffnung, als der bischöfliche Commissär in Luzern, der so manches eingeschlichene Gebrechen in den kirchlichen

Einrichtungen kannte, und bey seinem Feuereifer für alles Gute schon längst auch gerne deren Abhülfe gewünscht hätte.

Nach den vielen Stürmen unserer Revolution trat endlich in Folge der Napoleon'schen Vermittlungsakte Ruhe und Stetigkeit ein. Der gute Geist, der sämtliche damalige Regierungen der Schweiz beseelte, theilte sich auch jener von Luzern mit. Sie bemühte sich, allem aufzubiethen, um die allgemeine Wohlfahrt zu fördern. Sie schenkte bald Müllern ihr Vertrauen, und er, gewohnt, immer das Bessere nicht nur zu wünschen, sondern wo möglich zu bewerkstelligen, zeigte sich geneigt, die heilsamen Absichten der Regierung zu unterstützen.

Er, im Besitze des Vertrauens seiner Regierung und seines Bischofs, benutzte diese erwünschten Verhältnisse und den damals günstigen Zeitpunkt zu vielen zweckmäßigen Verbesserungen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich all' das, was damals durch Müllers Antrieb

und Mitwirkung geschah, aufzählen wollte: ich will bey den Hauptsachen stehen bleiben und minder Wichtiges unberührt lassen.

Die Ehe ist nach den Grundsätzen der katholischen Konfession erst dann als geschlossen und somit als unauflöslich zu betrachten, wenn die priesterliche Einsegnung am Altar geschehen ist. Nun bestand im Kanton Luzern, so wie auch in den meisten katholischen Gegenden unsers Vaterlandes, der Mißbrauch, daß, wenn sich ein Jüngling und ein Mädchen die Ehe versprochen, oder auf die Ehe hin ein Geschenk gemacht hatten, derjenige Theil, der dieses Versprechen in der Folge nicht halten wollte, keineswegs zwar zur Heyrath gezwungen, aber doch zu einer Entschädigung an Geld durch den geistlichen Richter verurtheilt werden konnte. Es ist unbegreiflich, daß die Regierungen diesen Mißbrauch so manches Jahrhundert duldeten, und die Einmischung geistlicher Behörden in einen Gegenstand zugaben, der gewiß nie vor ihr Forum gehörte, zumal Versprechen dieser Art noch ohne alle kirchliche Ein-

wirkung erfolgt waren. Man kann sich denken, was für eine Masse von Klagen und Prozessen dieser Art entstehen mußten: wie oft der jugendliche Leichtsinn von der Böswilligkeit mißbraucht ward: wie manche Schlinge der Leichtgläubigkeit und der Arglosigkeit gelegt wurde: wie oft die Ruhe und der Friede rechtschaffener Familien dadurch getrübt sich fanden. Inzwischen waren aber diese Prozesse eine der Hauptquellen der Einkünfte eines jeweiligen Kommissars. — Das erste, was Müller, im Einverständniß mit der Regierung, unter Dalbergs Bisthums-Verwaltung auswirkte, war die im Jahr 1804 erfolgte Aufhebung dieses Mißbrauchs. Kein Eheversprechen kann mehr eine Klage begründen, und nur dann ist dieß der Fall, wenn die Brautleute vor ihrem Pfarrer die Sponsalien verrichtet, d. h. die vorläufige Einsegnung erhalten haben: auch wurden über die Ehen der Minderjährigen und solcher, die die Einwilligung ihrer Aeltern nicht erhalten haben, zweckmäßige Bestimmungen getroffen. Dadurch

half man unzähligen Zerwürfnissen ab, aber für das Kommissariat versiegte die ergiebigste Quelle seiner Einkünfte, die sich dadurch nahmhaft verminderten. Müller zeigte sich also auch bey diesem Anlaß als einen Mann, der seinen eigenen Vortheil dem allgemeinen Nutzen hintanzusetzen wußte, und nicht wie manch anderer kleinlichter Mensch niedrig an seinem Interesse klebte.

Eine bessere Bildung der Geistlichen gehörte zu den Wünschen, die jeder Gutgesinnte hegte. Müller bewirkte also auch, daß ein ordentliches Examinations-Kollegium aufgestellt wurde, vor dem sich alle jene, so auf Pfründen aspirirten, und auch selbst jene Bepfründeten, die auf ein anderes Benefizium zu kommen trachteten, bis sie 15 Jahre der Seelsorge obgelegen wären, prüfen lassen mußten. Wenn diese heilsame Institution vielleicht heut zu Tage nicht mehr ganz ihrer Bestimmung entspricht, so mag es eben daher kommen, daß nicht mehr Müllers Geist über selbe waltet.

Wenn durch irgend etwas die Mediations-Regierung des Kantons Luzern sich ein bleibendes Denkmal ihres landesväterlichen Sinnes stiftete, so ist es durch jenes berühmte Konkordat, welches sie im Jahr 1806 mit Dalberg abschloß. Müller mußte natürlich, vermöge seiner Stellung, die Seele der dießfallsigen Unterhandlung seyn. Wie immer handelte er bey dieser Gelegenheit als ein Mann, dem die Wohlfahrt seines Vaterlandes und die wahren religiösen Bedürfnisse seiner Mitbürger am Herzen lagen, und der weder Mühe noch Anstrengung scheute, um das Eine, wie das Andere zu befördern. Es würde zu weitläufig seyn, die trefflichen Bestimmungen dieses Konkordats alle aufzuzählen, zumal dasselbe fast allgemein bekannt ist. Ich will nur der Hauptbestimmungen erwähnen, und diese sind: 1) Die Abrundung der Pfarreyen, d. h. eine gleichmäßigere Eintheilung der Pfarreyen, die früher so ungeschickt gestaltet waren, daß an vielen Orten ein Theil der Pfarrkinder, wegen zu großer Entfernung von der Pfarr-

Kirche weder diese besuchen, noch von ihr aus jene Tröstungen, welche die Religion gewähren soll, empfing, sondern in einer näher gelegenen Kirche dem Gottesdienst beywohnte, und von da aus für seine religiösen Bedürfnisse gesorgt werden mußte. Dieser Uebelstand findet sich nun gehoben, und wie viel die Religiosität dadurch gewinnen müsse, leuchtet gewiß jedem Unbefangenen ein. 2) Das Stift Münster wurde als Ruhestelle der alten Seelsorger bestimmt, die hier in ehrenvoller Ruhe und fern von allen Nahrungssorgen den Abend ihres Lebens zubringen können, und das Stift im Hof wurde als Versorgung den geistlichen Professoren angewiesen, die, so lange es ihre Kräfte erlauben, mit der Chorherrn-Würde die Professur verbinden, und später durch Beybehaltung der erstern ebenfalls einer ehrenvollen Ruhe genießen. 3) Alle geistlichen Benefizien mußten bey künftiger Besetzung eine nützliche, dem Geist des Christenthums angemessene Bestimmung erhalten, und ihnen entweder die Pflicht der Seelsorge oder des Jugendunterrichts

übertragen werden. 4) Da die geistlichen Bepfründeten so ganz unverhältnißmäßig sich besoldet fanden, und hier ein Pfarrer im Ueberfluß lebte, dort aber ganz nahe bey ihm ein anderer bey einem gleich großen Wirkungskreise in Dürftigkeit darbte, so wurde eine Klassifikation der Pfründen veranstaltet, damit diese schreyend ungerechte Verschiedenheit aufhöre. 5) Endlich wurde zur Erzweckung einer bessern Bildung der Klerisey ein bischöfliches Seminar errichtet, und dessen Unterhalt aus Beyträgen der Stifter und reich begabter Pfründen bestritten.

Mag immerhin, wie man versichern will, die Mitwirkung zur Abschließung dieses Konkordats Wessenberg übel gedeutet worden und mitunter eine der Ursachen gewesen seyn, aus welcher er nicht zur Konstanzischen Bischofswürde gelangte, — Gott, vor den früher Dalberg und jetzt Müller getreten sind, hat gewiß anders gerichtet.

Die ordentliche, zweckmäßige Einrichtung des Seminars lag vorzüglich Müllern am

Herzen. Man wollte hiezu das in einiger Entfernung von Luzern, mitten zwischen mehrern volkreichen Pfarreyen gelegene Kloster Werthenstein bestimmen, welcher Ort mancherley unverkennbare Vortheile darboth. Da aber die Regierung das dortige Barfüßerkloster nicht ohne päpstliche Zustimmung aufheben zu können glaubte, und nicht gleich andern Staaten via facti in die Sache einschritt, was ohne Zweifel das Einfachste gewesen wäre — so versagte Rom die Aufhebung sowohl dieses Klosters als desjenigen von Rathhausen und die Umbildung des Frauenklosters im Bruch in einen Spital, mittelst eines Breve, in welchem in einem wenig geziemenden Ton als böse Neuerung das betitelt wurde, was wirklich nur die offenbarste Folge der landesväterlichen Fürsorge der Regierung war. Da Werthenstein nicht zu besagter Bestimmung verwendet werden konnte, so mußte das Seminar in die Stadt Luzern, und zwar in das ehemalige Ursulinerkloster verlegt werden. Unser selige Freund, obwohl mit ungeheuern

Geschäften überladen, übernahm die Leitung dieser Anstalt, hielt selbst in selber Vorlesungen, und widmete ihr einige Stunden jedes Tages. Die Sache war um so schwieriger, da mit geringen Hülfsmitteln alles neu geschaffen und eingerichtet werden mußte, und bekanntlich der Anfang solcher Anstalten immer mit großen Hindernissen verbunden ist. Später wurde auf seine Verwendung hin der gelehrte Professor Dereser als Regens des Seminariums nach Luzern berufen, welche Stelle ihm aber im Jahr 1814 nach mancherley widrigen Schicksalen entzogen würde.

Ein Mann wie Müller mußte auch seine Neider und Feinde haben. Es wäre etwas ganz Ungewöhnliches, wenn ein Mann, der in einem so großen Wirkungskreise sich befindet, und in selbem so viel leistet, nicht auch angefeindet würde. Der biedere Charakter Müllers, sein über jeden Tadel erhabener Wandel, seine ausgezeichnete Berufstreue und Uneigennützigkeit machten es seinen Gegnern sehr schwierig, mit Erfolg einen Angriff auf

ihn zu wagen. Man mußte also bey mancherley Reibungen, die man sich gegen ihn erlaubte, auf hämische Verunglimpfungen und Verkleinerungen sich beschränken. Doch lassen wir diese kläglichen Zwiste ruhen! Sie vermochten weder Müllers wohlverdienten Ruhm zu schwächen, noch dessen thätige Wirksamkeit zu hemmen. Nur die traurige Erfahrung, daß bey diesen Reibungen nicht alle Freunde Müllers Probe hielten und dadurch zwischen ihm und manchem von ihnen das frühere schöne Verhältniß sich stören ließ, mußte den rechtschaffenen Mann, der für wahre Freundschaft so hohen Sinn hatte, gewiß tief schmerzen.

Inzwischen traten die Ereignisse vom Jahr 1814 ein. Es fehlte vielleicht hie und da nicht am Willen, Müllern, dessen Anhänglichkeit an die Mediations-Regierung und dessen vertrauliche Freundschaft mit manchem Mitglied derselben allgemein bekannt waren, zu necken und zu verfolgen: doch das Ansehen, welches er genoß, und die Achtung, die er durch seine

Eigenschaften einzuflößen wußte, hinderten jeden solchartigen Auftritt. Erhaben über das leidenschaftliche Treiben der damals vorfindlichen Partheyen, lebte er ausschließlich seinen Berufspflichten, denen er stets mit gleicher Thätigkeit vorstand.

Als die unselige Trennung von Konstanz im Jahr 1815 erfolgte, entzog der neue apostolische General-Vikar Göldlin Müllern das Kommissariat, welches er selbst zu verwalten übernahm. Dadurch verlor jener auch die Aufsicht über das geistliche Seminarium, das von nun an zu serben begann, und drey Jahre später ganz eingieng, so wie er bereits bey Bildung des neuen Erziehungsraths nicht wieder in selben gewählt ward, und daher auch seine früher mit großem Erfolg ausgeübte Aufsicht über das Landschulwesen nimmer fortsetzen konnte.

Die Regierung konnte indessen dem vielverdienten Mann ihre Achtung nicht versagen, und in den letzten Jahren gab sie ihm manchen unzweydeutigen Beweis davon. So wurde

ihm der volle Genuß der Einkünfte des von ihm seit 1806 nebst der Pfarrstelle bekleideten Kanonikats, die er früher nur zur Hälfte bezogen hatte, überlassen, und als im Jahr 1820, nach des General-Vikars Tod, es um die Ernennung eines neuen bischöflichen Kommissars zu thun war, so war er im dießfallsigen, von der Regierung dem Bischof eingereichten Dreyervorschlag der Erste unter den Vorgeschlagenen, der sonst in frühern Zeiten eo ipso auch zum Kommissar gewählt wurde. Dem Wunsche der Regierung und aller Bessern gemäß, wäre ihm (wie man ihm wenigstens glauben machte), auch diese wichtige Stelle zu Theil geworden, wenn er, mancherley an ihn ergangene Einflüsterungen beachtend, sich dazu erniedriget hätte, eine Art Erklärung auszustellen, die einem Widerruf seiner bisherigen Ansichten geglichen hätte, und wozu, wie wir wissen, andere Geistliche, die sich durch den Schimmer höherer Würden blenden ließen, sich willig verstanden. Müller handelte auch jetzt als Mann und, seine Würde als solcher

behauptend, stieß er solche Zumuthungen verächtlich von sich.

Die vielen und anhaltenden Arbeiten erschöpften endlich den Seligen. Eine Abspannung seiner Kräfte ließ sich allmählig wahrnehmen. Oft klagte er über Uebelbefinden und begann Heilmittel zu gebrauchen, ohne jedoch je einer ordentlichen, zweckmäßigen, zusammenhängenden Kur sich zu unterziehen. Eine Schwäche, die man für einen Anfall von Apoplexie hielt, befiel ihn bey der Prozession über die Musegg im März des vorigen Jahres, und dieser Anfall wiederholte sich einige Monate später, im July, als er eben im Begriffe stand, am Jahrestag der Sempacher-Schlacht die Kanzel zu betreten. Seine Freunde wurden immer besorgter um ihn und trieben ihn mit Nachdruck an, ärztliche Hülfe ordentlich zu gebrauchen. Er verhieß ihrem Rath zu folgen, und besuchte selbst im letzten Sommer das Bad zu Knutwyl: allein seine vielen Beschäftigungen, von denen er nicht ablassen wollte, zogen ihn immer wieder an sich

und verhinderten ihn, seiner Gesundheit gehö-
rig zu pflegen. Am 5. März bestieg er das
letztemal die Kanzel in seiner Pfarrkirche, von
der er dreyßig Jahre hindurch unter manich-
fachen Zeitläufen und Verhältnissen das Wort
Gottes mit Kraft und Salbung verkündet hatte:
er griff seine erschöpten Kräfte zum letztenmal
an, und zitternd schloß er seine Predigt, viel-
leicht nicht ohne die Ahnung, daß er nicht oft
mehr zu seiner Gemeinde sprechen würde.

Zwey Tage später befiel ihn nach vollbrach-
tem vormittägigem Gottesdienste eine Krank-
heit, die ihn auf's Lager warf, und die man
in Kurzem als ein bösartiges Nervenfieber
ansah. Nur zu bald äußerten sich bedenkliche
Anzeichen, und nach wenigen Tagen schwebte er
in augenscheinlicher Lebensgefahr. Hoffnungen
und Besorgnisse wechselten während vierund-
dreyßig vollen Tagen: bald glaubte man ihn
gerettet, bald schwand wieder jede Hoffnung.
Voll Resignation blickte der Edle seiner Auflö-
sung entgegen, und verschied am 10. April,

Nachmittags 3 Uhr, in seinem dreyundsechszigsten Alters-Jahr.

Tiefe Bestürzung über seinen, zwar nicht unerwarteten Verlust ergriff alle Guten Luzerns; selbst der Neid durfte nicht ihm manche schöne Eigenschaft absprechen und mußte zugeben, daß er viel gethan und viel geleistet hatte; noch kein Leichenbegängniß in Luzern war zahlreicher und die allgemeine Trauer nie größer, als da man am 13. April seine irdischen Ueberreste zur Erde bestattete.

Soweit ein einfacher Abriß des vorzüglichen Thuns und Wirkens des Seligen, den wir alle aufrichtig betrauern.

Erlaubet, E. T. F. u. B., der gethanen Erzählung noch einige wenige Betrachtungen über denselben anzureihen — Betrachtungen, die aus dem, was ich Euch sagte, fließen.

Müller war ein Mann von großer Kraft und edelm Herzen, ausgerüstet mit schönen, durch großen Fleiß sich erworbenen Kenntnissen. Der Menschen sind wenige in unserm Vaterlande, die während vierzig Jahren so

viel, als er, gearbeitet und gewirkt haben. In allen seinen Verhältnissen erscheint er uns gleich ehrwürdig.

Er hatte eine Schwester, die frühzeitig starb und unmündige Kinder verwaiset hinterließ. Der Oheim, obwohl ohne eigenes Vermögen, und selbst oft in drückenden ökonomischen Verhältnissen, erzog diese Kleinen, ließ sie in Handwerken unterrichten, und vertrat im vollen Sinn des Worts an ihnen Aelternstelle.

Früher als Lehrer und später als Stadtpfarrer, sowie in Beziehung auf seine übrigen bekleideten Stellen war er ein wahres Muster von Berufstreue. Als er in der letzten langen Krankheit großen Leiden sich preis gegeben fand, die oft das Bewußtseyn ihm raubten, waren seine Gedanken doch immer auf seine Berufsgeschäfte gerichtet. Sorgfältig erkundigte er sich, ob seine Vikarien auch alle ihnen obliegenden Pflichten genau erfüllen, und da eben wenige Tage vor seinem Tod die Zeit einfiel, wo die Kinder das erstemal das Heil. Abendmahl empfangen, so empfahl er mit

Nachdruck demjenigen, dem er die Predigt für jenen Tag übertragen hatte, bey diesem Anlaß die Jugend zur Frömmigkeit und Tugend anzumahnen und die wohlthätige Stimmung, in welcher bey dieser Feyer Aeltern und Kinder sich zu befinden pflegen, nicht unbenutzt zu lassen, um beyden warm und innig an das Herz zu sprechen. *

Er war ein frommer, ächt religiöser und dabey aufgeklärter Geistlicher, sowie die Geistlichen der christlichen Confessionen alle seyn sollten. Entschiedener Feind jedes Pharisäismus, er mochte eine Gestalt annehmen wie er

* Es war der junge würdige P. Anton Walter, Prediger bey den Barfüssern in Luzern, dem Müller diese Predigt übergeben hatte. Dieser treffliche Schüler Girard's ist der gleiche, welcher die so schöne Trauerrede auf Müller hielt, wegen welcher er aber von Luzernerischen Obscuranten bey der Nuntiatur angeklagt ward, weil er die Predigt, welche Müller im Jahr 1825 zu Sempach gehalten hatte, rühmte, und nicht wie sie, in der Behauptung, daß auch Nichtkatholiken in Himmel kommen könnten, eine Ketzerey sah.

wollte, wußte er, daß der Christ Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen solle, und daß nicht müßige Scheinheiligkeit, sondern thätige Nächstenliebe dem Christen zieme. *

---

* Müller war dabey ein Muster ächt christlicher Toleranz. Da in Luzern noch kein reformirter Kultus bestehet, und sich somit kein evangelischer Pfarrer daselbst befindet, so war er um so mehr im Fall, mit den in Luzern zahlreich angesiedelten Protestanten in Berührung zu stehen. Stets fanden sie an ihm einen treuen Rathgeber: er besuchte ihre Kranken, er mittelte, wenn Zwiste in ihre Familien sich einzuschleichen wußten, er begrub nicht etwa bey nächtlicher Weile, wie man an andern katholischen Orten oft pflegt, ihre Todten, sondern diese wurden als Mitchristen, gleich Katholiken, auf dem Kirchhofe beygesetzt, nachdem ein ordentliches Leichenbegängniß stattgefunden und er gewöhnlich eine Standrede gehalten hatte. Deßwegen geleiteten auch tief gerührt alle in Luzern sich befindenden Protestanten, vermengt mit den Katholiken, die Leiche des geliebten Seelsorgers zu Grabe, und vermischten ihre Thränen mit denjenigen der katholischen Pfarrkinder des Verewigten.

Als Freund war er aufrichtig und bieder: manchmal mochte seine Offenheit beleidigen und sein scheinbarer Kaltsinn zurückschrecken: aber so oft er mit Rath und That helfen konnte, durfte man auf ihn zählen.

Er hatte Gemeinsinn und förderte gerne denselben aus allen Kräften. Schon im Jahr 1791 schloß er sich unserm Vereine an und besuchte unsere Versammlungen so oft, als es ihm nur immer seine Geschäfte gestatteten. Als vertrauter Freund des verewigten Hirzels, gehörte er von dem Entstehen der gemeinnützigen Gesellschaft an unter ihre Mitglieder und bekleidete noch im vorigen Jahr, als dieser Verein in Luzern sich versammelte, mit Eifer die Stelle eines Vice-Präsidenten derselben. In Luzern war er, vereint mit seinem Freund Keller, der Schöpfer und Beförderer mancher gemeinnützigen Anstalt, die jetzt noch segensreich besteht. Besonders in dem unvergeßlichen Jahre der Theurung suchte er aufs thätigste das herrschende Elend zu erleichtern, und was seinen schönen, edlen Sinn auf's

Neue beurkundete, war die auf sein Betreiben errichtete Armenschule in Luzern, der er seine vorzügliche Fürsorge widmete, und die ihr Gedeihen besonders ihm verdankt. In den Tagen, welche er zunächst vor seinem Tode verlebte, war die von einem Verein edelmüthiger Männer bezweckte Versorgung und Erziehung der Kinder der in den Kerkern von Luzern liegenden, meist heimathlosen Gaunern ihm wahre Herzensangelegenheit, so wie er auch an der Spitze des Luzernerischen Hülfsvereins für die Griechen stand.

Der Mann hatte in seinem einflußreichen Leben manche Wohlthat erwiesen: es war sein Loos, nicht immer Dank, sondern oft schwarzen Undank hiefür einzuerndten: auch er hatte die Erfahrung gemacht, daß, so oft die Sonne seines Glückes schien, der vorgeblichen Freunde unzählige sich um ihn sammelten, und daß, so oft diese Sonne sich wieder umwölkte, ihre Anzahl sich merklich verminderte. Ungeachtet mancher bittern Erfahrung dieser Art, verlor er nie den Glauben an die Menschheit und

liebte mit innigem Gefühl die Menschen, die er alle so gern beglückt hätte.

Man hat ihm oft vorgeworfen, daß angenehme Formen ihm abgiengen, daß etwas Schroffes in seinem Wesen liege, daß er barsch und zurückstoßend bey dem ersten Anblick seye: diese Vorwürfe mögen nicht alle ungegründet seyn, aber vieles war Folge seines freyen, selbstständigen, geraden Charakters, welcher sich in keine Formen einzwängen ließ und auch oft mag man des redlichen Mannes Offenheit für Grobheit, Starrsinn und Rechthaberey angesehen haben.

Uneigennützigkeit war eine der hervorragendsten Tugenden desselben. Gütig und nachsichtsvoll im Bezug der ihm zustehenden Einkünfte und Gefälle gab er Armen und Nothleidenden oft über seine Kräfte. Deßwegen gerieth er nicht selten selbst in Geldverlegenheiten, und deßwegen starb er auch im wahren Sinn des Wortes arm.

Müller war ein guter, ja vielleicht einer der beßten Kanzelredner, die unser gemeinsames

Vaterland aufzuweisen hat. Sein Vortrag war logisch und wohlgeordnet; seine Bilder gut gewählt, seine Schilderungen oft sehr anziehend, und im hohen Grade besaß er Leichtigkeit und Geläufigkeit des Ausdrucks: nur hätte der Vortrag etwas sanfter seyn können, damit das, was er sagte, noch mehr auf's Herz der Zuhörer gewirkt hätte. Seine vier in Sempach gehaltenen Reden am Jahrstag der Schlacht, die in ganz verschiedenen Zeiten und unter ganz verschiedenen Verhältnissen vorgetragen wurden, werden stets als ein Denkmal seines Rednertalents und seiner glühenden, sich immer gleich bleibenden Vaterlandsliebe gelten. * — Noch viele von ihm, bey verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Predigten finden sich gedruckt, und vorzüglich jene, die er bey allgemeinen schweizerischen Bethtagen hielt, werden immerhin von jedem guten Schweizer mit Vergnügen gelesen werden.

---

* Er hielt diese Reden in den Jahren 1797, 1801, 1819, 1825.

In der Dichtkunst wagte er in seiner Jugend einige Versuche: sie zeugen von einer regen Phantasie, die ihrem Verfasser nicht abzusprechen ist; aber die ernsten Beschäftigungen des Mannes ließen bald seine Dichterader vertrocknen und die später vorgenommenen Versuche dürften vielleicht meistens wohl zu prosaisch seyn.

Er ehrte zu allen Zeiten das Verdienst: er pflanzte daher manche Blume auf das Grab würdiger Zeitgenossen. Seine Rede zum Andenken des frühzeitig dahin gestorbenen Pfarrers Schnyder zu Schüpfheim, des Geschichtschreibers des Entlibuchs (1784) und seine Nekrologe von Schultheiß Krus (1805), Regis Krauer (1806), Seckelmeister Balthasar (1810) und Schultheiß Keller (1816) sind lauter Arbeiten, die beweisen, daß er das Andenken verehrter Mitbürger zu schätzen und zu feyern wußte.

Unvergeßlich wird uns allen immer die herrliche Rede seyn, die er im Jahr 1821 in Schinznach mitten unter uns als unser Vor-

stand hielt. Das gewählte Thema — die Vortheile der religiösen Toleranz — war in den Zeiten, wie die unsrigen sind, wo man so gerne jeden verketzert, für einen katholischen Geistlichen um so heikler und schwieriger. Man unterließ es auch von Seite der heutigen christlichen Pharisäer nicht, in dieser Rede, so wie in der von ihm vor einem Jahre in Sempach gehaltenen, eine Tendenz zum Indifferentismus zu wittern und darüber zu schreyen. Allein wir alle erinnern uns mit Vergnügen der unbestreitbaren Wahrheiten, die diese Rede enthielt und des schönen, humanen Sinnes, der aus ihr so sehr hervorleuchtete. So sollten die Geistlichen aller christlichen Confessionen denken und sprechen, und dann würden sie würdig ihrem Berufe leben, und das befolgen, was das Christenthum will und fordert.

Doch, E. T. F. u. B., es ist Zeit, daß ich einlenke; ich wollte Euch nur eine Skizze liefern, und ich lieferte Euch dafür eine gedehnte Rede. Verzeihet — die Fülle und

Reichhaltigkeit des Stoffs führten mich über die Grenzen hinaus, die ich vielleicht nicht hätte überschreiten sollen.

Ich schließe, E. T. F. u. B., diesen Nekrolog mit den Worten, mit welchen unser selige Freund seine Rede zum Andenken des verstorbenen Schultheiß Krus im Jahre 1805 endigte: „Und das ist der Menschen Loos! „Eine Zeit lang wirken sie neben und für „einander: dann treten sie plötzlich ab, und „erscheinen nicht wieder. Wie ein glänzendes „blitzschnelles Luftzeichen keine Spur zurück „läßt am Himmelsraum, so zeigt die Welt „nichts mehr von ihrer Sichtbarkeit. Traurig „wäre die Empfindung am Grabe eines ver„dienten Mannes, wenn das Herz der Ueber„lebenden keinen Dank und das Land jenseits „keinen Trost hätten.“

Sanft ruhe seine Asche!

Versuch einer Skizze

über das Wesen

der

Idee der Elementarbildung

und

über meine Lebensbestrebungen,

diese hohe Idee in ein heiteres Licht zu setzen und die Möglichkeit ihrer Anwendung in die Augen fallen zu machen,

von

H. Pestalozzi.

Nicht daß ich's schon ergriffen habe; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge.

Paulus an die Philipper K. III, 12.

Vorrede.

Ich habe in der Stunde meiner unerwarteten Wahl zu Euerem diesjährigen Präsidenten mit bewegter Seele die Worte ausgesprochen: ich wolle an diesem Tage über Vaterland und Erziehung zu Euch reden, wie es mir ums Herz ist — aber meine Rede über den ersten Gesichtspunkt war zu weitläufig, als daß ich ihr meine Ansichten über den zweyten noch hätte beyfügen können. Die Sache der naturgemäßen elementarischen Erziehung und des diesfälligen Unterrichts lag mir indeß so sehr am Herzen, daß ich in der Eile noch versuchte, eine flüchtige Skizze über diesen Gegenstand zu entwerfen. Doch die Zeit

mangelte auch, diese Skizze an diesem Tage vorlesen zu können; ich zog sie also, ohne weitere Absicht für ihre Publication, zurück. Da ich aber später von mehreren achtungswürdigen Gliedern der Gesellschaft ersucht wurde, sie ungeachtet des Mangels ihrer genugsamen Ausarbeitung dennoch den Akten derselben beyzufügen; so habe ich keine Gründe gefunden, diesem Ansuchen nicht zu entsprechen, in der sichern Hoffnung, die verehrten Glieder der Gesellschaft werden von derselben nicht mehr erwarten, als unter diesen Umständen davon zu erwarten ist.

Die elementarische Bildung unsers Geschlechts geht im ganzen Umfange der Mittel, die sie anspricht, von drey verschiedenen Grundlagen oder vielmehr Grundkräften unserer Natur aus; erstens von der Bildung unsers Herzens, zweytens von der Bildung unsers Geistes, drittens von der Bildung unserer Sinne, Organe und Glieder.

Die erste hat die wesentlichen Fundamente ihrer naturgemäßen Mittel in der Belebung unserer gemüthlichen Anlagen, der Liebe und des Glaubens, zu suchen, deren göttliche Keime im unmündigen Kinde im heiligen Wesen seiner Unschuld vorliegen und in seinen Umgebungen im Vater- und Mutterherzen instinktartige Reize zu ihrer äußern Entwicklung finden. Aus ihr geht der ganze Umfang des innern Wesens der Erziehung unsers Geschlechts zur Menschlichkeit hervor.

Die zweyte Grundlage der elementarischen Bildung geht aus der naturgemäßen Bildung unserer geistigen Kräfte hervor, und ist wesentlich die Sache des Unterrichts.

Die dritte Grundlage der Bildung unserer Kräfte geht von der naturgemäßen Entfaltung unserer Sinne, Organe und Glieder aus, und spricht vielseitig mechanische Einübung physischer Fertigkeiten an.

Ich rede gegenwärtig nicht von der ersten Art der elementarischen Grundlagen der menschlichen Kräfte, in sofern sie als Grundlage der menschlichen Bildung das innere Heiligthum der menschlichen Erziehung, die naturgemäße Entfaltung des Glaubens und der Liebe, ansprechen. Ich beziehe mich in dieser Rücksicht auf meine frühern Ansichten über das Erziehungswesen und besonders auf den 13ten Band meiner sämmtlichen Schriften, und fasse gegenwärtig die Idee der Elementarbildung nur in dem Gesichtspunkt der naturgemäßen Entfaltung der geistigen Kräfte, so wie der mechanischen Einübung der Fertigkeiten, die die

naturgemäße Ausbildung der menschlichen Kunstkräfte erfordert und anspricht, ins Auge.

Der ganze diesfällige Unterricht geht von der Ausbildung der Anschauungskraft, d. i. der fünf Sinne, durch welche alle unsere Erkenntnisse uns zum Bewußtseyn gebracht werden müssen, aus. Die Bildung der Anschauungskraft ist also der Anfangspunkt alles menschlichen Unterrichts. An diesen schließt sich immediat die Ausbildung der menschlichen Sprachkraft. Aus der vereinigten Belebung der Anschauungs- und der Sprachkraft geht die Belebung der menschlichen Denkraft hervor. In dieser letzten liegt das innere Wesen der naturgemäßen Belebung der menschlichen Kunstkraft. Die mechanische Einübung der Kunstfertigkeiten ist nur als das äußere Wesen der Kunst selbst anzusehen. Die Natur unterrichtet in allen diesen vier Fächern von selbst. Das Leben bildet die Naturkräfte des Kindes in denselben sämmtlich durch sich selbst. Die Kunst ist eigentlich nur als Nachhülfe des Naturunterrichts anzusehen, und muß in jedem

Fall mit diesem in Uebereinstimmung gebracht werden. Der Selbsttrieb, der in der Natur jeder einzelnen menschlichen Kraft liegt, entfaltet; die Kunst ordnet. Der Selbsttrieb bildet alle Kräfte, aber er hat äußerliche, begünstigende und leitende Umstände und Verhältnisse nothwendig, und ist dieser Umstände und Verhältnisse, die zu seiner naturgemäß bildenden Entfaltung nothwendig sind, nicht Meister; er lebt oft und viel unter Umständen und Verhältnissen, die, anstatt zur naturgemäßen Entfaltung und Belebung des Menschlichen und Göttlichen im Menschen, weit mehr zur Anreizung und Belebung des Sinnlichen und Thierischen der Menschennatur leiten. Er selbst, dieser Naturtrieb jeder menschlichen Kraft, in sofern er noch bloßer, ungebildeter Trieb ist, ist beydes, für die thierischen Reize, die seine Sinnlichkeit beleben, sowohl, als für die geistigen und gemüthlichen Ansichten und Gefühle, die seine wahre innere Menschlichkeit und sein inneres, göttliches Wesen, d. i. seine wahrhaft menschliche Natur ansprechen, empfänglich. So wie

dieser Trieb im Kind überwägend sinnlich und thierisch belebt wird, so ist seine Belebung naturwidrig; so wie sie hingegen überwägend geistig und gemüthlich belebt wird, so ist sie naturgemäß und führt zur naturgemäßen Entfaltung dessen, was in der Natur des Menschen zur Ausbildung seiner Menschlichkeit entfaltet und gebildet werden soll.

Nur wo der Kunstgang mit dem wesentlich menschlich und göttlich belebten Naturgang übereinstimmt, ist er wahrhaft naturgemäß, wo er mit ihm im Widerspruche steht, ist er unnatürlich und führt zum Verkünstelungsverderben. Das ist in allen vier benannten Fächern gleich wahr. Sie alle müssen das innere Wesen der Kunstmittel ihres Unterrichts in dem Ewigen und Göttlichen der Kraft selbst suchen, die sie durch ihren Unterricht naturgemäß zu entfalten helfen sollen.

Der Anfangspunkt der Kunsthülfe der Anschauungslehre liegt äußerlich in den fünf Sinnen, innerlich in der Auffassungskraft des menschlichen Geistes und des menschlichen Gemüthes.

Der Anfangspunkt der Entfaltung der Sprachkraft liegt in den Sprachorganen des Ohrs und des Mundes. Die Tonlehre ist der Anfangspunkt der Sprachlehre.

Eben so geht der Anfangspunkt der Denklehre aus dem Wesen der menschlichen Denkkraft, und hinwieder der Anfangspunkt der menschlichen Kunstlehre aus der menschlichen Kunstkraft selber hervor.

Der Mensch kann über nichts naturgemäß weder fühlen, reden, denken noch handeln, das er sich nicht vorher durch die Anschauung naturgemäß zum Bewußtseyn gebracht hat.

Die Elementarlehre ist also in ihrem Wesen nichts anders, als das Resultat der menschlichen Bestrebungen, den Gang der Kunst in der Entfaltung und Ausbildung der Anschauungs-, Sprach-, Denk- und Kunstkraft mit dem Gang der Natur in der Entfaltung eben dieser Kräfte in Uebereinstimmung zu bringen. Es gibt deßnahen eine elementarische Anschauungslehre, eine elementarische Sprachlehre, eine elementarische Denklehre und eine

elementarische Kunstlehre. Die Unterrichts-
mittel aller dieser vier Fächer müssen sämmt-
lich zu einer Einfachheit erhoben werden, daß
sie von der Wiege an in den Wohnstuben
aller Stände angewandt und gebraucht wer-
den können. Ich habe von meiner Jugend
an die Vereinfachung dieser Anfangspunkte
alles menschlichen Unterrichts mit enthusiasti-
scher Lebhaftigkeit zu erforschen und in orga-
nisirten Unterrichtsmitteln darzulegen gesucht;
aber ich dachte mir das Wesen dieser großen
Aufgabe sehr lange nichts weniger, als in sei-
nem ganzen Umfang und Zusammenhange,
und kam deßnahen auch in meinen Bestre-
bungen sehr lange nicht zu den Resultaten,
die diesfalls wesentlich erzielt werden müssen
und die ich in meinen beschränkten Ansichten
über diesen Gegenstand zu erzielen suchte.
Drückend war in dieser Rücksicht die Schwie-
rigkeit, bey Kindern die Resultate dieser hohen
Idee zu erzeugen, die die Jahre ihrer Un-
mündigkeit schon lange hinter sich hatten und
in diesen gar nicht mit den Grundsätzen der

Elementarbildung in Uebereinstimmung geführt und gebildet wurden. Dabey fiel mir aber durch die lange Zeit meiner diesfälligen Bestrebungen immer mehr eben so heiter auf, daß für die solide, elementarische Bildung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren so viel als noch nichts geleistet ist. Der Eindruck, den diese Ansicht des Gegenstandes seit einigen Jahren auf mich machte, überzeugt mich, daß die wahre und solide Begründung der Idee der Elementarbildung einzig und allein durch die Ausfüllung dieser wesentlichen Lücken des Erziehungswesens erzielt werden könne, und daß alle Bestrebungen für die Erzielung dieser hohen Idee, ohne genugthuende Sorgfalt für diese Ausfüllung, in ihren Fundamenten mangelhaft seyn und bleiben müssen. Ich beschränkte desnahen seit mehrern Jahren meine diesfällige Aufmerksamkeit und Thätigkeit gänzlich auf die Auflösung der Frage: Was kann durch die elementarische Vereinfachung der Unterrichtsmittel der benannten vier Fächer bey Kindern aller Stände von der Wiege an bis

ins 6te oder 7te Jahr zur naturgemäßen Begründung des Unterrichts, den sie diesfalls benöthigt sind, geleistet werden? Ich bin auch im Begriffe, dem Publikum hierüber Rechenschaft zu ertheilen, und die diesfälligen Mittel, so weit sie gegenwärtig ausgearbeitet in meiner Hand liegen, zur öffentlichen Prüfung darzulegen, und in der Stellung, in der ich mich heute, verehrte Herren! in Ihrer Mitte befinde, ist es mir sehr angenehm; Ihnen eine kurze Skizze dieser vorhabenden Rechenschaft vorzulegen.

Ich gehe zur Sache.

1. Anschauungslehre.

Die Natur thut von der Stunde der Geburt an alles, das Kind für die Anschauungskraft zu beleben. Die Wohnstube ist für diesen Zweck geeignet. Väter und Mütter sind dafür instinktartig belebt. Aber sie alle sind von der Kunst diesfalls verlassen. Eine psychologisch begründete und geordnete Lehre der Anschauungskraft für dieses Alter mangelt in

unsern Tagen ganz. Die Zeitmütter und die Zeitumgebungen der Wohnstuben unserer Tage benutzen den Selbsttrieb der Anschauungskraft der Kinder so viel als allgemein, bloß um sie zu zerstreuen, d. h. sie aus sich selbst und aus dem, was in ihren Umgebungen wesentlich bildend auf sie wirken könnte und sollte, herauszuführen und sie zur Zerstreuung und Zersplitterung der Segenskräfte, die die naturgemäße, bildende Belebung ihres Anschauungsvermögens für sie haben könnte, eigentlich gewaltsam zu reizen. Das Wesen aller wahren, elementarischen Bildungsmittel der Anschauungskraft ist geeignet, dieser frühen Irrlenkung des Anschauungstriebs mit psychologischer Kraft entgegenzustehn, und sucht den Anschauungstrieb aller fünf Sinne, so wie den Entfaltungstrieb der Kräfte unserer Organe und unserer Glieder naturgemäß, d. i. in bestimmter Entgegenwirkung gegen die Zerstreuungs- und Zersplitterungsreize unserer Kräfte zu entfalten und dadurch naturgemäß zu bilden und zu stärken, anstatt sie durch

Zerstreuung und Zersplitterung zu schwächen. Der Geist der Zeit hat durch das Verderben seines Verkünstelungseinflusses den bildenden Sinn des Hauslebens auf die naturgemäße Entfaltung des Anschauungsvermögens so viel als ausgelöscht. Die Elementarbildung aber ist geeignet, diesen verlornen Sinn für die Bildung der Anschauungskraft im häuslichen Leben wieder herzustellen und durch den ganzen Umfang der Mittel ihrer Kunst die Mittel und Kräfte der Wohnstube für die erste Entfaltung der menschlichen Anlagen im unmündigen Alter naturgemäß dafür zu beleben und zu stärken. Und es ist einer der ersten Gesichtspunkte unserer diesfälligen Versuche, diesen reinen und hohen Sinn des häuslichen Lebens wesentlich dahin zu benutzen, um den ganzen Umfang der Gegenstände, die dem Kinde von der Stunde seiner Geburt an vor seinen Sinnen erscheinen, mit allen Reizen, die in ihnen liegen, zu beleben und ihm vielseitig und geordnet in die Augen fallen zu machen, und zwar noch ehe es reden kann. Sie macht das Kind die

Gegenstände seiner Erkenntnisse progressive im erweiterten Umfange ihrer Beschaffenheiten und vielseitiger erkennen, und führt es schon in diesem Alter im ganzen Umfang seiner Erkenntnisse zu Vergleichungen, durch deren geistiges ins Auge fassen der Uebergang der Anschauungskraft zur Denk- und Urtheilskraft begründet wird.

2. Sprachlehre.

Auch die naturgemäße Entfaltung der Sprachkraft findet in der elementarischen Entfaltung der Anschauungskraft ihre naturgemäße Begründung.

Ihr Anfangsunterricht ist ganz mechanisch. Er geht aus der Bildung der Sprachorgane durch die Tonlehre hervor. Das innere Wesen der Sprache aber ist ein Resultat der geistigen Entfaltung der Menschennatur, die für die Darlegung der Eindrücke ihrer Anschauungserkenntnisse äußere Ausdrücke zu suchen in sich selbst genöthigt ist, und sie in der, der Menschennatur eigenen Sprachkraft findet.

Auch diese Kraft ist in ihrem innern Wesen ewigen, unveränderlichen Gesetzen unterworfen, obgleich ihre Resultate im äußern Ausdruck ihrer Tonarten unendlich verschieden erscheinen. Die ersten, die in ihrem Wesen ewigen und unveränderlichen Haupttheile der Sprache sind wesentliche Resultate der innern Bestrebungen der Menschennatur, sich durch die Sprache ausdrücken zu können. Die Kunst findet die Wegweisung zur Naturgemäßheit des ganzen Umfangs ihres Sprachunterrichts in der tiefern Erforschung des ewigen, unveränderlichen Wesens dieser Haupttheile aller Sprachen. Die wesentlichen derselben, die Substantiva, Adjectiva und Verba, sind einer untergeordneten Veränderung ihrer Gestaltung unterworfen, die sich in den Declinations- und Conjugationsformen ausspricht und darlegt. Aber auch diese Formen sind in ihrem Wesen Resultate ewiger, unveränderlicher Gesetze, in denen diese Haupttheile der Sprache in jedem einzelnen Fall gebraucht werden. Nur das

Aeußerliche ihrer Tonformen ist auch hier in den verschiedenen Mundarten veränderlich. Die Elementarbildung muß dem Kind das Innere, Ewige, Unveränderliche dieser Declinations- und Conjugationsformen geistig klar und heiter machen, das Aeußerliche, Veränderliche, dieser Formen aber ihm mechanisch einüben und diese Einübung mnemonisch erleichtern. Das bildende Leben sucht dieses beydes in der psychologischen Einübung der Substantiva, Adjectiva und Verba selbst sowohl als in derjenigen der Declinations- und Conjugationsformen, in welchen diese Haupttheile aller Sprachen sich in ihrem Gebrauche bewegen und aussprechen; und es erzielt dieses mitten im kunstlosen Wirrwarr seines Einflusses auf die Sprachbildung, aber freylich in einem langsamen, verwirrten und unbeholfenen Gange von selbst. Es ist indeß Erfahrungssache, die Sprachlehre begründet sich im Kinde in seinem innern Bewußtseyn vielseitig lange, ehe es der Ausdrücke derselben in ihrem Umfang und Zusammenhange äußerlich mächtig ist.

Die Elementarbildung muß diese ganze Kraft des bildenden Lebens in beyden Rücksichten mit psychologischem Takt und großer Aufmerksamkeit benutzen. Es ist dadurch auch offenbar, die Kunst der Sprachlehre geht in ihren Anfangspunkten nicht vom Lesenlehren, sondern vom Redenlehren aus. Die Elementarbildung ist geeignet, praktisch in ein klares Licht zu setzen, wie die Reihenfolgen der Uebungen des Redenlehrens von den Anfängen der Tonlehre an bis zu den verwickeltesten Uebungen der Phraseologie in psychologisch und mnemonisch gereiheten Stufenfolgen für diesen Zweck organisirt werden können und sollen. Wodurch es auffällt, daß die naturgemäßen Uebungen des Redenlehrens Fundamentalübungen des naturgemäßen Lesenlehrens sind und das Redenkönnen in einem hohen Grad, ehe von irgend einem Bücherlesen die Rede seyn kann, solid begründen müssen. Eben so heiter fällt dadurch auf, die Kinder müssen in ihren ersten Sprachübungen über das reden lernen, was sie kennen, d. h. was sie sich sinnlich, geistig

und gemüthlich durch Erfahrung eigen gemacht haben, und nicht über irgend etwas, das ihnen Anschauungs=, Geistes= und Gemüthshalber fremd ist.

Die erste Uebung der Sprachlehre ist die Tonlehre. Sie muß durch ihre Organisation alle möglichen Sylben der Muttersprache enthalten; von da geht sie zur Einübung des Wortschatzes, der copia verborum; von da söndert sie den, als bloße Sprachtöne durchlaufenen Wortschatz in die Haupttheile aller Sprachen, in Substantiva, Pronomina, Adjectiva, Präpositionen, Conjunctionen, Adverbia und Verba, und faßt jeden dieser Sprachtheile in seiner Bedeutung und in seinem Einfluß auf die übrigen Sprachtheile besonders ins Auge, verbindet sie aber sehr bald mit einander in Phrasen, zuerst durch Zusammenstellung eines Substantivum mit einem, ihm zukommenden Adjectivum, dann mit Hinzusetzung eines Zeitworts im Infinitivus, wodurch jedes also mit einem Beschaffenheits= und Zeitwort verbundene Hauptwort in der mög=

lichst einfachen Form einen bestimmten Satz, eine bestimmte Phrasis, ausdruckt. Und hiemit ist der erste Schritt elementarisch geordneter, phraseologischer Uebungen der Sprachlehre geschehen. Aber ehe die Uebungen diesen Anfangspunkt der Phraseologie durch die tempora der Conjugationen durchzugehen angefangen und fortgesetzt werden können, werden dem Kind die Uebungen der Declinationen und Conjugationen an sich selbst, gesöndert von phraseologischen Uebungen, einzeln in großen Partheyen eingeübt und geläufig gemacht. Es ist in diesem Moment unumgänglich nothwendig, die angefangenen, phraseologischen Uebungen stille zu stellen, um die Declinations- und Conjugationsformen, deren vollendete Fertigkeit zur progressiven Begründung der weitern phraseologischen Uebungen wesentlich vorhergehen soll, dem Kind in ihrem ganzen Umfange *einzeln* einzuüben. Hier aber muß nicht aus den Augen gelassen werden, daß das Kind von der Wiege an durch alles, was es in seinen Umgebungen reden

hört, schon lange vor der Epoche, auf welcher es jetzt steht, eine äußerst große Menge von Hauptwörtern, Beschaffenheitswörtern und Zeitwörtern in ihren bestimmten Declinations- und Conjugationsformen aussprechen gehört und dieselben seinem Ohr bekannt und seinem Mund geläufig gemacht hat. Dieser Umstand muß als eine, von der Natur durch das Leben eingelenkte Vorbereitungsübung zu dem, was die Kunst jetzt zu benutzen und vollständig zu machen bestimmt ist, angesehen und gebraucht werden. Auf dieses Vorgefühl der Declinations- und Conjugationsformen, die, wiewohl verwirrt und unbewußt, schon im Kinde selbst liegen, sucht die Elementarbildung die möglich einfachsten Mittel ihm das Bewußtseyn dieser Formen in vollendeter, grammatikalischer Anordnung zu erleichtern. Das ist in den Declinationsformen leicht und wenig Zeit ansprechend; in den Conjugationsformen, die ihrer Natur nach eine ausgedehntere Basis der Veränderungen, welche sie ansprechen, haben, hat die elementarische Kunst einen etwas lang-

samern und vielseitigern Gang. Ich berühre die Reihenfolgen der Mittel, die ich in meinen praktischen Uebungen zu diesem Endzweck gebraucht, in Kürze. Ich fange mit diesen Uebungen damit an, daß ich den Zöglingen, die auf diesem Punkte stehn, zuerst die Hülfswörter aller deutschen Conjugationen, das Zeitwort haben als das Hülfswort der activen Conjugationsform, und dann das Zeitwort seyn als das Hülfswort der passiven Conjugationsform, grammatikalisch richtig und vollendet einübe. Dadurch erlangen sie einen bestimmten Vorgeschmack der Bedeutung sowohl ihrer Personaldurchführung, die durch die Fürwörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, in allen Zeitformen der Conjugationen bestimmt werden, als auch der Verschiedenheit der Bedeutung der Zeitabtheilung in die Gegenwart, in die nähere und entferntere Vergangenheit und in die Zukunft, in welche die Zeitwörter in der activen und passiven Form abgetheilt werden. Dann verstärke ich diesen Eindruck durch die ähnliche Einübung der Zeitwörter: ich will, ich muß,

ich darf, ich soll, ich mag — welche alle mit dem einfachen Zusatz des Infinitivus verbunden werden können. Ferner thue ich das Nähmliche mit den Zeitwörtern: ich hoffe, ich glaube, ich wünsche, ich suche, ich fürchte — welche eben so mit Zeitwörtern im Infinitivus mit der Präposition zu verbunden werden können, und zwar in folgender Form: ich hoffe das zu erleben, ich glaube das zu erfahren ꝛc. Endlich führe ich auch eine beträchtliche Anzahl Zeitwörter, die ich in Verbindung mit den Präpositionsübungen dem Kind als durch den Infinitivus gebildete Phrasen eingeübt, eben so durch alle tempora hindurch. Hiemit ist die allgemeine Einübung der Conjugationsformen für den ganzen Umfang der Zeitwörter begründet, und es fehlt sehr wenig noch, um es auf den Punkt zu bringen, daß es jetzt selbstständig und ohne Beyhülfe des Lehrers im Stande ist, die ganze Masse der ihm vorher im Infinitivus eingeübten Phrasen durch alle tempora, sowohl in activer als passiver Form, im Indicativus

durchzuführen und sich vollkommen habituell zu machen; worauf dann Uebungen folgen müssen, die diese Phrasen mit den Conjunctivus ansprechenden Conjunctionen zu verbinden und ihm diese Form geläufig zu machen geeignet sind. Auf diese Uebungen folgen endlich die Einübungen der Formen, gedoppelte Phrasen durch den Gebrauch der Conjugationen: wenn, weil, da, aber rc. untereinander zu verbinden und sie dem Kind geläufig und habituell zu machen. Und damit wäre der Curs der Erlernung der Muttersprache, wie er von der Wiege an bis ins 6te oder 7te Jahr im häuslichen Leben dem Kind gegeben werden kann, vollendet, und auch die Kunst der Sprachlehre auf den Punkt gebracht, auf welchem seine Weiterführung, in Verbindung mit der Weiterführung alles dessen, was im häuslichen Leben, in Rücksicht auf die Anschauungslehre, Denklehre und Kunstlehre naturgemäß geschehen kann, zu Ende gebracht und das Kind zu dem, was ihm durch die Schulbildung zur Weiterführung seines Un=

terrichts ertheilt werden soll, im Allgemeinen naturgemäß vorbereitet.

Das einzelne ins Auge fassen aller ewigen und in ihrem Wesen unveränderlichen Grundtheile aller Sprachen ist, ehe man zu den Stufenfolgen ihrer phraseologischen Zusammensetzungen vorschreitet, für den soliden, psychologischen Gang der elementarischen Sprachlehre wesentlich nothwendig. Der Geist dieser Nothwendigkeit spricht sich im ganzen Umfang der elementarischen Entfaltungsmittel unserer Kräfte allgemein aus. So wie alles Vollendete mit jedem andern Vollendeten, das ihm verwandt, gleichsam von selbst zusammenfällt, so fallen alle Sprachtheile, die dem Kind einzeln geistig klar und mechanisch habituell gemacht worden, in den Vorschritten ihrer Uebungen gleichsam von selbst zusammen; und aus dieser Ansicht fällt dann klar ins Auge, daß man naturgemäß erst dann anfangen kann, die, dem Kind nur in der einfachen Form des Infinitivus eingeübten Phrasen in allen Abänderungen, die Zeit-, Ort- und persönliche

Verhältnisse erfordern, in großen Partheyen zusammengestellt und geordnet einzuüben.

So wie das geistige Wesen aller Haupttheile der Sprache, wie ich schon oben gesagt habe, nichts anders ist, als ein Resultat der innern Menschennatur, die in sich selbst genöthigt ist, für die Eindrücke ihrer Anschauungen und aller Abänderungen, denen die declinirbaren und conjugirbaren Haupttheile der Sprache Zeit-, Ort- und Verhältnisse halber ausgesetzt sind, Ausdrücke zu suchen, so ist die Erlernung jeder Muttersprache in ihrer innern Belebung nichts anders, als ein Resultat der nämlichen innern Grundtriebe, durch welche das Menschengeschlecht diese ewigen, unveränderlichen Haupttheile aller Sprachen erschaffen. Das Kind besitzt durch die Erlernung seiner Muttersprache in seiner Mundart das Resultat des großen Werks der Menschheit, der Erschaffung des innern Wesens aller Sprachen in dem Daseyn ihrer ewigen, unveränderlichen Haupttheile. Und wenn es diese wesentlichen Vortheile wirklich

genießen soll, so muß die Kunst in der Einübung denselben Schritt für Schritt eben den Gang gehen, welchen die Menschennatur und um ihrentwillen das Menschengeschlecht zu gehen genöthigt war, um die ewigen unveränderlichen Grundtheile aller Sprachen zu erfinden und sich selbst allgemein zu ertheilen.

3. Denklehre.

Das Wesen aller naturgemäßen Uebungen der Denkkraft geht, eben wie das Wesen aller elementarischen Uebungen der Sprachkraft, aus den Uebungen der Anschauungskraft hervor, und diese Uebungen schreiten hinwieder im Ebenmaß mit der Progression der durch die Anschauung wachsenden und gestärkten Vergleichungskraft der Menschennatur vorwärts, und bleiben auch einfach im Zusammenhange mit den Anschauungsübungen des häuslichen Lebens, bis die durch sie gestärkte Vergleichungskraft das Abstractionsvermögen der Menschennatur anspricht, und die Vergleichungsübungen, die dem häuslichen Leben

eigen sind, in Abstractionsübungen in der Zahl- und Formlehre hinübergehn, die den Bildungsübungen der Schuljahre zugehören. Auf diesem gereiften Punkt der Vergleichungskraft, die einfach aus Anschauungsübungen hervorgeht, nähern sich denn die Uebungen der elementarischen Denklehre den Uebungen der Zahl- und Formlehre, in so fern diese nicht mehr bloße, einfache Vergleichungen einzelner Anschauungsgegenstände sind, sondern aus Anschauungsformen hervorgehen, die das Abstractionsvermögen des Kindes wesentlich ansprechen. Die Benutzung der Sprachübungen, die der Comparativus der Adjectiven anspricht, ist zu den Uebungen der Vergleichungen, durch welche die Denkkraft bey den Kindern in diesem Alter die erste Anregung erhalten soll, wesentlich. Die psychologisch geordneten Reihenfolgen des Redenlernens können überhaupt allgemein als Vorbereitungsübungen der Entfaltung der Denkkraft des kindlichen Alters und als Vorbereitung ihres naturgemäßen Uebergangs zu den Bildungsmitteln der Denk-

kraft ins Auge gefaßt werden. In dieser Rücksicht können alle Hauptwörter, insonderheit das Adjectivum und das Zeitwort benutzt werden. Aber die eigentliche Ausbildung des Abstractionsvermögens, dessen Kraft in der häuslichen Führung des kindlichen Alters durchaus nicht stark angesprochen werden darf, geht wesentlich aus der zweyten, in die Schuljahre des Kindes hineinfallende Epoche der elementarischen Zahl- und Formlehre hervor.

4. Kunstkraft.

Die innern elementarischen Fundamente der Kunstkraft gehen eben sowohl alle aus den Anfangsübungen der elementarischen Anschauungslehre hervor.

Die äußern Bildungsmittel aller Kunstfertigkeiten gehen von der naturgemäßen Ausbildung der Sinne, Organe und Glieder aus.

Wer sich die innerlichen, geistigen Kunstbildungsmittel der Anschauungs- und Denkkraft genugsam eigen gemacht hat, besitzt die

innern Fundamente aller Kunstausbildung in sich selbst.

Auch die mechanische Ausbildung der Sinne, Organe und Glieder hat ihr geistiges Fundament in den Uebungen der elementarischen Anschauungs- und Denkkraft.

Physische Gewandtheit, Schnelligkeit, Kraft und übereinstimmende Vielseitigkeit ist das Ziel dieser mechanischen Organe und Gliederbildung zur Kunst.

Alle Kunstübungen gehen von den Uebungen zur Richtigkeit zu den Uebungen der Kraft, von diesen zur Uebung in der Zartheit und endlich von den Uebungen der Richtigkeit, Kraft und Zartheit zur Anwendung dieser Fertigkeiten in Zuversicht und Freyheit hinüber.

Das ist in allen Fächern der Kunst der nämliche Fall. Singkunst, Instrumentalmusik, Schreibekunst, Zeichnungskunst, Mahlerkunst, Bildhauerkunst, selber Tanzkunst und Schauspielkunst sprechen alle diesen Bildungsgang an.

Dieser Gesichtspunkt steht auch mit dem

Grundsatz in enger Verbindung, daß alle Uebungen, die jedes einzelne Organ in einem Kunstfach anspricht, ihm gesöndert von den Uebungen dieses Faches die ein anderes Glied oder Organ ansprechen, gegeben werden müssen.

Die Bildung zur Richtigkeit in der Kunst fordert andere Uebungen, als diejenige zur Kraft in derselben, und diejenige zur Kraft andere als diejenige ihrer Zartheit; und der Muth und die Zuverläßigkeit, die die Freyheit der Kunst voraussetzt, geht aus einem Gefühl der Gemeinkraft der Kunst hervor, die ohne vorhergehende Einzelnausbildung zur Richtigkeit, Kraft und Zartheit in der Kunst in keinem Fache derselben statt findet, hingegen aber auch durch die genugsame einzelne Einübung dieser drey Fertigkeiten gleichsam von selbst aus ihnen herausfällt.

So wie dieser Gesichtspunkt in der einzelnen Ansicht der Kunstbildung wahr ist, so ist es in einem ausgedehntern Sinn eben so wahr, daß aus der elementarisch gebildeten Sprach-, Denk- und Kunstkraft gleichsam von selbst eine

Gemeinkraft der Entfaltung der geistigen Kräfte der Menschennatur hervorgeht. Diese hat, eben so wie die Gemeinkraft der Kunstbildung, in der innern Einheit der Menschennatur ihr ewiges, unabänderliches Fundament.

Alles was ich diesfalls gesagt habe, ist indessen mehr als eine vorläufige Ankündigung der Skizze, die ich über diesen Gegenstand dem Publikum schuldig bin und mit Beförderung geben werde, als aber als diese Skizze selber ins Auge zu fassen. Gegenwärtig füge ich dem Gesagten nur noch einige Gesichtspunkte bey, die ich den verehrten Gliedern unserer Gesellschaft mit vorzüglichem Vertrauen auch beym obwaltenden Schatten ihrer so vielseitig noch nicht genugsam ins Licht gesetzten Begründung meiner Ansichten, mit unbefangener Freymüthigkeit vorlegen zu dürfen glaube.

Nach meiner Ansicht sind die Vortheile, die die fortgesetzte, weitere Erforschung und Ausarbeitung der Idee der Elementarbildung

mit vieler Zuversicht erwarten läßt, für das Menschengeschlecht vom höchsten Belang. Ich berühre nur die wesentlichsten derselben:

1) Die Kinder würden durch diese häusliche Führung, wie sie in der Armuth und im Reichthum, im Bauernstand, im Bürgerstand und in den höhern Ständen organisirt werden kann, immer mit den Bedürfnissen und Eigenheiten jedes dieser Stände in Uebereinstimmung erzogen und gleichsam in einem, für ihre Lebensbestimmung eigens günstigen Boden aufwachsen.

2) Würden sie für die Bedürfnisse ihrer Schuljahre nicht nur wohl vorbereitet, sondern dazu noch das meiste von dem, was sie in den Schuljahren bis ins 10te Jahr lernen, im 5ten und 6ten Jahr schon können.

3) Würden sie in Rücksicht auf die spätere Bildung zu ihrer Berufsfähigkeit beynahe alles schon genossen haben, was in diesem Alter ihnen dafür naturgemäß gegeben werden kann. Vorzüglich aber würden sie

4) in den Häusern des armen, eigenthums-

losen Volks vor der Verwahrlosung und Verwilderung bewahrt bleiben, in der sie so vielseitig bis ins 6te und 7te Jahr in diesen Häusern aufwachsen; eben so würden sie in tausend und tausend Häusern der so geheißenen, gebildeten Stände, vor dem sie unnatürlich mißbildenden Verkünstelungsverderben bewahrt, dem sie in diesen Häusern durch die Scheinbildung, die sie genießen, so vielseitig unterliegen, und das in gewissen Rücksichten der weitern naturgemäßen Ausbildung derselben für und durch die Schuljahre sehr oft noch viel verderblicher und nachtheiliger ist, als die Verwahrlosung und Verwilderung, in der so viele arme Kinder in diesem Zeitpunkt aufwachsen.

Ich glaube, diesen wenigen, mir unfehlbar scheinenden Resultaten der Sache noch folgende Hauptgesichtspunkte beyfügen zu dürfen: erstens, daß durch die diesfällige elementarische Führung der Kinder in diesem Alter der ganze Umfang der Vortheile des enseignement mutuel mit denjenigen des individuellen

Unterrichts auf die einfachste Art naturgemäß in Uebereinstimmung gebracht werden kann; zweytens, daß durch die vollendete Ausarbeitung derselben die Bahn zur Erfindung der schon so lange gesuchten, allgemeinen Sprachlehre eröffnet ist und durch sie eine Norm der Erlernung jeder Sprache aufgestellt werden kann, die auf ewigen, unveränderlichen Gesetzen ruht und für jede und alle Mundarten gleich anwendbar ist.

Die Erzielung aller dieser, von mir als möglich geahnten Vortheile der Idee der Elementarbildung ruht gänzlich auf der Weiterführung und Vollendung alles dessen, was in elementarischer Rücksicht von der Wiege an bis ins 6te oder 7te Jahr zur soliden Entfaltung der Anschauungskraft, der Sprachkraft, der Denkkraft und der Kunstkraft des Kindes naturgemäß gethan werden kann und soll. Aber eben dieses, wird man mir einwenden, ist so vielseitig und so weitgreifend, daß man die Erreichung desselben sich beynahe als unmöglich vorstellen muß. Ich fühle die Kraft

dieses Einwurfs und den ganzen Umfang seiner Ursachen sehr wohl. Aber ich muß dagegen bemerken, die Wirkung aller, im ganzen Umfang der Entfaltung der menschlichen Kräfte zu erzielenden Vereinfachung ihrer Mittel ist von einer Natur, daß ihre Resultate niemand in die Augen fallen und sogar von wenigen geahnt werden können, bis sie wirklich praktisch dargelegt und der Unbefangenheit unsers Geschlechts in ihrer ganzen Kraft zur Anschauung gebracht worden sind. Ferner bitte ich zu bemerken, daß die Epoche von 6 bis 7 Jahren, die gegenwärtig für den Zweck dieser Vereinfachung im Allgemeinen so viel als ungebraucht anzusehen ist, einen sehr großen und in einem hohen Grad benutzbaren Zeitpunkt ausmacht, und daß folglich die detaillirte Darlegung von psychologisch organisirten Mitteln für diese Vereinfachung, wie sie von der Wiege an für die Entfaltung der Anschauungskraft, der Sprachkraft, der Denkkraft und der Kunstkraft bearbeitet werden soll, ihrer Natur nach Resultate hervorzubringen

geeignet ist, die man gegenwärtig durchaus nicht in ihrer Kraft und in ihrer Ausdehnung auch nur zu ahnen im Stande seyn möchte.

Ich weiß indeß gar wohl, daß die Zuversicht, mit der ich mich über die Möglichkeit und sogar über die Sicherheit und Leichtigkeit der Ausführung dieser so weit führenden Ansichten ausgedrückt, in diesem Augenblick noch wenig Glauben finden wird und wenig Glauben finden kann; das aber hindert mich nicht; es macht es mir im Gegentheil zur bestimmtesten Pflicht, dem diesfalls Gesagten noch beyzufügen: je weiter ich in der stillen Bearbeitung der Ausführungsmittel dieser hohen Idee in meinen letzten Jahren gekommen bin, desto mehr ist diese Ueberzeugung in mir zu einer Reifung gediehen, die mich dieselbe als unwidersprechlich ins Auge zu fassen berechtigt. Bey alle dem bleibt eben so unwidersprechlich, so lange das Interesse der einsichtsvollern, edlern und einflußreichern Männer eines Landes nicht für diese Idee belebt und gewonnen

werden kann, so ist an ihre wirkliche Einführung daselbst nicht zu gedenken. Die Benutzung einzelner Mittel derselben in einzelnen Häusern ist in Rücksicht auf ihre Einführung in einem Land so nichtig und unbedeutend, als ein Tropfen süßes Wasser, der in die unermeßlichen Fluthen der gesalzenen Meere hineinfällt. Der erste Schritt zum Ziel einer öffentlichen allgemeinen Einführung der diesfälligen Ansicht der Idee der Elementarbildung zu gelangen, setzt das Daseyn einer nicht unbedeutenden Anzahl von Personen, die sich die ausgearbeiteten Mittel derselben für den Grad, auf welchem sie zum Unterricht darin benutzt werden müssen, vollkommen eingeübt und geläufig gemacht haben, voraus; und dieser erste Schritt ist in einem Gegenstand, der für den Kinderunterricht eine ganz neue Bahn anspricht, nichts weniger als eine leichte Sache. Die hiefür brauchbaren Personen sind nicht da; sie müssen zum Voraus selbst gebildet werden. Die Mittel ihrer diesfälligen Bildung sind neu und greifen der Trägheit und

Ungewandtheit und selber der Eitelkeit und Anmaßung des, in allen Ständen und in allen Formen stark eingewurzelten Routinegeists in verschiedenen Rücksichten tief ans Herz. Ihr Anfangsschritt spricht gebildete und erhöhte Erziehungskräfte der Wohnstube an. Diese mangeln. Die Zeitwohnstuben aller Stände haben die Kräfte, die zu ihrer diesfälligen Wiederherstellung erforderlich sind, so viel als allgemein verloren. Die Wohnstuben, wie sie wirklich sind, können im Allgemeinen nicht als brauchbare Mittel der Einführung der Elementarbildung angesehen werden. Auch die Zeitmütter sind, trotz der ihnen fortdauernd instinktartig inwohnenden und belebten Neigungen für die Erzielung und den Genuß der Resultate der Idee der Elementarbildung, ohne alle Ausbildung der Kenntnisse und Fertigkeiten, die ihre Benutzung erheischt, und der ganze Kreis der häuslichen Umgebungen ist im Allgemeinen für diesen Zweck eben so von allen Kenntnissen und Fertigkeiten entblößt, die hiefür erfordert werden.

Diese Aeußerung scheint freylich abschreckend, aber sie ist es nicht. Die Idee der Elementarbildung ist eigentlich und wesentlich dafür bestimmt, dieser Schwierigkeit durch den ganzen Umfang ihres Geistes und ihrer Mittel entgegen zu wirken. Indem sie den ganzen Umfang des Unterrichts im höchsten Grad zu vereinfachen sucht, macht sie die Bildung der Menschen, die hiezu erforderlich sind, durch ihr Wesen leicht und durch ihre Leichtigkeit allgemein erreichbar. Es muß für die Anbahnung der Ausführung dieser hohen Idee, für den ersten Schritt der häuslichen Bildung, vor allem aus eine Anzahl sanfter, guter, anmuthsvoller Mädchen von 10 bis 12 Jahren gesucht werden, denen der ganze Umfang dessen, was Kinder von ihrer Unmündigkeit an bis in ihr 6tes oder 7tes Jahr für ihre elementarische Bildung bedürfen, vollkommen eingeübt und habituell gemacht worden ist. Für den zweyten Schritt der Einführung der Elementarbildungsmittel in den Schulen muß eben so eine Anzahl Jünglinge gesucht werden,

deren Bildung für die Erlernung der elementarischen Schulbildungsmittel genugsam vorgerückt ist und deren Charakter zum Voraus hoffen läßt, daß sie für diese Bestimmung im Allgemeinen taugen. Diesen müssen alle ausgearbeiteten Mittel der Schulbildung, die zu einem Grad der Reifung und Brauchbarkeit gelangt, vollkommen eingeübt und habituell gemacht werden.

Die Anbahnung dieser Idee muß zugleich in jedem Stand durch unbefangene und unverkünstelte Menschen dieses Standes selber erzielt werden. Aber man wird mich natürlicher Weise fragen, wo diese zu finden sind. Ich antworte: allenthalben, wo man sie mit Augen sucht, die für diesen Zweck heiter und klar sehen, und nirgends, wo man sie mit Augen sucht, die hiefür blind sind.

Ich freue mich, diese Antwort im Kreise von Männern zu geben, von denen ich mich überzeugt glaube, daß sie sich in dieser Rücksicht im ersten Fall befinden. Aber ich fühle tief, daß alles, was ich hier gesagt habe, bey

fernem nicht hinreicht, auch die besten und edelsten dieser Männer zur Ueberzeugung von den Vortheilen der Ausführungsmittel meiner diesfälligen Ansichten und Grundsätze zu bringen. Um hiezu mit einiger Sicherheit zu gelangen, muß der Erfolg der Ausführungsmittel meines Gegenstandes als thatsächliches Resultat ihrer Anwendung und ihres Gebrauches außer allen Zweifel gesetzt werden. Ich bin ferne davon, Hoffnung zu machen, die Ausführung meiner Ansichten über die Idee der Elementarbildung in einer vollendeten Reihenfolge ihrer Mittel darlegen zu können; hingegen aber auch gewiß, das was zur vollendeten Darlegung dieser Mittel nothwendig ist, durch das, was diesfalls ausgearbeitet in meiner Hand liegt, in einem Grad heiter gemacht zu haben, der auf der einen Seite die weitere Ausarbeitung dieser hohen Idee und ihre Näherung zum Ziel ihrer Vollendung wesentlich und weitführend erleichtert, auf der andern Seite aber die Menschenfreunde, die eine ernste Aufmerksamkeit auf den bestimmten Zustand

meiner Bestrebungen werfen, durch den thatsächlichen Erfolg einiger dieser Mittel unfehlbar zur Ueberzeugung ihres Werthes und ihrer Wichtigkeit führen wird. Was die Schulen und die Haushaltungen, wie sie jetzt sind, zu ihrer ungesäumten Einführung beytragen können, muß auf der Stelle geschehen, und alles gethan werden, was dahin führt, die Anzahl Mädchen und Jünglinge, die für die Anwendung dieser Mittel gebildet werden müssen, zur Hand zu bringen. Ich will das Meinige in meinen Uebungen hiefür mit aller Beförderung thun, und auf diesem Wege trachten, die Aufmerksamkeit der Menschen- und Erziehungsfreunde auf den Grad, auf welchem die Ausführbarkeit dieser Mittel bewiesen werden kann, thatsächlich zu unterstützen und zu beleben. Aber mein einzelnes Thun ist für das, was diesfalls nothwendig, in jedem Fall gering, und meiner Mitarbeiter, die ohne einseitige Beschränkung in dem Geist meiner Bestrebungen in ihrem ganzen Umfange praktisch intreten, sind wenige. Ich bin alt, sehr alt.

Meine Stunde ist nahe, sehr nahe. Unter diesen Umständen muß mir natürlich alles daran liegen, daß ein großer Theil meiner diesfälligen vielseitigen Lebenserfahrungen und ihrer wirklich in meiner Hand liegenden Resultate nicht unerkannt und unbenutzt mit mir ins Grab gelegt werde. Mögen diese Aeußerungen heiter und kraftvoll genug seyn, um die Aufmerksamkeit der edeln Glieder unserer Gesellschaft und mit ihnen der einsichtsvollsten Menschen- und Erziehungsfreunde des Vaterlandes zur ernsten und thätigen Prüfung meiner diesfälligen Ansichten, Grundsätze und der Ausführungsmittel, über welche ich thatsächliches Licht zu geben mich anheischig mache, in einem, dem Bedürfniß und der Wichtigkeit der Sache angemessenen Grad anzuregen und zu beleben. Ich spreche diese Worte mit einem, mich beschämenden Gefühl aus, wie wenig das ist, was ich für die praktische Ausführung meiner Zwecke zu einem Grad von Vollendung gebracht habe. Ich muß mit dem Apostel sagen: nicht daß ich's schon ergriffen habe,

ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge. Das Verdienst meines Lebens besteht wahrlich mehr in dem ununterbrochenen und unaufhaltsamen Jagen nach meinem Ziele, als in der wirklichen Näherung zu demselben. Ich bin desnahen auch im Falle, in meiner Schwäche die Handbiethung von Männern zu suchen, die in so vielen Rücksichten für die Beförderung dessen, was ich zu erreichen trachte, ohne alles Verhältniß stärker sind als ich, aber mit mir die Ueberzeugung theilen, daß die Einführung der Vortheile der Idee der Elementarbildung nur durch eine innig belebte Vereinigung der Gemeinkraft aller Edeln für diesen Zweck erzielt werden kann.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahre 1827.

Aarau,
gedruckt bei J. J. Christen.



In Folge des 1824 gefaßten Beschlusses war die Helvetische Gesellschaft dieß Jahr den 16. Mai im Bade Schinznach versammelt.

Der Vorsteher der Gesellschaft, Herr Aloys Bock, Dekan und katholischer Pfarrer zu Aarau, feierte in seiner Rede vorerst das Andenken Heinrich Pestalozzi's, Vorstehers der Gesellschaft im letztverflossenen Jahre, zu welcher er noch sein letztes öffentliches Wort über Vaterland und Erziehung sprach. Der Redner hob vorzüglich die Beziehungen heraus, in welchen die Helvetische Gesellschaft zu Pestalozzi in der Blüthenzeit seines Lebens stand, so wie die Aehnlichkeiten, welche Zweck, Entwickelung, Beurtheilung, selbst auch in gewißen Perioden ihr Schicksal, mit dessen Lebensgang und Wirksamkeit hatten. Eine vorzügliche Merkwürdigkeit erhielt dieser Vortrag noch durch die Mittheilung eines Briefes von Pestalozzi's Jugendfreund, Hrn. Pfarrer Rudolf Schinz, (der auch Einer im Hundert der Eidgenossen von Schinznach war), welcher Pestalozzi's Charakter, Zwecke, Schicksal

und die Entwickelung aus der Kindheit bis zur Periode, wo er Lienhard und Gertrud, Christoph und Else schrieb, mit bewundernswürdiger Wahrheit und Klarheit schilderte — so wie der Geschilderte, der diesen Brief nicht kannte, 44 Jahre später in seinen letzten Lebenstagen sich selbst zeichnete. So erneuerte und belebte der Redner das Bild des ehrwürdigen Patriarchen unserer Gesellschaft. Man sah, man hörte ihn im Geiste wieder, „wie sein liebend Herz, sein ewig jung Gemüth“ vor einem Jahre noch unter uns lebte, — diesen Mann, voll Glauben an höhere Menschenbestimmung, voll sich selbst vergessender Liebe, womit er Menschenveredlung förderte, und von einer Wahrhaftigkeit, Demuth und Selbsterkenntniß, wie man selten Einen ihm hierin Gleichen in der Geschichte findet — den, „der nicht anders scheinen wollte, als er war.“ Im Namen und aus dem Gefühle der Gesellschaft drückte der Redner die innigste Hochachtung für den Mann aus, den noch die späte Nachwelt unter den edelsten Menschenfreunden verehren wird; — ihn, der sich selbst erniedrigte, wird sie erhöhen, und kein Feind wird ihn zu erniedrigen vermögen, den Demüthigen, der vor Allen sich zuerst die Schuld des Irrthums, der Mißgriffe, des Unglücks selbst beimaß. Die Gesellschaft wußte ihrem würdigen Vorsteher Dank, daß er die ruchlose Schmähung des Edeln, die

ihm ins Grab nachrief: „du hattest kein Christenthum!“ nicht zürnend widerlegte, um an diesem frohen Tage nicht gar zu bittere und schmerzliche Gefühle in den Herzen biederer Eidgenossen aufzuregen. — Erfreulich war der Gesellschaft dann die Bereicherung ihrer Geschichte durch bisher unbekannt gebliebene Nachrichten über ihre Entwickelungsgeschichte und besonders über ihren Kampf mit mancherlei Mißkennungen, Verdächtigungen, Verläumdungen und Verfolgungen — selbst von Seite der Regierungen jener Zeit. Und glücklich fühlte sie sich, daß sie jetzt vielmehr jenen kleinlichen Sinn zu belächeln als zu bedauern habe, der von solchen Männern in einer Gesellschaft, die gar nicht geheim war, und bekannte Zwecke hatte, politische und wer weiß was für Gefahren witterte. Der Geist der Gesellschaft hat gesiegt. Was ist aber aus jener Politik und ihrem Thun geworden? Und was aus dem, das die angefeindete Gesellschaft wirkte? Wo gieng etwas Schädliches oder Gefährliches aus ihr hervor? Aber wie viel Seegenreiches? — das auch diese Rede in Thatsachen nachweist, und damit das Vorurtheil widerlegt, als wenn ein zu allgemeiner und unbestimmter Zweck diese Gesellschaft unfruchtbar und bedeutungslos machen müsse. Ja die Gesellschaft erhielt unmittelbar auf die Rede des Herrn Vorstehers einen erfreulichen Beweis dafür. Im Jahr 1823 äußerte

die Gesellschaft gegen ihre Mitglieder, die Herren Nägeli und Pfeiffer, den Wunsch, daß sie, wie vor mehr als einem halben Jahrhundert Lavater, durch einen gleichen Wunsch angeregt, in Lied und Gesang den Gefühlen unseres Volks für Freiheit und Vaterland würdigen Ausdruck leihen mögen. In einer Zuschrift an die Gesellschaft vom 12. Mai dieses Jahrs erklären nun dieselben, daß sie der erhaltenen Aufforderung entsprochen haben, und eine erste Abtheilung solcher Lieder noch im Laufe dieses Jahrs erscheinen werde. Mit dankbarer Freude vernahm die Gesellschaft diese Erklärung. Wie werden die Herzen der Eidgenossen freudig bewegt werden, wenn dann hundertstimmig in den Männerchören, von einem Ende des Landes zum andern, die edelsten Gefühle freier Schweizer sich in die vollen Ströme der großen Harmonie ergießen.

Herr Präsident theilt der Gesellschaft die Zuschrift des Züricher Central-Griechenvereins mit, worin der Empfang der von der Gesellschaft im letzten Jahre demselben eingesandten Griechensteuer bescheinigt wird.

Die Basler-Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen hat bei Gelegenheit ihres 50 jährigen Jubiläums zu Handen der Helvetischen Gesellschaft ein Exemplar ihrer letztjährigen Druckschrift, welche die Geschichte derselben enthält, übersandt. Mit Vergnügen er-

neuert die Helvetische Gesellschaft das Andenken an Iselin, den Mitstifter der Helvetischen Gesellschaft, der zugleich Stifter dieser so lange und so seegenreich wirkenden Tochtergesellschaft war. Wir entheben dieser Denkschrift, was sie in dieser Beziehung Seite 9 und 10 meldet: „Auch die etwas früher (1760) unter Iselins Mitwirkung gegründete sogenannte Helvetische Gesellschaft war der Entstehung unseres Vereins förderlich, wie wir auch seither oft erfahren haben, daß periodische Zusammenkünfte von Eidgenossen zu freundschaftlichen, festlichen Kreisen den Gemeinsinn im einzelnen Bürger wecken, seine Liebe zum Vaterland erwärmen, und seine Thätigkeit für nahe, engere Kreise erhöhen. Es waren nämlich die hiesigen Brüder des Schinznachervereins, denen Iselin zu Ende des Jahrs 1776 zuerst den Gedanken einer Gesellschaft eröffnete, deren Hauptabsicht sein sollte, Gutes und Gemeinnütziges zu wirken. Diese Stifter, mehrentheils jüngere Männer, sämmtlich Mitglieder der Schinznachergesellschaft, waren, nächst Iselin, noch folgende sechs: Peter Burkhardt, nachmaliger Landammann, (Iselins Schwager) — Andreas Buxtorf, damals Rathsherr, nachher Bürgermeister, (1778 Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft) — J. R. Forcart, ebenfalls Iselins Schwager, der einzige noch lebende die-

ser Männer, — Andreas Merian, damals Kanzlist, nachmaliger Landammann, — Friedrich Münch, Dreierherr, (1783 Vorsteher der Helv. Gesellschaft) — und Jakob Sarasin, (1794 Vorsteher der Helv. Gesellschaft).

Einmüthig verlangt und beschließt die Gesellschaft den Druck der Rede des Herrn Präsidenten. Sie genehmigt auch das Protokoll ihrer letztjährigen Verhandlungen.

Nun ward der Antrag in Berathung gezogen, daß, zur Erleichterung des Besuchs der vaterländischen Gesellschaften, wenigstens die Helvetische und die Gemeinnützige Gesellschaft, die einem beträchtlichen Theile nach die nämlichen Mitglieder haben, zu gleicher Zeit und am gleichen Orte sich versammeln möchten; doch mit Beibehaltung des besondern Namens, Zwecks und der Organisation einer jeden dieser Gesellschaften. Dieser Antrag war mit folgenden Empfehlungsgründen begleitet: 1. Solche, welche Glieder beider Gesellschaften wären, könnten mit nur wenig mehr Aufwand an Zeit und Geld beide zugleich besuchen. 2. Solche, die von der Einen nicht Mitglieder wären, könnten doch als Gäste den Vorträgen in der andern beiwohnen. 3. Der Versammlungsort würde wechseln, und jetzt diesem, dann jenem Theile der Gesellschaft näher liegen. 4. So wäre es auch möglich, den allgemeinen Zweck der Helvetischen Muttergesell-

schaft mit dem besondern Zweck anderer Gesellschaften noch mehr in Einklang zu bringen. Die Gesellschaft ertheilt dem Ausschuß den Auftrag, sich mit den Geschäftführern der gemeinnützigen Gesellschaft im Laufe des Jahres über diese Idee zu besprechen, und für ihre nächste Versammlung einen Bericht, oder ein Gutachten über die Verwirklichung dieses Vorschlages vorzubringen.

Zu Mitgliedern wurden vorgeschlagen und erwählt:

Herr J. Cartier, Sohn, von Olten.
" B. Feigel, Stadtschreiber von Olten.
" L. Hirzel, Dr. Phil. von Zürich.
" B. Munzinger, Dr. von Olten.
" U. Remond, Abbé, von Solothurn.

Da dem Beschluß vom Jahre 1824 zufolge der Versammlungsort für die Gesellschaft fürs künftige Jahr in den östlicher gelegenen Theil der Schweiz zu verlegen war, und dieser Umstand Einfluß auf die Wahl des Vorstehers haben mußte, ward in dem Reglement für die Verhandlungen folgende Veränderung beschlossen, daß die Bestimmung von Ort und Zeit der nächstkünftigen Versammlung der Wahl des Präsidenten vorangehen solle.

Nun ward Rapperschwill zum Versammlungsort für nächstes Jahr bestimmt. Die Zeit ward wieder, wie seit einigen Jahren, auf

den Mittwoch in der Woche vor dem Himmelfahrtsfeste festgesetzt.

Zum Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft wurde dann ernannt: Herr Professor Johann Jakob Hottinger von Zürich.

Statutenmäßig austretende Glieder des Ausschusses waren:

Herr Reinert, Fürsprech von Solothurn.
- „ von Schmiel, Regierungsrath von Aarau.
- „ Dr. Schindler, Rathsherr von Mollis, an der Stelle des verstorbenen Hrn. Hauptm. Streif von Mollis.
- „ von Orell, Oberrichter von Zürich.

Dann wurden zu Gliedern des Ausschusses ernannt:

Herr Gottfried Steinmann, Stadtrath von St. Gallen.
- „ Dietrich Schindler, Zeugherr von Mollis, Kanton Glarus.
- „ Dr. Schinz, Oberrichter von Zürich.
- „ A. E. Fröhlich, Pfarrer von Brugg.

Ein kleiner, aber kunstverständiger Männerchor aus der Gesellschaft selbst erhöhte dann die Freuden des Freundesmahls durch den Gesang von Schweizerleidern, deren Text ihr Mitglied, Herr Pfarrer Fröhlich von Brugg, und deren

Musik dessen Bruder, Herr Friedrich Theodor Fröhlich (nun in Berlin), verfertigt hat. Dieser erste Beitrag, womit der Wunsch der Gesellschaft nach einem eigentlich vaterländischen Liederbuche zur That gefördert zu werden beginnt, ward mit freudigem Danke aufgenommen.

Schinznach, den 16. Mai 1827.

J. M. Schuler,
Sekretär der Helv. Gesellschaft.

Verzeichniß

der anwesenden Mitglieder.

Herr Aloys Bock, Kanonikus und Dekan, Vorsteher.
- " Albrecht, M. D. von Lenzburg.
- " Amsler, M. D. von Wildeck, K. Aargau.
- " Amsler, Fürsprech, von Wildenstein K. Arg.
- " Appenzeller, J. C., Pfarrer und Studiendirektor zu Biel.
- " Bächlin, Staatskassenverwalter von Aarau.
- " Balthasar, J. A., Regierungsrath von Luzern.
- " Benker, J. U., Kantonsschulrath und Pfarrer zu Schinznach.
- " Cartier, J., Sohn, von Olten.
- " Feigel, B., Stadtschreiber von Olten.
- " Fisch, J., Helfer zu Brugg.
- " Friedrich, Apotheker zu Zofingen.
- " Fröhlich, E., Kantonsrath und Provisor von Brugg.

Herr Fröhlich, A. E., Pfarrer von Brugg.
- Hagnauer, G., Lehrer von Aarau.
- Hirzel, L., Dr. Philos., von Zürich.
- Kienast, J., V. D. M., Lehrer zu Aarau.
- Kraft, K., Schuldirektor zu Lenzburg.
- Kraft, J. J., V. D. M., Vikar zu Gränichen, Kant. Aargau.
- Meiß, von, alt Stadtrichter von Zürich.
- Munzinger, Jos., von Olten.
- Munzinger, Ulr., von Olten.
- Munzinger, Dr. B., von Olten.
- Rahn, L., Pfarrer zu Windisch.
- Rauchenstein, R., Professor zu Aarau.
- Reinert, Fürsprech von Solothurn.
- Remond, Urs, Abbé, von Solothurn.
- Rothplez, Fr., Eidgenössischer Stabshauptmann, von Aarau.
- Ruepp, Dr., Bezirksarzt von Sarmenstorf, Kant. Aargau.
- Sauerländer, H. R., Buchhändler von Aarau.
- Schinz, R., M. D., Oberrichter von Zürich.
- Schmiel, J. N., von, Regierungsrath, von Aarau.
- Schmuziger, M. D., von Aarau.
- Schneider, Bezirkgerichtschreiber von Wallenburg, Kant. Basel.
- Schuler, M., Pfarrer auf Bözberg, Kant. Aargau.
- Stäbli, M. D., Bezirksarzt von Brugg.
- Stapfer, A., M. D., Spitalarzt zu Königsfelden, Kant. Aargau.
- Staub, Fr., Finanzaktuar, von Solothurn.

Herr Steinmann, G., Stadtrath von St. Gallen.
= Sutermeister, Pfarrer zu Dägerfelden, Kant. Aargau.
= Usteri, D., Kaufmann von Zürich.
= Bock, Dr., Appellationsrichter, von Sarmenstorf, Kant. Aargau.
= Welti, Dr., von Zurzach, Kant. Aargau.
= Wydler, Ferd., Apotheker in Aarau.

Ehrenmitglieder.

Herr Nabholz, Direktor des Schullehrerseminars zu Aarau.
= Vogel, A., Kaufmann von Mühlhausen zu Aarau.

Ehrengäste.

Herr Aeby, J., Lehrer zu Baden.
= Amsler, C. F., Arzt zu Baden.
= Brosi, Lehrer zu Baden.
= Burgdorfer, J. J., Buch= und Kunsthändler von Bern.
= Corrodi, W., Pfarrer von Zürich.
= Daxelhofer von Uzingen, von Bern.
= Federer, J. A. S., Lehrer zu Baden.
= Fischer von Oberhofen, von Bern.
= Frei, A., Pfarrer von Mellingen.
= Frei, Amanz, Postverwalter von Olten.

Herr Frei, J. B., alt Oberamtmann von Olten.
 = Frei, Oberamtmann von Aarau.
 = Fröhlich, C., Lehrer von Brugg.
 = Gamper, W., Cand. Th., aus dem Thurgau.
 = Glutz, J. A., Oberamtmann von Olten.
 = Gunz, J., Friedensrichter von Lützel, Kant. Solothurn.
 = Halder, Lehrer von Lenzburg.
 = Hemmann, D., Pfarrer von Mandach, Kant. Aargau.
 = Hurter, J. J., von Schaffhausen.
 = Huwiler, Jos., von Sins, Kant. Aargau.
 = Kaiser, P., Professor in Aarau.
 = Kraft, A., von Brugg.
 = Lang, J. C., von Olten.
 = Lanz, J. Fr., von Leimiswill, Kant. Bern.
 = Lerber, von, Rathsherr von Bern.
 = Locher, reformirter Pfarrer von Baden.
 = Mohr, Pfarrer von Birmenstorf, Kant. Aarg.
 = Mösch, Val., Pfarrer von Hornussen, Kant. Aargau.
 = Moser, J. R., von Herzogenbuchsee, Kant. Bern.
 = Munzinger, Joh., von Olten.
 = Pestalozzi, Gottl., von Neuhof bei Birr, Kant. Aargau.
 = Rahn, H., V. D. M., von Windisch, Kant. Aargau.
 = Raschle, J. G., von Wattwill, Kant. St. Gallen.
 = Rengger, J. R., M. D., Sohn, v. Aarau.
 = Ruetschi, J. R., Kanzlist von Aarau.
 Schinz, Oberstlieutenant von Zürich.

Herr Schmiel, Jul., von Aarau.
" Spengler, G., Lehrer zu Lenzburg.
" Stäubli, Vicar zu Häglingen, Kant. Aarg.
" Steiger, J., Pfarrer zu Birr, Kant. Aarg.
" Steigmeyer, Pfarrer zu Sulz, Kant. Aarg.
" Steinfels, von Zürich.
" Straub, J. W., Lehrer, in Lenzburg.
" Strauß, von Lenzburg, Vicar zu Thalheim, Kant. Aargau.
" Weiß, J., Kaplan zu Königsfelden, Kant. Aargau.
" Wezel, Pfarrer zu Thalheim, Kant. Aarg.

Fremder Ehrengast.

Herr Dr. Mönnich von Stuttgart.

Eröffnungsrede

des

Präsidenten der helvetischen Gesellschaft,

gehalten

zu Schinznach am 16. Mai 1827.



Getreue, liebe Eidgenossen!

Als Ihr in unserer letzten Versammlung mich zum dießjährigen Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft erwählt hattet, ergriff mich jenes drükkende Gefühl, welches aus dem Bewußtsein entspringt, einem ehrenvollen und wohlwollenden Vertrauen nicht gehörig und genügend entsprechen zu können, und es vermochte mich dabei nur der Gedanke zu beruhigen, daß unsere Gesellschaft, dem Geiste der Stifter und ihren uns überlieferten Lehren treu, Liebe zum Vaterlande höher achtet, als Gelahrtheit, Scharfsinn und Beredtsamkeit; und daß daher hier, „auf der freundschaftlichen Tagsatzung;“ wie die Stifter unserer Gesellschaft sie nannten, wo, wie eben dieselben sich ausdrückten „nur freund-eidgenössische Brüder“ zum frohen Genusse des Wiedersehens „an der Herberge“ sich einfinden, dem redlichen Willen und eidgenössischen Sinne der Mangel an großen Kräften und hohem Geistesfluge gern und gütig nachge-

sehen, und die milde Beurtheilung durch kein audiendum, referendum oder ratificandum verkümmert oder gar entzogen wird. Die Hoffnung auf diese Nachsicht und milde Beurtheilung war es, die mir Muth gab, und jenem Gefühle, welches sich sträuben wollte, den Mund schloß.

Und so heiße ich denn Euch willkommen, getreue, liebe Eidgenossen! freundlich willkommen aus nahen und fernen Gegenden unseres gemeinsamen, theuern Vaterlandes. Eben jener Tag, welchen die Stifter unserer Gesellschaft schon in ihren ersten Statuten als den jährlichen Versammlungstag bestimmt hatten [1], vereinigt uns wieder in der Geburtsstätte unseres vaterländischen Vereins, und spendet uns abermal die Freude des Wiedersehens, dießmal aber eine Freude, in welche die Wehmuth sich mischt; denn Einer fehlt. Der seit 1774, also länger denn ein halbes Jahrhundert, Mitglied unserer Gesellschaft war, der, daraus hervorgegangen und durch sie geweckt und gestärkt, mehr als Einen Welttheil mit dem Ruhme seines Namens erfüllte, dann, nachdem er durch fünfzigjährige Bemühungen und Arbeiten in Kampf und Noth, unter harten und herben Leiden, den Grund zur bessern Volksbildung gelegt hatte, wieder

---

1) Der 16. Mai. S. Verhandl. der Helv. Gesellschaft zu Schinznach im Jahr 1763, S. 10.

hieher, in den stillen Kreis seiner eidgenössischen Brüder, zurückkehrte, und noch einmal zu ihnen redete, „wie es ihm um's Herz war, von „Vaterland und Erziehung, denen er sein Leben „gewiedmet, und dabei kein Wort verschwieg „von allem, was er nach seinen Ansichten für „das Vaterland zu wünschen nothwendig und „würdig fand," 2) — dieser fehlt, — Pestalozzi. Es gieng in Erfüllung, was er voriges Jahr am Schlusse seiner Rede zu uns sprach: „Edle, liebe Eidgenossen und Brüder! „Ich bin in meinen Achtzigerjahren mit dem „Gefühl in Eure Mitte getreten, es sei wahr„scheinlich das letztemal, daß ich diese Versamm„lung besuche." 3) Es war das letztemal. Hienieden werden wir ihn nicht mehr sehen. Wie er starb, durch welche Veranlassung und unter welchen Umständen, ist gewiß Euch allen bekannt, und Ihr erwartet nicht, daß ich weiter darüber rede. Wie könnt' ich es, ohne den frohen Genuß unseres Wiedersehens zu trüben, und selbst das Andenken an den nun hingeschiedenen Menschenfreund gewissermaaßen zu entweihen? Eben so wenig ist hier der Ort, Pestalozzi's Leben, Wirken und Schicksal darzu-

---

2) Verhandl. der Helv. Gesellschaft im Jahr 1826. Pestalozzi's Rede S. 1 und 116.

3) A. a. O. S. 116.

stellen, vorerst, weil die meiner Rede zugemessene Zeit nicht einmal zu dießfälligen, bloß allgemeinen Umrissen hinreichen würde, sodann und hauptsächlich, weil ein solcher biographischer Versuch, meines Dafürhaltens, ziemlich überflüssig wäre, da ja seine, nun bereits bis zum XV. Bande herangestiegenen, sämmtlichen Schriften, nach seiner eigenen, wiederholten Versicherung 4), das wahre Denkmal seines Lebens und seiner Bestrebungen sind, insofern diese mit den Thatsachen derselben in Zusammenhang gebracht und ins Aug gefaßt werden. Wer er war und wie er war, was er lebte, wollte, versuchte, was und wodurch er litt, sich mit allen Eigenheiten, Schwächen und Mißgriffen, mit allen Verirrungen und allen daherigen Quellen seines mannigfaltigen Unglücks, sich und sein ganzes inneres und äußeres Wesen hat er in seinen Schriften, namentlich in dem jüngst erschienenen Schwanengesange (im XIII. Bande) gezeichnet und geschildert, freimüthig und offen, mit Wahrheitsliebe, Demuth und Selbsterkenntniß. Den klaren Beweis hiefür giebt ein, bis jetzt noch immer in Handschrift gebliebener Brief des längstverstorbenen Herrn Pfarrers Rudolf Schinz von Zürich. Dieser verdienstvolle Eidgenoß, der würdige Vater unseres theuerwer=

4) Z. B. in der Vorrede des XI. Bandes.

then Mitglieds, Herrn Oberrichters Schinz, schrieb am 12. April 1783 einem seiner Freunde Folgendes über Pestalozzi:

„Sie haben das Schweizerblatt von Pestalozzi sich angeschafft, es mit einigem Vergnügen gelesen, und wünschen etwas näheres vom Lebenslaufe dieses Mannes zu hören. Niemand kann Ihnen hierin wohl besser dienen als ich, da kaum Jemand mit ihm von Kindesbeinen an in so häufigem Verkehr stand wie ich. Mit diesem Heinrich Pestalozzi, von gutem Hause, gieng ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Mitschüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachläßigkeit und Unreinlichkeit. In den höhern Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der, bei aller beibehaltenen, unausstehlichen, äußerlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte, und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte. Von seinem 15 bis zum 20 Jahre, wo er die öffentlichen Schulen verlassen hatte, und von seiner Mutter (den Vater hatte er früh verloren) sich selbst überlassen wurde, gerieth er hinter die alten

Klassiker, und von diesen fiel er mit mir und Vielen meiner hiesigen Altersgenossen in den Taumel der Roußeau'schen Philosophie, und ergab sich der Schwärmerei der stoischen Selbstverläugnung und körperlichen Abhärtung. Noch erinnere ich mich, wie wir damals zusammen den Staat und die Kirche in unsern Hirngespinsten umbildeten, und uns zu griechischen Heldenthaten tüchtig, zum Opfer für das Vaterland geschickt glaubten. Wir gehörten zu jener Konföderation der Füßli, Lavater, Escher und anderer, welche den Landvogt Grebel verklagten, den Zunftmeister Brunner verunglimpften, und schlechte Pfarrer befehdeten, — eine Jugend, die damals ihren Vätern und der Regierung Kummer und Verdruß machte. In unserm 20sten Altersjahre (denn Pestalozzi und ich sind 1745 gebohren) führten die verschiedenen Berufsarten, die wir wählten, uns aus einander. Pestalozzi's Kopf war noch immer durch Außerordentliches erhitzt. Tschiffeli zu Bern war damals das Orakel der Landwirthe, und sah goldene Berge aus seinen Grapp-Pflanzungen entstehen. Pestalozzi, der einen tiefen Haß auf das verfeinerte Stadtleben geworfen hatte, begab sich zu Tschiffeli, um von demselben in der Theorie und Praxis der neuen Landwirthschaft unterrichtet zu werden, und blieb länger als ein Jahr auf dessen Gut zu Kirchberg. Den Kopf

voll Wind, das Herz voll Muth zu eigenen Unternehmungen, kam er nach Zürich zurück, beredete einen reichen Kaufmann zur Association, und kaufte zu Birr, im Amte Königsfelden, in Entfernung von allen Menschenwohnungen, unten an der alten Burg Brunegg, bei 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen Absichten zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus und andere Gebäude, gegen mein und aller Freunde Rath und Zureden, aufführen, und hoffte auf der Grapp=Pflanzung alle Auslagen wieder zu gewinnen. Ein Mensch, der die Sterne sieht und mißt, der die tiefsten Spekulationen durchdenkt, der das beste und feinste sittliche Gefühl hat, aber dabei für allen Détail des menschlichen Lebens und der häuslichen Bedürfnisse keinen Sinn, weder Auge noch Ohr hat, und während er in den Gestirnen herumdenkt, in die Grube strauchelt, die vor seinen Füßen aufgedeckt ist, der mit keinem Menschen reden oder handeln kann, ohne durch seine unangenehme Figur, durch sein jastiges, ungeordnetes, besinnungsloses Betragen zu mißfallen — wie konnte der jemals sich begründete Hoffnung machen, im thätigen Leben glückliche Fortschritte zu thun? Die Grapp=Pflanzung gedieh übel. Tschiffeli gewann nichts damit, und Pestalozzi, der Lehrjünger, kam dabei noch zu Schaden. Er konnte nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er

sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte. Daher entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war, als er selbst glaubte, und bei deren Entdeckung die schöne, junge, angesehene und bemittelte Tochter, die er in diesem Zeitpunkte windiger Hoffnungen geheurathet hatte, sehr bestürzt wurde. Von dem vornehmen Kaufmanne, der seine vielen tausend Gulden zugleich mit Pestalozzi's eigenem, zugesetzten Gelde in der grösten Gefahr sah, ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelche, durch Erfahrung erworbene, landwirthschaftliche Kenntnisse verließ. Ich untersuchte, und brachte es zur Liquidation, bei welcher der Kaufmann auf circa 5000 Fl. freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Spekulanten geholfen werden konnte."

„Nach mißlungenem Versuche in der Grappkultur unternahm Pestalozzi eine Sennerei, für die er seine Felder in Esparsettenbau verwandelte. Endlich gab er, nach dießfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupraxis, auch diese Idee auf, um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für verlaufene, heimathlose, von lüderlichen Eltern schlecht besorgte Bettelkinder zu errichten, sie zur Sittlichkeit und

Arbeitsamkeit zu gewöhnen, und mithin diese Kinder, die, ohne Erziehung, der menschlichen Gesellschaft zur Ueberlast würden, durch eine solche Einleitung in den Taglöhnerstand zu nützlichen Gliedern der Menschheit zu bilden. Nach dem Erziehungsplan mußten die Kinder bei gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bei schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brod mit Baumwollespinnen gewinnen und verdienen lernen. Eine herrliche, menschenfreundliche Anstalt, die nothwendig bei Menschenfreunden, bei Regenten und Landesvätern Aufsehen erwecken mußte. Pestalozzi gab einen weitläufigen, durch seine beredte Darstellung hinreißenden Plan dieser Anstalt im Drucke heraus, wodurch er, vermittelst einer zinslosen Geld-Enthebung auf gewisse Jahre bei seinen Freunden, die zu diesem Institut nöthigen Fonds sammelte. Für Zürich machte Pestalozzi mich zum Sammler. Ich erhielt einen ziemlich bedeutenden Beitrag auf mehrere Jahre, und steuerte auch mein eigenes Scherflein dazu. Rathschreiber Iselin in Basel erwies sich in jener Stadt als vorzüglichen Beförderer und Gönner dieser Anstalt. Sarasin und viele andere reiche Basler opferten beträchtlich für diesen Zweck. In Bern wurden die Herren von Grafenried von Burgistein und Junker Effinger, Herr zu Wildegg, ganz von Pestalozzi's Idee

belebt. Sie hielten diese Privatanstalt der Aufmerksamkeit ihres Staates würdig, und wirklich begünstigte der Stand Bern Pestalozzi's Anstalt durch verschiedene, mittelbare Beiträge, und ließ Kinder aus verschiedenen Aemtern dahin versorgen. Ein paar Jahre gieng die Sache gut. Trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in Iselins Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Immer aber pflanzten sich die Fehler des hell und sublim denkenden Urhebers und Leiters der Anstalt, nämlich Unordnung und Unreinlichkeit, in Praxi auch auf die Kinder fort. Allmählig zog das Gerücht von dieser Anstalt dem Pestalozzi mehrere Freunde aus der Versammlung zu Schinznach zu. Diese kamen, nachdem Pestalozzi zuvor davon in Kenntniß gesetzt war, in großer Anzahl zu ihm aufs Birrfeld. Auch ich war dabei, und fand hier einen schicklichen Anlaß, dem Pestalozzi die den meisten verborgenen, mir aber auffallenden Fehler in freundschaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzuweisen. Hierauf gieng es etwas besser; aber der weise und scharfsichtige Theoretikus, dabei höchst unglückliche Praktikus, ließ sich eine andere Spekulation beifallen. Er, der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwischen dem leichtglaubigsten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die

Menschen niemals kannte, der zum kalkulieren und scripturieren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war, dehnte seine Spinnereien auf Kaufhandel mit Baumwolletüchern, auf Besuchung der Messen, u. s. w. aus. Dadurch kam die Erziehungsanstalt in Abgang, die Haushaltung in Verlust, und er selbst in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens, daß er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilf' und Unterstützung seiner Freunde von Verzweifelung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er war in der dringendsten Noth, und hatte gar oft in seinem sonst anmuthigen Landhause weder Geld, noch Brod, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Dazu kam noch eine traurige, langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von Innen und Außen."

„Wir, seine Freunde, riethen ihm, alle Handelsspekulationen ganz aufzugeben, seine zum Theil noch verschuldeten Güter zu verpachten, der Wirthschaft sich, als dazu ganz untüchtig, nichts mehr zu beladen, sich in sein Haus und in seine Stube zurückzuziehen, seine frühern Anlagen zu belehrender Philosophie wieder zu prüfen und zu üben, sich mit dem neuesten Zustande der Literatur bekannt zu machen, auf die Höhe der Denkungsart der heutigen gelehrten Welt

zu setzen, sich aufs Bücherschreiben zu verlegen, und dieses zu seinem Broderwerb zu machen. Der so vielen mißlungenen Versuche im praktischen Leben müde, trat nun Pestalozzi ins bloß intellektuelle zurück, worin er ehedem, als Jüngling schon, so starke Odemzüge gethan hatte. Er folgte dem Rathe seiner Freunde um so lieber, als er selbst Drang und Trieb dazu fühlte. Er schrieb (1781) sein Volksbuch: Lienhard und Gertrud, welches so wohl gelang, daß er nicht bloß Geld damit machte, sondern daß, nachdem man ihm, wie allen Unglücklichen, in seiner Unterdrückung nur mit Verachtung, Spott und Hintansetzung begegnet hatte, er nun wieder von allen Seiten gesucht, gerühmt und mit Ehren überhäuft wurde. Bern gab ihm, als Einwohner dieses Kantons, eine goldene Medaille von 50 Dukaten mit der Aufschrift: Bene merenti — nebst 50 Dukaten in baarem Gelde. Die Familie Pestalozzi machte ihm ein Geschenk von 100 Rthlr. Die Basler Mäcenaten schmeichelten ihm aufs neue. Karl von Bonstetten von Bern trug ihm vortheilhafte Bedingungen an, wenn er zu ihm auf seine Güter im Welschland ziehen wolle. Hr. Effinger zu Wildegg ließ in seinem Wagen mit Livrébedienten den Pestalozzi zum Essen abholen. Der Finanzminister, Graf von Zinzendorf, und viele Große in Wien wollten den Verfasser des treff=

lichen, in seiner Art einzigen Buches näher bei sich haben, und schrieben ihm in den schönsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken. In allen Zeitschriften wurde das neue Volksbuch als ein Meisterstück recensiert und gepriesen. — Pestalozzi schrieb hierauf (1782) Christoph und Else oder sein zweites Volksbuch, welches weniger Dichtung und Geschichte, aber desto mehr Theorie der Sittenlehre für den gemeinen Mann enthält, allein nicht das Glück hatte, so zu gefallen, wie das erste Volksbuch. Nun schrieb Pestalozzi das Schweizerblatt, und verstieg sich schon wieder in Raisonnements über Dinge, die ganz außer seinem Gesichtskreise lagen; er schrieb es nur so zwischen andern Geschäften hinein, in Zerstreuung und im Taumel über sein besseres Glück. Darum gelang es ihm auch nur so mittelmäßig; darum ist so wenig Einheit, Ordnung und Zusammenhang darin. Dieß ist Pestalozzi's kurze, aber wahre Biographie. Sähen Sie diesen meinen Freund nur einen Augenblick, so würde sein hageres, schwarzes Gesicht in allen Zügen Ihnen dieß mein entworfenes Bild von Pestalozzi bestätigen, und dessen, über allen Begriff gehende Lebhaftigkeit Ihnen die edlen Gefühle seines Herzens offenbaren."

So schilderte der sel. Pfarrer Rudolf Schinz seinen Freund Heinrich Pestalozzi vor 44 Jahren in einem Briefe, der bis zu dieser Stunde in einer Sammlung von Handschriften verborgen lag, und nie zu Pestalozzi's Kenntniß gekommen war. Vergleichen wir nun das, was der Pfarrer Schinz hier sagte, mit Pestalozzi's Selbstbiographie in seinen bisher erschienenen Schriften, besonders in seinem Schwanengesange am Schlusse des, im Jahre 1826 gedruckten, XIII. Bandes, welche Zusammenstimmung der Ansicht und Beurtheilung, der Gedanken und Ausdrücke! Gerade so, wie vor 44 Jahren Schinz ihn characterisiert hatte, schildert Pestalozzi sich selbst Zug für Zug, oft mit den nämlichen Worten. Seine Zerstreuung und Gedankenlosigkeit, — seine innere und äußere Unbehilflichkeit, wodurch er den Spott seiner Schulkameraden sich zuzog, die ihn den „Heiri Wunderli von Thorliken" nannten, — und dann wieder sein Scharfblick, der, wenn es sein mußte, den Nagel auf den Kopf traf, (XIIIr. Bd. S. 248.) — seine blinde Gutmüthigkeit, die durch alles, was links und rechts ihn umgab oder sich an ihn drängte, sich täuschen ließ, — und dann wieder sein eben so blindes Mißtrauen (XIIIr. Bd. S. 242.), — seine windigen Ansichten und luftigen Träume von Fabrikation, Handlung und Feldbau, wor=

in er sich selbst „ein unerfahrnes Kind“ nennt, (Vr. Bd. S. 4.), — sein Eigensinn (Vr. Bd. S. 9.) oder vielmehr sein Leichtsinn, der den klugen Rath sogleich wieder vergaß (XIIIr. Bd. S. 254.), — seine durch Rousseau's Philosophie geweckte und genährte Schwärmerei (XIIIr. Bd. S. 252.), — sein unvorsichtiger und zweckwidriger Hausbau zu Birr (XIIIr. Bd. S. 259.), — seine häufige, durch eigenes Verschulden herbeigeführte Geldverlegenheit und bittere Lebensnoth, die ihn sogar zwang, jene goldene Schaumünze, womit, nicht die Regierung von Bern, wie Herr Pfarrer Schinz irrig behauptet, sondern die ökonomische Gesellschaft von Bern ihn zu Bezeugung ihres Beifalls über das Volksbuch: Lienhard und Gertrud, beschenkt hatte, nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Münzkabinet zu verkaufen (XIIIr. Bd. S. 274 und 275), — seine Unwissenheit in den ersten Anfangskenntnissen und Anfangsfertigkeiten aller positiven Wissenschaften, — seine Regierungsunfähigkeit, wie er seinen Mangel an Fertigkeit im praktischen Leben nannte, — das alles ist in seinen Schriften klar auseinandergesetzt und scharf hingezeichnet. Nichts verschwieg der edle Mann. Alle seine Verirrungen, Fehler und Mißgriffe deckt er auf. Nicht auf Andere wirft er die Schuld seines harten und anhaltenden Unglücks. Auf sich selbst nimmt er die ganze

Last der Schuld, und spricht: „Wie ich meinen Mitmenschen in allen Stücken mehr zutraute, als ich sollte, so traute ich auch mir mehr Kräfte zu, als ich hatte, und ich hielt mich zu Vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war. Das führte mich durch eine blinde Gutmüthigkeit vom Anfange meines Jünglingsalters bis auf den heutigen Tag zu einer Reihe von übereilten Handlungen und Unternehmungen, die mein gänzliches Zugrundegehen oder wenigstens das gänzliche Stillestehen meiner Lebenszwecke alle Augenblicke hätten herbeiführen können.“ (XIIIr. Bd. S. 242). „Doch ich klage nicht, fährt er fort; ich erkenne die Ursache meiner unglücklichen Schicksale mit Wehmuth in mir selbst; aber ich erkenne auch den Zusammenhang des Einflusses dieser Schicksale auf den ganzen Umfang der Bildungsmittel zu dem, wenn auch noch so unvollkommenen Grade der Ansichten und Grundsätze der Idee der Elementarbildung, zu welchem Gottes ob mir waltende Vorsehung mich in Uebereinstimmung mit mir selbst, sowohl durch den lebendigsten Drang meiner Wünsche und Neigungen als durch den Drang meiner Noth, hinführte. Diese Ansichten und Grundsätze sind die einzige Frucht meiner Lebensbestrebungen; sie sind der einzige Trost und die einzige Freude meines hinschwindenden Erdenlebens; sie sind das Einzige,

was meine ermattete Thatkraft auf Erden, noch wie in meinem Jünglingsalter, mit Feuer und Flammen ergreift, wenn und wo ich die Möglichkeit, darin einen Schritt weiter zu kommen, vor meinen Augen sehe. Dieses Feuer und diese Flamme wird auch nicht in mir erlöschen, bis ich meine Augen schließe. Ich erkenne es mit innerer Erhebung meines Herzens: Weniger Widerwärtigkeiten und ein glücklicheres Schicksal hätten diese Flamme, die meinen ursprünglichen Bestrebungen zu Grunde liegt, nicht in diesem Grade lebendig erhalten.“ (XIIIr. Bd., S. 282 und 283). — So wurde des Greisen Rückblick auf überstandene Leiden und Prüfungen ein wahrhaft christlicher Dank= und Lobgesang.

Und woher diese freudige Stimmung, dieser Muth und solche Heiterkeit der Seele? Pestalozzi wirkte, litt und stritt für eine große Sache, für die Sache der Menschheit, für das geistige Heil seines Volks und Vaterlands. Das war sein Bewußtsein. In diesem Bewußtsein lag seine Kraft, der Grund eines unerschütterlichen Vertrauens und der Quell jener Geduld, die selbst das Leiden für Glück und Gewinn ansieht. „Ich sage es mit Dank gegen die Vorsehung, sprach er; selber im Elend, lernte ich das Elend des Volks immer tiefer und so kennen, wie es kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, wie es war, und wie

es sich sonst Niemanden zeigte 5). Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemanden täuschte, das täuschte mich immer, aber was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr. Ich kannte das Volk, wie es um mich her Niemand kannte. Der Jubel seines Baumwolleverdienstes, sein steigender Reichthum, seine geweißeten Häuser, seine prächtigen Erndten, selbst das Sokratisieren einiger seiner Lehrer und die Lesezirkel unter Untervogtssöhnen und Barbierern täuschten mich nicht. Ich sah das Elend des Volks." (Vr. Bd., S. 6. und 7.) — Bei diesem Anblicke war Pestalozzi's Entschluß gefaßt, der Entschluß, sein Leben und alle seine Kräfte dem Wohle des Volks zu widmen, dasselbe durch naturgemäße Bildung zu retten, und ihm auf diesem Wege

---

5) Den Beweis für diese Behauptung hat Pestalozzi in Lienhard und Gertrud, diesem schweizerischen Volksgemälde, und in seinen Fabeln, oder wie er sie betitelte, „Figuren zu meinem A B C-Buch," geleistet. Diese Figuren zumal sind so wahr und lebhaft aus dem Leben des Volks geschnitten, daß kein Wunder ist, wenn, wie Pestalozzi (Xr. Bd. Vorrede) voraussah, viele Leser in den Wahn kamen, Pestalozzi habe diese Figuren eigens von der Nase ihres Herrn Vetters oder ihrer Frau Base abkopiert.

zu dauerhafterm Wohlstande zu verhelfen, als bloßer Baumwolleverdienst und die Lesezirkel der Untervogtssöhne zu geben vermögen. Und in diesem Entschlusse ließ sich Pestalozzi durch keinen Tadel erschüttern, durch keinen Zweifel beunruhigen, und durch Verunglimpfung so wenig als durch „Lobhudeleien" irre machen. „Ich wußte, was ich wollte, bezeugt er selbst, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zwecks." (Vr. Bd., S. 13.) Gelassen vernahm er das Hohngelächter und den Zuruf der ihn wegwerfenden Menschen: „Armseliger! Weniger als der schlechteste Taglöhner bist du im Stande, dir selber zu helfen, und du bildest dir ein, daß du dem Volke helfen könntest?" (Vr. Bd., S. 6.) — Vergebens warnten ihn seine Freunde, und prophezeiten ihm als ausgemacht, er werde dereinst seine Tage im Spital oder gar im Narrenhause enden. (XIIIr. Bd., S. 270.) Schmerzlich zwar ergriff es ihn, aber es warf ihn dennoch nicht aus der angetretenen Laufbahn, als selbst der tiefer blickende Lavater zu ihm sagte: „Pestalozzi! Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu Vielem, zu sehr Vielem fähig glauben, was Sie gerne thäten und gerne wären." (XIIIr. Bd., S. 227.) — Umsonst erklang auf der andern Seite das Lob unverständiger Freunde, die ihn hoch zu rühmen mein=

ten, wenn sie sein Streben als preiswürdige Liebhaberei taxierten, und etwa, wie dort in Pestalozzi's Fabel mit dem Titel: die Biberegger Liebhaberei (Xr. Bd., S. 178) der dicke Bürger Bandtli von des Stadtschreibers patriotischer Rede, davon sagten: „Dergleichen Sachen sind Liebhabereien, wie Steine und Muscheln in den Cabinetern.“ Durch alle diese Schreckstimmen gieng Pestalozzi muthig hindurch, und er ließ sich durch dieselben so wenig von seinem Ziele wegführen, als beim Ausbruche der schweizerischen Staatsumwälzung durch die Locktöne glänzender Stellen. Damals wies er den Ruf zu staatsbürgerlichen Aemtern und Würden mit den runden Worten zurück: „Ich will Schulmeister werden.“ (XIIIr. Bd., S. 286. Vr. Bd., S. 11.) — Er ward und blieb es bis zum Ende seiner Tage. Darum ist nun zu Birr ein Schulhaus das sinnvollste Zeichen seiner Ruhestätte, und, was er letztes Jahr in seinem Schwanengesange (XIIIr. Bd., S. 293) schrieb, ist seine wahre Grabschrift: ,Ich habe das Vergangene, das, was hinter mir ist, in mir sebst überwunden. Der Herr hat geholfen, Er, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht, und den glimmenden Docht nicht auslöscht. Ein Gefühl innerer Erhebung ergreift mich. Gerührt, wie in der Stunde der erhebendsten Andacht, spreche ich aus und danke es

Gott: der Zweck meines Lebens ist nicht verloren gegangen.“ —

Nein, edler Greis! Der Zweck deines Lebens gieng nicht verloren. Das Ergebniß deiner Lebensbestrebungen wird, wie du weissagtest (Ir Bd., Vorrede), hinter deinem Grabe forthin und kraftvoller bestehen, als es je durch dein Leben bestand. Der Geist deiner Elementarbildung ist in die Schulen unseres Vaterlands eingedrungen; du hast das Erbarmen für die Verlassenen im Volke wieder angeregt, und den Eifer für Volksbildung und Schulwesen zu neuem Schwunge belebt. Den Seegen deiner Leiden und Anstrengungen wird die Nachwelt einärndten, und sie wird, so lange den Schweizern die Lauterkeit, Selbstaufopferung und Ausdauer eines redlichen und wohlgemeinten Strebens und Wirkens für das Vaterland heilig bleibt, deinen Namen mit Verehrung nennen, obschon die in Aberwitz umgeschlagene Liebhaberei der Biberegger an deinem Grabe den Machtspruch hören ließ: Versunkener Mann! Du hattest kein Christenthum [6]). —

---

6) S. Eduard Biber's Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzi's. St. Gallen 1827 S. 276. 341 und 342.

Wir, getreue, liebe Eidgenossen! haben an solcher Mißkennung keinen Theil. Die Bürgerkrone, worüber zu verfügen uns vergönnt war, die einzige, die uns zu Gebote stand, haben wir auf das Haupt des ehrwürdigen Greisen gelegt, und es ist eben so schön als bedeutsam, daß Pestalozzi im letzten Jahre seines Lebens Vorsteher einer Gesellschaft war, die sehr entscheidend auf seinen Lebensgang einwirkte, deren Leben und Schicksal mit Pestalozzi's Leben und Schicksale so viel Aehnlichkeit hat. Niemand hat vor 70 Jahren im „Heiri Wunderli von Thorliken" den Begründer einer neuen Epoche in der Menschenbildung geahnet. Das Urtheil jenes Schulmeisters, der da behauptete, der gedankenlose, zerstreute, sonderbare Knabe sei von Grund aus verloren, und nie werde was Rechtes aus ihm werden, hat es nicht bis zu Pestalozzi's Hinscheiden aus dem Munde vieler, großer und kleiner, Schulmeister nachgeklungen? Mußten nicht Pestalozzi's Lebenszwecke stets unter fortwährenden Krisen des scheinbaren Untergangs sich zur Verwirklichung durchkämpfen, und ist es nicht wunderbar, daß mitten unter allen Mißkennungen, Mißgriffen, Mißverständnissen, Mißrechnungen, mitten unter Mißverhältnissen aller Art Pestalozzi's Saat zur Reife gedieh, und die Wirksamkeit seiner innern

Anschauungen mitten unter allen äußern Hindernissen so groß war?

Dieß, getreue, liebe Eidgenossen! war auch der Entwickelungsgang, das Leben und Schicksal der Helvetischen Gesellschaft.

Im Jahre 1784 hat einer der Stifter unserer Gesellschaft, Rathsherr S. Hirzel von Zürich, die „Geschichte der fünf ersten Jahre der Helvetischen Gesellschaft, von 1760 — 1765, — meist aus dem Briefwechsel zwischen ihm und dem Rathschreiber Iselin von Basel gezogen und zusammengestellt," — seinen versammelten, eidgenössischen Brüdern vorgelesen, und sie ist den gedruckten Verhandlungen des Jahres 1784 beigefügt. Die Gesellschaft hatte damals ein Alter von kaum 24 Jahren, und doch überblickte sie mit Vergnügen und Theilnahme die zurückgelegte Bahn. Hirzel's Vorlesung schilderte sehr umständlich den Ursprung der Helvetischen Gesellschaft, und die Freuden des jedesmaligen Wiedersehens in diesen ersten fünf Jahren; nur leise dagegen, als wie es die damaligen Verhältnisse geboten, und auf eine für uns, wenn nicht anderweitiger Aufschluß hinzukommt, unverständliche Weise berührt sie die Mißverständnisse, Reibungen und Kämpfe der Helvetischen Gesellschaft von Innen und Außen. Hierüber soll der Briefwechsel der Stifter unse-

rer Gesellschaft, ihrer Gegner und Freunde damaliger Zeit, ein helleres Licht verbreiten. Viel lehrreicher, als vor 44 Jahren, und weit ermunternder als damals ist jetzt der Rückblick auf Entstehen, Leben und Schicksal unserer Gesellschaft, auf ihre Leiden und Anfechtungen, ihre Wirkungen und Folgen.

Der Schulmeister in Zürich wäre wohl in große Verwunderung gekommen, wenn Jemand ihm gesagt hätte, dieser „Heiri Wunderli von Thorliken" werde dereinst der Schulmeister aller Schulmeister werden. Aber noch größer wäre sicher das Erstaunen jenes zu seiner Zeit hochberühmten Magisters in Leipzig, des unpoetischen Dichters Gottsched, gewesen, wenn Jemand ihn versichert hätte, daß er die Stiftung einer Helvetischen Gesellschaft veranlassen werde. Und doch that er es. Die schweizerischen Dichter, Bodmer und Haller, bildeten in ihrem ästhetischen Kampfe mit Gottsched förmliche Poetenschulen aus talentvollen Jünglingen von Zürich, Bern und Basel. Diese drei Dichterschulen kamen nach und nach in gesellschaftliche Berührung. Die begeisterten Jünglinge besuchten sich gegenseitig, um einander ihre dichterischen und rednerischen Aufsätze vorzulesen. So lernten sie sich kennen. Einige dieser Jünglinge, nun zu Männern herangereift und bereits in ehrenvollen Aemtern stehend, die beiden Rathschreiber Isaak

Iselin von Basel und Salomon Hirzel, ferner Salomon Geßner und Obmann Heinrich Schinz von Zürich sahen sich wieder zu Basel im Jahre 1760 bei Anlaß der Jubelfeier der dortigen Hochschule. Der süße Genuß des Wiedersehens weckte das Verlangen nach öfterer Wiederholung desselben, und so kamen sie überein, im folgenden Jahre mit Zuzug anderer, gleichgesinnter Freunde, irgendwo an drittem Orte, auf halbem Wege, zusammenzutreffen. Schinznach wurde zum Versammlungsorte bestimmt. Hier waren im Jahre 1761 am verabredeten Tage, den 3. Mai, Rathschreiber Iselin und Hauptmann Frey von Basel die ersten angelangt. Die von Zürich ließen auf sich warten, und schon kam Iselin in Besorgniß, sie werden nicht Wort halten. Traurig saß er auf der Bank an der Ecke des Lustwäldchens gegen Brugg, und er überließ sich seinen mißmuthigen Gedanken. Plötzlich erschallt Zuruf und Freudengeschrei. Es sind die Freunde von Zürich: Salomon Hirzel, Salomon Geßner, Obmann Schinz und Hauptmann Keller, mit ihnen zwei Domherren, die Gebrüder von Beroldingen von Uri, zu denen sich gleich nachher noch der, später so berühmt gewordene Leibmedikus, Dr. Zimmermann von Brugg gesellte. Diese 9 Eidgenossen verlebten mit einander zwei fröhliche Tage. Als sie sich im Jahre 1762 wieder sahen, hatte sich ihr Kreis um 6 Glie-

der aus den Kantonen Zürich, Bern und Luzern vermehrt. Erst im Jahre 1763 konstituirten sie sich, nun schon 21 an der Zahl, als Helvetische Gesellschaft, und 6 Ehrengäste wohnten der Versammlung bei. Das, getreue, liebe Eidgenossen! ist der Ursprung und die Entstehung unserer Gesellschaft.

Kaum entstanden, theilte sie das Loos aller menschlichen Verhältnisse. Streit und Kampf erhob sich in ihrem Innern, und Kampf und Streit hatte sie nach Außen zu bestehen.

So lange die Gesellschaft, wie im Jahre 1761 und 1762, nur aus 9 oder höchstens 15 gleichgesinnten Freunden bestand, war ihr inneres Leben rein und ungetrübt. Jede Zusammenkunft war nur Austausch einmüthiger Ansichten, Erguß herzlicher Gefühle, nur ein „Lustwanwandeln im Garten der Freundschaft“, wie sich Iselin einmal ausdrückte. Der kleine Kreis vertrauter Freunde bedurfte jener äußern Förmlichkeiten nicht, die für größere Vereine nöthig sind; aus denen aber gar oft Mißverständnisse hervorgehen, die sich nicht heben, Forderungen, die sich nicht befriedigen, und Reibungen, die, bei freier Aeußerung ungleicher Ansichten in förmlicher Berathung, sich nicht verhüten lassen. Daher sind es denn auch nur die Jahre 1761 und 1762, in welche die fast schwärmerischen Aeußerungen Hirzel's und Iselins fallen, die wir in

Hirzel's „Geschichte der fünf ersten Jahre der Gesellschaft“ lesen [7]), und denen ich hier, Beispielsweise, eine noch unbekannte Zugabe aus Iselins handschriftlichem Nachlasse beifügen will: Am 3. Juni 1762 schrieb Iselin, der Rathschreiber, einem Freunde Folgendes: „Auch ich bin von den zu Schinznach genossenen Freuden krank nach Hause gekommen. Mein Leib ist nicht fähig gewesen, die unschuldigen Ausschweifungen meines Geistes und meines Herzens zu ertragen. O was für Tage sind es gewesen, die ich mit Ihnen und unsern schätzbaren Freunden im Schoose der Freundschaft und Unschuld verlebt habe. O mein Werthester! fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich will mich täglich mehr bestreben, die Güte von Ihnen und andern Tugendhaften zu verdienen. Ich will jährlich, so lange mir Gott Leben und Gesundheit gönnt, in Ihre Arme eilen, um mich an Ihren weisen Unterhaltungen zu erquicken, und zur immer lebhaftern Liebe der Tugend und des Vaterlands zu stärken. Der Grund zur beständigen Dauer dieser Versammlungen ist nun gelegt, und ich hoffe, es soll zum Besten unseres theuern, allgemeinen Vaterlandes sein. Ich hoffe, die Eidgenossen werden von Tag zu Tag

---

7) Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft 1784. S. 38. 55. 58.

sich mehr gewöhnen, einander als Brüder anzusehen, deren Wohlfahrt einzig und allein von ihrer Einigkeit und Liebe abhängt. Trachten wir, die heillosen Unterschiede, die uns von einander trennen, zu vertilgen. Bestreben wir uns, allen unsern Mitbürgern die herrlichen Vortheile begreiflich zu machen, die uns von allen Seiten her zufließen müssen, wenn wir gemeinsam an der Wohlfahrt vieler Staaten arbeiten, die, einzeln, alle klein, zusammengenommen aber sehr beträchtlich sind." —

Ganz anders gestaltete sich das innere Leben der Helvetischen Gesellschaft seit ihrer Konstituierung im Jahre 1763 und dem daraus erfolgten Beitritte von Gliedern aus allen Gegenden der Schweiz. Daß dieses so kommen werde, hatten die zwei eigentlichen Stifter des Vereins, die beiden Rathschreiber Iselin und S. Hirzel, vorausgesehen. Kaum waren im Jahre 1762 die vom Stadtarzt Hirzel entworfenen Statuten, wodurch der Beitritt allen Eidgenossen geöffnet würde, genehmigt, theilten sie einander ihre Besorgnisse mit. „Unsere Stiftung ist zwar schön, schrieb Iselin an S. Hirzel, aber ich fürchte, wir haben dadurch unsre Zusammenkunft einer vorzüglichen Anmuth beraubt, und sie der Menge preisgegeben," — wobei er sich freilich damit tröstete: „Wenn unsere Versammlungen gar stark werden, so wird zwar unserm Vergnügen

etwas abgehen; allein der Nutzen für das Vaterland wird diesen Verlust mit einer andern Art von Freude ersetzen.“ S. Hirzel klagte seinem Freunde Iselin: „Es sollte eine Gesellschaft von ausgewählten Gliedern sein; und jetzt soll Jedermann kommen, wer nur gerne will? So werden die guten Absichten verhindert. Wir müssen bald einen Landammann wählen; denn die Zahl des Volks wird groß sein. Da Sie ehedem einsam im Buchwäldchen die Hände zusammenschlugen, daß vielleicht Niemand kommen wolle, werden Sie bald wegen der Menge, die erscheint, die Hände zusammenschlagen [8].“ — Alle diese Besorgnisse waren gegründet; denn bald zeigte sich ein Widerstreit der Gesinnungen und Ansichten, der zuweilen in leidenschaftlichen Kampf übergieng. Liebe zum Vaterlande, Reinheit der Absicht und entschlossener Wille zu Beförderung des Guten mochte zwar in allen Gliedern leben, und das feste Band sein, welches die mit jedem Jahre wachsende Zahl derselben zusammenhielt; auf welchen Wegen aber das Wohl des Vaterlandes zu fördern, und überhaupt die Wirksamkeit der Gesellschaft nach dem Ziele, das Allen vorschwebte, zu richten sei, darüber waren die

---

8) Hirzels Geschichte der ersten fünf Jahre in den Verhandlungen der Helv. Gesellschaft 1784. S. 59 und 62.

Meinungen und Ansichten sehr getheilt. Die Jugendbildung der einzelnen Glieder, ihre Gemüthsart und Stellung im bürgerlichen Leben äußerten auch hier ihren Einfluß. Da die Mehrheit der Glieder, in den ersten Jahren nach Konstituierung der Gesellschaft, zu den regierenden Familien der verschiedenen Kantone gehörte, so war natürlich, daß in den Berathungen der Gesellschaft zuweilen auch die staatsbürgerlichen Ansichten sich lauter oder leiser bekämpften. Schon im J. 1765 standen ganz sichtbar zwo Hauptansichten einander gegenüber; die Wortführer der einen Ansicht waren die Züricher, denen sich die östlichen Schweizer, die Baseler und Solothurner anschloßen; die Sprecher der andern Ansicht waren die Berner, denen in der Mehrheit die Luzerner und die Glieder aus den Urkantonen beipflichteten. Jene, die Züricher, wollten, daß die Gesellschaft alles äußere Gepränge vermeide, bei aller eidgenössischen Einfachheit aber kräftig ins Leben eingreife. Von dieser Seite her kamen alle wahrhaft praktischen und durchgreifenden Vorschläge, z. B. Bodmers Entwurf einer eidgenössischen Tischgesellschaft, Hirzels Vorschlag zu Sammlung der eidgenössischen Urkunden, Lavaters Volkslieder, Salis Rede über Erziehung der Jugend in Republiken (1772), Zellwegers Rede gegen Aufwand und Luxus (1776), Füßli's Erläuterung des Stanzerverkommnisses, und dessen Rede im Jahre

1782, die den faulen Fleck im damaligen Zustande der Eidgenossenschaft freimüthig und mit Vorschlägen zur Abhilfe heraushob, — Chorherrn Guggers Darstellung des wahren Republikanismus, als Freiheit und Gleichheit Aller vor dem Gesetze (1773) ꝛc. — Die Freunde der andern Ansicht, an ihrer Spitze die Berner, schienen die Wirksamkeit der Gesellschaft mehr auf die höhern Stände beschränken zu wollen, und ein zu starkes Eingreifen in das Leben des Volks zu fürchten; sie hätten gerne die Gesellschaft in eine gelehrte Akademie umgeschaffen, und es wurden auch hiefür mehrere Versuche gemacht. Von dieser Seite her vernahm man nur allgemein gehaltene Reden und nur solche Vorschläge, die den eben angegebenen Zwecken entsprachen, z. B. Wattenwyls Rede über die physische Bildung eines gesunden Körpers (1774), — Grafenrieds Vergleichung der Geschichte Griechenlands und der Schweiz (1780), — Fellenbergs Rede über Erziehung und Bildung von Staatsmännern (1786) ꝛc. Aus dieser Verschiedenheit der Grundansicht über die Mittel zum Zwecke, den wohl Alle nur im Heile des Vaterlands erblickten, entwickelte sich nach und nach ein innerer Streit. Die Züricher tadelten die Grandezza der Berner, beschuldigten sie der Prunkliebe, des Hanges zur steifen Förmlichkeit und der Abneigung gegen Freiheit und Volkswohl. Die Berner hingegen sahen in der

durchaus praktischen Richtung der Zürcher gefährliche Schwärmerei, Pedantismus und eine Vorschnelligkeit, die dem Guten, statt es zu fördern, neue Hemmungen bereitet. Amtmann Schinz von Zürich schrieb am 2. Jänner 1765 einem andern Mitgliede der Gesellschaft zu Basel Folgendes über die Schinznacherfreunde von Bern: „Die einfachsten Maschinen sind die dauerhaftesten; wir sind schon lange Einer Meinung, Sie und ich, über die Einrichtung unserer Helvetischen Gesellschaft. Hat sie nicht Bestimmung genug? Giebt sie nicht wesentlichen Nutzen, so wie sie ist? Unser großer Endzweck war, Vertraulichkeit und persönliche Freundschaft unter rechtschaffenen Männern aus allen verbündeten Staaten zu stiften. Dieser Baum ist gepflanzt; er wird von selbst emporwachsen, in Aeste sich ausbreiten, Blätter und Früchte hervorbringen, wenn man ihn nur nicht verkünsteln, in groteske, von der Natur allzuweit abweichende Figuren zwingen und zuschneiden will. B e r n liebt d e n S c h i m m e r und d a s G e r ä u s c h; es entfernt sich am meisten von dem allgemeinen Nationalcharakter. Wie ich seither vernahm, hat man endlich die neuen Projekte wieder fallen lassen, nachdem von Zürich aus jede mögliche Vorstellung dagegen gemacht und bewiesen wurde, daß die Last solcher Zierarthen und Angehängsel nothwendig das Hauptgebäude erdrücken

müßte.“ — Hingegen meldete Bibliothekar Sinner in Bern, Mitglied unserer Gesellschaft, einem andern Schinznacherfreunde zu Luzern am 2. November 1766 Folgendes: „Die Besorgnisse unserer Regierung (von Bern) über die Schinznachergesellschaft haben zwo Hauptursachen; die erste ist diese, daß unsere Freunde in Solothurn, die Ihnen bekannt sind, in den verdrießlichen Angelegenheiten wegen des französischen Dienstes sich nicht nur gegen Herrn von Besenval ausgesprochen und dadurch sich Feinde gemacht, sondern auch ihre Abneigung gegen Frankreich etwas zu stark an den Tag gelegt haben. Ich möchte wünschen, daß jeder gute Schweizer weder französisch noch antifranzösisch, weder holländisch noch englisch gesinnt wäre, sondern in allen Geschäften mit stillem Gemüthe das Beste seines Vaterlandes ohne Vorurtheil suchen würde. Von Solothurn aus kam der Haß gegen unsere Gesellschaft nach Bern. Auf der letzten Tagsatzung zu Frauenfeld wurde zwischen den Herren Gesandten von Zürich und Bern Vieles darüber gesprochen; denn da eben auch unsere Freunde von Zürich, besonders Bodmer, Füßli und Lavater, man muß es aufrichtig sagen, etwas zu enthusiastisch sind, so haben sie sich in Zürich viele Feinde gemacht. — Die zweite Ursache ist diese: Die im Jahr 1765 gedruckte Schrift des

Herrn Bodmers [9]), mit dem Titel: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen,“ enthält solche Stellen, die gewiß kein wahrer Patriot, der Einsicht und Klugheit hat, billigen kann. Lesen Sie nur S. 47, wo es heißt: „Man kann es ja fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfalle ganz nahe sind;“ — ferner S. 59: „Der Umgang der Herren Botschafter würde sodann freundlich und liebreich, nicht mehr drohend und vorschreibend sich zeigen,“ — und überdieß finde ich besonders das sehr bedenklich, was S. 47 über die Tagsatzung der Eidgenossenschaft gesagt wird [10]). Ist nun dieses klug

---

9) Sinner irrte hier; die Schrift ist nicht von Bodmer, sondern von dem Luzernischen Rathsherrn Franz Urs Balthasar verfaßt, und den Verhandlungen der Helv. Gesellschaft 1765 S. 15 — 60 beigedruckt. Bodmer hingegen ist der Verfasser des, in jenen Verhandlungen ebenfalls abgedruckten „Entwurfs einer Helv. Tischgesellschaft,“ worin einer von Balthasars patriotischen Träumen, nämlich der einer schweizerischen Bildungsanstalt, umständlicher ausgeführt ist.

10) Die bedenkliche Stelle lautet also: „Wir sehen die alte Tapferkeit versunken, die Ehre der Nation verflogen, die Armuth eingedrun=

geschrieben? Soll man hoffen, mit dergleichen Ausdrücken das Zutrauen der Regierungen und die Liebe der ganzen Eidgenossenschaft zu gewinnen? Gewiß, wenn wir diese Schrift erdauert und reiflich erwogen hätten, so hätten wir nicht zugegeben, daß unsere Gesellschaft sie ohne Ausbesserung als ihr Eigenthum anerkenne, und im Drucke herausgebe." — An den nämlichen Schinznacherfreund in Luzern schrieb Joh. Rudolf von Wattenwyl von Bern am 9. Mai 1767. Folgendes: „Da die Zeit unserer Zusammenkunft in Schinznach vor der Thüre ist, so berichten Sie mich doch mit erster Post, ob Sie dahin gehen werden. Weiß ich Sie dort anzutreffen, so wird dieß mich, meiner vielen Geschäfte ungeachtet, bestimmen, mich daselbst einzufinden. Unsere Freunde von Bern werden fast alle von der Parthie sein. Dieß wird ihnen

---

gen, um so mehr, als Pracht, Uebermuth und Verschwendung sich empor schwingt. Das gute Verständniß auf den Tageleistungen verkehrt sich in Zurückhaltung und Zerrüttung; so viele Köpfe, so viele verschiedene Meinungen ohne Zusammenhang; nur die guten Gesinnungen Weniger thun dem Geiste des Eigennutzes Einhalt. Die Gerechtigkeit selbst muß sich oft geschändet sehen, und zwar öfters von solchen, welche, als Väter des Vaterlands, ihr eine starke Hand bieten sollten." —

seltsam vorkommen wegen des von unserer Regierung ergangenen Verbots. Seit Kurzem aber ward Alles, worüber wir uns nachdrücklich beschwert haben, aufgehoben und annulliert. Sobald unsere gnädigen Herren, durch unsere Vorstellungen belehrt, einsahen, welch' irrige Begriffe man ihnen von unserer Gesellschaft beigebracht habe, so ließen sie von selbst uns Gerechtigkeit widerfahren, und enthoben uns der verdrießlichen Extremität, unsere Beschwerden vor Räth und Zweihundert zu bringen, wozu wir entschlossen waren. Der erste Stoff dieses Unwillens wider unsere Gesellschaft wurde nicht zu Bern angezettelt, sondern voriges Jahr zu Frauenfeld (auf der Tagsatzung) angesponnen, und die Zürcherische Enthusiasterei von Füßli und Comp. hat, mit einigem Grund, Anlaß dazu gegeben. Ich werde Ihnen mündlich allerhand Anekdoten darüber sagen. Sie lieben die Züricher Pedanten so wenig als ich." — Der sanfte, treuherzige Iselin suchte nun zwar, diese verschiedenen Bestandtheile zusammenzuhalten, die ziemlich weit auseinandergehenden Ansichten auszugleichen, und, obschon sein patriotischer Eifer sich mehr zur praktischen Richtung der Züricher und ihrer Sinnesverwandten hinneigte, dennoch auch den trefflichen Gesinnungen und Eigenschaften der Berner Anerkennung zu verschaffen. So schrieb er am

7. Mai 1767 einem Freunde in Zürich: „Unsere Schinznacherfreunde von Bern sind schätzbare, verehrungswürdige Patrioten, die auf nichts denken und auf nichts sinnen, als was die Glückseligkeit des Vaterlandes und des Menschengeschlechts beförden kann. Unsere Freunde von Zürich haben falsche Begriffe von denen zu Bern, wenn sie meinen, Hochmuth oder Stolz entehre die großen Eigenschaften derselben. Ich kenne keine höflichern und angenehmern Leute. Sie werden es selbst gestehen, sobald Sie dieselben näher kennen.“ — Inzwischen waren Iselins Bemühungen und die Stimmen anderer Gleichgesinnten nicht im Stande, den Ausbruch jener innern Gährung der Ansichten immer zu hindern. Schon in der Versammlung des Jahrs 1765 wurde die Berathung über den Bodmerschen Entwurf einer Helvetischen Tischgesellschaft, den die Züricher und Basler unterstützten, die Berner und Luzerner aber bekämpften, mit einer Heftigkeit geführt, die viele Gemüther verwundete, und große Mißstimmung hervorbrachte [11]. — Der Präsident der Gesellschaft, Rathsherr Meyer von Luzern, hielt dagegen, so wie gegen den Vor-

---

11) Hirzels Geschichte der ersten fünf Jahre der Helv. Gesellschaft in den Verhandlungen 1784. S. 85 — 88, worin aber die oben angeführten Umstände nicht berührt sind.

schlag eines Mitglieds von Zürich zu Herausgabe von Lebensbeschreibungen edler Eidgenossen eine stundenlange, so feurige Rede, daß die Züricher sich beleidigt fühlten, und selbst der stille, versöhnliche Iselin sich eines augenblicklichen Unwillens nicht erwehren konnte. Er schrieb darüber am 1. Juni 1765 einem Schinznacherfreunde zu Luzern Folgendes: „Nun sind sie wieder vorbei die frohen Tage, die der Freundschaft und dem Vaterlande geheiligten Tage, die aber dießmal für uns Tage mannigfaltiger Prüfungen und Erfahrungen geworden sind. Ich verhehle es nicht; ich bin mit betrübtem Gemüthe von Schinznach verreist. Seit dem ich aber, was da vorgegangen ist, reiflich überlegte, so ist mir der Muth wieder gekommen, und ich hoffe, was in diesem Jahre zu Schinznach vorgieng, werde eine mächtige Lehre für uns werden. Diese Stürme sind mir ein Beweis, daß die Gesellschaft erschüttert werden könne, aber auch, daß sie unzerstörbar sei. Die Gefahr, der wir ausgesetzt waren, wird uns alle behutsamer machen. Ich erkenne die mannigfaltigen Fehler, zu denen mich meine Eitelkeit verleitet hat. Meine Bemühung soll hinfort sein, mich vor dieser schweichelnden Feindin zu hüten. Ich bin immer lange vor der letzten Versammlung in Besorgniß gestanden, sie möchte nicht so angenehm sein, als die vorhergehenden. Indessen kann ich

es doch nicht verdauen, daß die Vorschläge so roh abgewiesen wurden, und ich weiß noch nicht, was ich von der langen Rede halten soll, womit unser Vorsteher (Rathsherr Meyer von Lúzern) dieselben bekämpft hat. Ich will nun aber Alles vergessen, und nur an die freundschaftlichen Unterredungen, die wir mit einander gehabt haben, nur an das Vergnügen denken, einen Prinzen und einen Bauer zu kennen, die beide in ihrer Art vortrefflich sind.“ — Iselins Aeußerung vom Prinzen und Bauer bezieht sich auf folgenden Umstand: Se. Hochfürstl. Durchlaucht der Herzog Eugen Ludwig von Würtemberg, der sich damals in Lausanne aufhielt, war im eigentlichen Sinne des Wortes ein philosophischer Fürst; er trat in freundschaftliche Verhältnisse mit den gelehrtesten Männern der Schweiz, und bewarb sich um Aufnahme in die bereits zu hohem Rufe gekommene Helvetische Gesellschaft. Als er bei der Versammlung zu Schinznach im Jahre 1765 erschien, und zum ordentlichen Mitgliede gewählt wurde, war sein ausdrückliches Verlangen, daß sein Name im Verzeichnisse der ordentlichen Mitglieder nicht anders als in alphabetischer Ordnung, unter dem Buchstaben W., aufgeführt werden möge [12]). In der nämlichen Versamm-

12) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1765. S. 8.

lung erschien auch der Zürcherische Bauer Kleinjogg, genannt: der philosophische Bauer [13]), mit welchem der Prinz Arm in Arm gieng, und sich vertraulich mit ihm unterhielt. Das war nun eine Bürgerlust für die Patrioten von Zürich, Basel und der östlichen Schweiz, den Prinzen mit einem Bauer Arm in Arm, an der gleichen Tafel, und somit das Bild der Gleichheit aller Stände leibhaftig vor sich zu sehen. Andere fanden an diesem Auftritte weniger Behagen, und es offenbarte sich auch hierin eine bedeutende Verschiedenheit in den Ansichten der Schinznacherfreunde. Schon, als der Wunsch des Prinzen, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, verlautete, wurden von Bern aus Besorgnisse darüber geäußert. Joh. Rudolf von Wattenwyl schrieb darüber am 1. März 1765 einem Freunde Folgendes: „Man redet viel davon, der Prinz von Würtemberg, der sich in Lausanne befindet, werde in unsere Versammlung nach Schinznach kommen. Man kann die vortrefflichen Eigenschaften und Tugenden dieses Herrn nicht genug erheben. Er steht mit vielen Gliedern unserer ökonomischen Gesellschaft und mit verschiedenen unserer Freunde von Zürich in

13) Den der Rathsherr und Stadtarzt Hirzel durch seine Schriften so berühmt gemacht hat, daß alle fremden Reisenden ihn auf dem Katzen-Rütihof besuchten.

vertrautem Briefwechsel. Er liebt und lobt nichts höher als die Schweiz. Ich bewundere nun zwar seine erhabene Denkungsart, und verdanke ihm seine gutmeinenden Gesinnungen gegen die Eidgenossen; daß er aber auf Schinznach komme, mißfällt mir im höchsten Grade. Wir sind vertraute Freunde und Brüder, die sich über Angelegenheiten ihres gemeinsamen Hauswesens mit einander unterhalten, und über einheimische Sachen und Einzelnheiten offenherzige Gespräche führen, die von einem Fremden weder können noch sollen angehört werden. Tausend Gründe bereden mich, daß dieses unserm Institute völlig zuwider sei, und vielleicht den Verfall desselben nach sich ziehen möchte." — Dem Prinzen wußte der Präsident, Rathsherr Meyer von Luzern, nichts Schmeichelhafteres zu sagen, als daß er, von Herzog Ulrichs Zeiten her, Burger der Stadt Luzern und Solothurn sei [14]), worüber Seine Durchlaucht wohl gelächelt haben mag, was im Protokoll nicht angemerkt ist. Dem guten Bauer Kleinjogg wurde die Vertraulichkeit und Gunst des Prinzen über die Maaßen mißgönnt. Ein Schinznacherfreund schrieb einem andern Mitgliede, dem Baron von Zurlauben von Zug, am 12. Juni 1765: „Man sieht nicht, warum die Züricher so großes Aufheben mit ihrem philoso=

---

14) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1765. S. 92.

phischen Bauer machen. Lernt man durch Zufall den Mann selbst kennen, so fällt die Larve; der Mensch steht vor Augen und der Held verschwindet." — „Ich vermuthete schon lang, erwiederte Zurlauben am 17. Juni 1765, daß die Person des philosophischen Bauers ein Roman sei. Sie haben sehr gut gethan, den Umtrieben entgegenzustehen, wodurch man die Zahl der Mitglieder zu sehr vermehren wollte. Diese Vermehrung würde nach und nach untüchtige oder unschickliche Individuen in die Gesellschaft bringen, und sie wäre der Vorbote ihres gänzlichen Verfalls. Der einzige und wahre Zweck der Schinznachergesellschaft soll der sein, darin nur Mitbürger von ausgezeichnetem Namen kennen zu lernen." — In der Versammlung des Jahres 1766 erhob sich auch ein ziemlich lebhafter, im Protokoll aber nicht angemerkter Streit über den Antrag eines Mitglieds von Bern, daß man künftig die Versammlung nur in den Hauptorten der Schweiz halten möchte. Darüber schrieb Iselin am 17. Juni 1766 einem Freunde in Luzern: „Es kommt mir doch allzubedenklich vor, daß die Schinznachergesellschaft sollte aufgelöst, und an ihre Stelle nur eine Zusammenkunft, zu welcher Jedermann der Zutritt frei stände, gesetzt werden. Auf diese Weise würde bald Alles zerschmelzen. Auch finde ich bei näherer Ueberlegung Herrn Tscharners Vorschlag, die

Versammlung abwechselnd in den Hauptorten zu halten, unausführbar. Man würde wahrlich an solchen Orten lange nicht die Freiheit und Anmuth genießen, die Schinznach einen so unschätzbaren Werth geben." — Neben allen diesen geistigen Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten, worin Stoffs genug zu fortwährender, wenigstens geheimer, Spannung und Störung lag, kam dann auch noch durch Eitelkeit und Großsprecherei solcher Glieder, die das Wesen und die Wichtigkeit des vaterländischen Vereins nicht begriffen, mancher Verdruß und manche Bitterkeit in das innere Leben der Gesellschaft. Darum glaubte der Präsident der Gesellschaft im J. 1768, Amtmann Schinz von Zürich, zu dießfälliger Vorsicht ermahnen zu sollen; er sprach in seiner Eröffnungsrede: „Freuen wir uns, liebste Freunde! daß wir es sind, die vielleicht Werkzeuge der Vorsehung abgeben sollen, um neue Stärke und neues Heil über das Land zu bringen. Aber diese unsere Freude muß demüthig und mit dem Bestreben verbunden sein, durch Lauterkeit der Absicht und wahre Thätigkeit einer so hohen Bestimmung würdig zu sein. Fern sei von uns, daß wir den Titel: „Helvetische Gesellschaft," den Namen der „Hundert Schweizer von Schinznach" nur zum Federbusch der Eitelkeit und zur Schelle der Ruhmsucht machen, und mit Schwulst und affektierter

Unterscheidung unsere Mitbürger mehr ärgern als erbauen. Wahres Verdienst und eine reine Begierde, zu nützen, suchen nicht gaffende Augen, vermeiden behutsam das Geräusch, und verschaffen sich in bescheidener Kleidung und durch sanftes, gefälliges Wesen Aufnahme bei den Menschen. Würden unsere Versammlungen mehr leeres Gepränge, der gewöhnliche Kitt so vieler hochtrabenden Gesellschaften in der Welt, als Wirksamkeit, mehr Vorspiegeln von Gelahrtheit als Fleiß und Eifer, mehr nur die Maske schöner Gesinnungen als unverfälschte Triebe standhafter Tugend enthalten, so wären sie eine Seifenblase, die das Aug jetzt ergötzt, und dann wieder zerplatzt [15])." Auch andere besonnene Glieder mahnten eindringlich zu Vermeidung alles Aufsehens und eiteln Spiels, wodurch nur Neid erregt, und das Gute verfeindet und gehemmt wird. Es schrieb der Bibliothekar Sinner in Bern am 16. August 1766 einem Freunde Folgendes: „Hat Herrliberger Ihnen auch seinen seltsamen Gedanken, die Lebensbeschreibungen und Porträts der Glieder der Helvetischen Gesellschaft herauszugeben, mitgetheilt? Etwas übler erdachtes und unüberlegteres habe ich noch nicht gehört. Man wird wohl thun,

---

15) Verhandl. der Helvetischen Gesellschaft 1768. Seite 19 und 20.

ihn von diesem Projekt abzuhalten. Unsere Schinznachergesellschaft hat nur zu sehr schon die Augen vieler Zeloten und Feinde auf sich gezogen.“ — So hatte die helvetische Gesellschaft in ihrem innern Leben unanfhörlich mit allen jenen Hindernissen und Gebrechen zu kämpfen, die nothwendig aus einem Verein verschiedener Ansichten und Gemüthsarten hervorgehen müssen. Inzwischen wurde dieser Widerstreit soviel möglich durch friedliche Gemüther vermittelt, und der innere Kampf, wenn er dem Ausbruche nahe war, meistens durch versöhnende Stimmen beschwichtigt. Ueberdieß half zu Läuterung der Gesinnungen und Ausgleichung der Ansichten auch hier, wie überall, der Kampf und Streit nach Außen, der niemals abließ, und besonders bis zum Jahre 1790 das Dasein und die Fortdauer der Gesellschaft mehr als einmal gefährdete.

Das Vorspiel der ganzen Reihe von Verfolgungen wurde durch die Censur eröffnet; diese machte große Schwierigkeiten, als im Jahr 1763 die Verhandlungen der Gesellschaft zum erstenmal gedruckt werden sollten [16]). Kein Wunder! Es war darin mancher Wunsch und Gedanke, der gar unangenehm in die bisher

---

16) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1784. Hirzels Geschichte rc. S. 73.

gewohnten und wohlhergebrachten Redeübungen hineinklang, z. B. Franz Urs Balthasars, des sterbenden Rathsherrn, Aeußerung: „Es ist unserer Zeit vorbehalten worden, mit tiefern Blicken in das Innere unseres Staats einzudringen, und, gleich dem Arzte, dessen Kenntniß des Uebels für den Kranken Grund zur Genesung ist, eben auch für seine Gebrechen die rechten Heilmittel zu erkennen und anzuwenden" (S. 36); und Hirzels Wort: „Der Geist der Herrschsucht muß uns nothwendig in den Augen großer Herren und mächtiger Staaten klein und verächtlich machen; — die Eidgenossenschaft ist eine Republik zu Erhaltung der bürgerlichen Freiheiten" (S. 58 und 63), und dergleichen. — Sobald diese Verhandlungen bekannt wurden, begann die Verfolgung, und sie wurde mit jedem Jahre stärker und wirksamer. Gewalt, Witz, Spott, Verdächtigung und Lästerung lagerten sich von allen Seiten um die Helv. Gesellschaft herum. Ueber sie spottete die gekränkte Eigenliebe derer, die nicht früh genug zum Beitritte waren eingeladen worden, oder deren Ansuchen um Aufnahme, bei der später nöthig gewordenen Festsetzung einer gewissen Zahl von Gliedern, unerfüllt blieb[17]); es verdächtigte sie das Miß=

---

17) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1784. a. a. O. Seite 26.

trauen derer, die das Aufleben eines ächteidgenössischen Geistes zu fürchten hatten; es verläumdete sie die böswillige oder gutmüthige Engherzigkeit derer, die sich den friedlichen und christlichen Duldungsgeist nicht mit eigener, fester Ueberzeugung zusammendenken konnten, und somit im freundschaftlichen Verein von Männern, und sogar von Geistlichen beider Konfessionen ganz klar eine Quelle religiöser Lauheit und Gleichgültigkeit erblickten. Alles wirkte zusammen und soviel, daß am Ende die Regierungen Verdacht schöpften, und die Helvetische Gesellschaft zum Gegenstand ihrer Berathungen machen zu müssen glaubten. Die Folge war, daß der Besuch der Gesellschaft im Jahre 1766 zu Bern, später in Luzern verboten, und in Freiburg und Solothurn für eine der Regierung mißbeliebige Handlung erklärt ward. Ueber das zu Bern erlassene Verbot giebt uns der Briefwechsel der Bernischen Schinznacherfreunde folgenden Aufschluß: Gottlieb Emanuel von Haller schrieb darüber am 21. Sept. 1766 Folgendes: „Die Schinznachergesellschaft, welche doch ein so vortreffliches Institut ist, wurde gestern (20. Sept.) als eine höchst bedenkliche und dem Staate gefährliche Gesellschaft den Bernern verboten, und fast wäre es der ökonomischen Gesellschaft eben so ergangen. Ich hoffe aber, es werde die eine oder andere dieser Verfügungen vor

den Großen Rath gelangen, und der weitaussehende Schritt in gesetzmäßigeres Model gegossen werden." — Am 28. Sept. 1766 meldete der nämliche seinem Freunde: „Das Verbot der Schinznachergesellschaft ist weit feiner, als ich mir eingebildet hatte. Man hat diese Gesellschaft nicht so platterdings verboten, sondern ließ nur den Mitgliedern sagen, daß man zwar von dieser Gesellschaft nichts Böses vermuthe, hingegen befürchte, es könnten andere Gesellschaften entstehen, die weit gefährlicher wären, und die man nicht wohl stören dürfte, wenn die von Schinznach aufrecht bliebe; man bitte sie daher, sich dieser Gesellschaft zu enthalten, und dadurch nach und nach den Verfall derselben zu befördern. Sie sehen, mein Freund! wie fein dieses eingefädelt ist. Auf solche Weise können sich die hiesigen Glieder der Gesellschaft nicht wehren, noch die Sache vor den Großen Rath ziehen, was sonst gewiß geschehen wäre. Unsere Herren bitten, um ihren Zweck gewisser zu erlangen." — Noch gelinder deutete dieses Verbot der Bibliothekar Sinner, Mitglied des souverainen Raths von Bern; er schrieb darüber am 2. Nov. 1766 einem Freunde in Luzern; „Die Besorgnisse unserer Regierung wegen der Helv. Gesellschaft entstanden nicht so fast von der Versammlung zu Schinznach selbst, welche ja löblich, unschuldig und ohne einigen Verdacht ist,

als vielmehr von der geringen Vorsicht einiger Glieder derselben. Hier muß ich Ihnen hauptsächlich noch anmerken, daß die Art, wie die Gesinnung der Regierung uns eröffnet wurde, wohl nichts, das einem Befehl ähnlich wäre, enthält, nicht das geringste Mißtrauen auf uns oder auf die Versammlung selbst, sondern bloß eine väterliche Bekümmerniß über die Folgen. Und glauben Sie denn, wir haben uns dieser Mahnung sogleich unterzogen, der Gesellschaft zu Schinznach und ihren Versammlungen abgesagt? Oder glauben Sie, dieses Verbot habe einige Aehnlichkeit mit dem, welches im Jahre 1745 gegen die Freimaurer ergieng? Da würden Sie Sich sehr irren. Die beiden Herren von Wattenwyl, die Herren von Tavel, Steiger von Montrichet, die beiden Herren Tscharner und ich, wir alle sind gesinnt, künftigen Frühling nach Schinznach zu kommen [18]." — Auch im Jahre 1767 wurde die Schinznachergesellschaft in der Regierung von Bern wieder zur Sprache gebracht, worüber Gottlieb Emanuel Haller am 12. März 1767 einem Schinznacherfreunde Folgendes schrieb: „Die Schinznachergesellschaft wurde

---

18) Es erschien aber Niemand von Bern in der Versammlung zu Schinznach im Jahre 1767, als die Herren Karl von Bonstetten, von Tavel und Steiger von Montrichet.

gestern (11. März 1767) wieder vor Rath behandelt, und er hat Dinge beschlossen, die nicht in seiner Gewalt liegen. Er giebt die Versammlungen zu; sie sollen aber öffentlich und nicht geheim gehalten, es sollen keine geheimen Mehr gemacht, und die Verhandlungen nicht gedruckt werden. Ist dieses nicht immer noch einer Verfolgung gleich, oder wie kann unser Rath verbieten, daß man diese vortrefflichen Schriften außer dem Gebiete des Standes Bern, wie es bisher geschah, drucken lasse?" — Ein solches Einschreiten der Regierungen mußte natürlich großes Aufsehen machen, und vielen Gliedern der Gesellschaft entsank aller Muth. Selbst einer der Stifter der Gesellschaft, Rathschreiber Iselin, hiedurch eingeschüchtert, schrieb am 28. Nov. 1766 einem Freunde: „Das zu Bern erlassene Verbot gegen unsere Gesellschaft hat auf mich einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß ich auf den Gedanken fiel, es wäre am besten, dieser Vereinigung durch eine standhafte und anständige Erklärung zu entsagen, und nichts davon beizubehalten, als die dort gestifteten Freundschaften und die vaterländischen Gesinnungen, welche wir allda einander angelobt haben. Allein unsere werthen Mitbrüder in Zürich wollen diesen Vorschlag nicht billigen, und so lasse ich denselben mit Vergnügen fahren, da er meinen Neigungen so wenig entspricht; denn ich

kenne kein so großes Vergnügen, als dasjenige, welches ich jährlich zu Schinznach genieße." — Wirklich waren es die Züricher, die gegen alle Stürme festhielten, und sie alle dachten entschieden so, wie Salomon Hirzel am 28. Hornung 1767 einem Freunde schrieb: „Glauben Sie ja nicht, unsere Schinznachergesellschaft, die Sie schon in den letzten Zügen vermutheten, habe sich nur ein wenig erholt. Mag Freiburg, vielleicht aus falschem Wahne, sie verboten haben; mag Bern seinen übereilten Beschluß wieder zurücknehmen oder nicht; wer und was hindert uns, in dem Orte uns wieder zu sehen, wo wir so viele Vergnügen genossen, so viele Bekanntschaften gemacht, und nebst dem Guten, das wir, jeder in seinem Kreise, thun können, uns auch unsere Schwachheiten nicht verhehlt haben? Wenn Niemand uns es untersagt, warum sollten nicht wir wenigstens das Vergnügen wieder genießen?" — Mit den Zürichern vereinigten sich die Solothurner, um die Wankenden zu ermuntern, und den Furchtsamen Muth einzuflößen, und selbst das fürstliche Mitglied, der Herzog von Würtemberg, gab sich alle Mühe, die zerstreuten und erschrockenen Eidgenossen wieder zu sammeln, wie folgende Worte beweisen, die der Seckelmeister Glutz von Solothurn [19]) am 2. Mai 1767 nach

---

19) Johann Karl Stephan Glutz, im Jahre 1759

Luzern schrieb: „Zu meinem grösten Herzenleid vernehme ich, daß die meisten Herren Schinznacherfreunde von Luzern, durch verschiedene Geschäfte gehindert, bei unserer nächsten Versammlung nicht erscheinen werden. Ich habe wohl Ursache, daran zu zweifeln, um so mehr, als Se. Durchlaucht der Herr Herzog v. Würtemberg mir auftrug, alle Freunde in seinem Namen aufs höflichste dahin einzuladen: „faites tout votre possible, sagte mir dieser fürstliche Menschenfreund, pour engager ces Messieurs à y venir; nous nous embrasserons comme des matelots echappés du naufrage. (Thun Sie alles mögliche, diese Herren zu bewegen, daß sie nach Schinznach kommen; wir werden uns umarmen, wie Matrosen, die dem Schiffbruch entronnen sind.)" — Eben dieser edle Seckelmeister Glutz, Präsident der Versammlung im Jahre 1767, tröstete in der Eröffnungsrede seine, durch erlittene Schmähungen gekränkten Freunde

---

Jungrath, im Jahre 1763 Altrath, im Jahre 1765 Seckelmeister, im Jahre 1770 Stadtvenner, und endlich im Jahre 1773 Schultheiß des Standes Solothurn, Verfasser des bekannten Liedes auf den Schultheißen Wenge: „Brüder, unter alle Gifte ꝛc." — Im Jahre 1769 besuchte er, ohne Zweifel durch Staatsgeschäfte später gehindert, die Helv. Gesellschaft zum letztenmale, blieb aber immer Mitglied derselben.

mit folgenden Worten: „Lassen wir uns nicht in unserm löblichen Vorhaben stören. Die Tugend muß geprüft werden, und nur die Standhaftigkeit wird uns Rosen bringen. Verwundern wir uns nicht, wenn auch unter den Eidgenossen sich Einige hervorthun, die Arges von uns denken, glauben und reden. Sie haben uns noch nie mit ihrer Gegenwart beehrt; sie haben weder das Innere unseres Herzens gesehen, noch die Triebfeder unserer Denkungsart ergründet. Wir müssen sie mit Vernunft und Sanftmuth von unserer Unschuld überzeugen, und sie werden uns loben, lieben und segnen [20])." —

Diese Verheißung wurde nicht erfüllt. Vorurtheil, Haß und Neid wollen nicht sehen; darum sehen sie nicht; wie sollten sie loben, lieben und segnen können? Was immer in irgend einem Kantone Widerwärtiges sich ereignete, mußte die Gesellschaft von Schinznach verschuldet und angestiftet haben. Alle Rathsstreitigkeiten, wie die zu Solothurn wegen des französischen Kriegsdienstes und in Luzern die Schuhmacherische Geschichte und der neun und sechsziger Handel, kamen auf Rechnung der Helv. Gesellschaft [21]). Es wurde nicht nur das, was die Gesellschaft that, geschmäht und mißdeutet, sondern auch

---

20) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1767. S. 72.
21) Helvetia, 1r Bd., S. 206.

das, was sie nicht that, als ein Zeichen ihres unpatriotischen Sinnes und ihres eiteln Großthuns herausgehoben, und mit Spottreden begossen. Es wird genug sein, von den damaligen zahlreichen Gegnern unserer Gesellschaft hier nur Einen reden zu lassen; denn da kann man wohl sagen: Ex uno disce omnes. Es hatte sich gegen die Helvetische Gesellschaft, wie gegen alles Neue, wenn noch so Gute, das sich erst seine Bahn brechen muß, eine ziemlich verbreitete Meinung gebildet, und diese sprach sich, nur zuweilen etwas gemeiner und flacher, ungefähr so aus, wie ein schweizerischer, sonst sehr gebildeter, thätiger und geistreicher, Professor in folgenden Stellen, die aus seinen Briefen gezogen sind; er schrieb nämlich Folgendes über die Helvetische Gesellschaft. Am 27. Okt. 1765: „Die Schinznacher-Compagnie könnte wohl eine schöne Acquisition machen und zugleich ein gutes Werk thun, wenn sie dem guten Jean Jacques Rousseau, welchem der Schutz auf der Petersinsel aufgekündet wurde, einen anständigen Aufenthalt verschaffen würde; ich zweifle nicht, er würde zur Dankbarkeit seinen Federkiel spitzen, und den bekannten Lobrednern dieser Gesellschaft die Wette streitig machen.“ — Am 18. Mai 1766: „Unsere zu Schinznach gewesenen Staatsmänner sind mit großem Vergnügen wieder zurückgekehrt, und obwohl diese Versammlung, in Betreff ihrer

Einrichtung, noch nicht in der vollkommensten Ordnung ist, so halten sie doch dafür, daß dieses Geschöpf von langer Dauer sein werde. Zu diesem Ende sind ja wieder zwölf neue Mitglieder aufgenommen worden, die alle diese kleine Welt vermehren können, wie denn ja nicht zu zweifeln sein wird, daß sich dieses Eidgenössische Bürgerrecht auch auf die Familien der Mitglieder fortpflanzen werde." — Am 28. Sept. 1766: „Welch' ein empfindlicher Streich für die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach! Tantae molis erat.... Sie ist, wie ich vernehme, zu Bern in Ungnade gefallen, und es ist zu Freiburg unter der Hand verboten worden, daß sich Jemand in diese Gesellschaft mische. Auch in Solothurn ist sie so verhaßt, daß die Mitglieder den Entschluß gefaßt haben, sich nach und nach davon los zu machen. Ich kann solches nicht mißbilligen; denn in der That wurde die Einrichtung ohne Ueberlegung gemacht, und sie müßte über kurz oder lang die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen. Nur wäre zu bedauern, wenn auch das Gute darunter leiden sollte. Die ökonomischen Gesellschaften sind von einer andern Art; sie sind so löblich als nützlich." — Am 19. März 1769: „Man prahlt viel von der Schinznachergesellschaft, daß sie die Restitution [22]) zum End-

---

22) Nämlich die Zurückgabe der von Zürich und

zwecke habe. Durchgeht man aber ihre Akten, wo ist etwas darin zu finden, das man über dieses Geschäft frei und offenherzig gesprochen hätte? Ist wohl viel anderes darin enthalten, als daß die Herren Mitglieder einander in die Wette mit Lobsprüchen erheben, so daß es schier das Ansehen hat, als wären nur diese Mitglieder des Namens der Eidgenossen und Patrioten würdig; dieß ist, alles zusammengefaßt, bis jetzt der einzige Zweck der seltenen Bemühungen ge=

Bern im Jahre 1712 eroberten Unterthanen an die gemeinsame Regierung der VIII alten Orte, woran den wahren Schweizern so wenig lag, als den betreffenden Unterthanen, die lieber 3 als 8 Herren haben mochten. Viel Besseres dagegen verlangte der Präsident der Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1773, Chorherr Gugger von Solothurn, als er in seiner Eröffnungsrede sprach: „Die römische Republik würde ihre Größe nicht verdunkelt haben, wenn sie Sparta und Athen nur von den Tyrannen befreit, und nicht zu ihren Unterthanen gemacht hätte. Wie konnten doch diese Republikaner andern Men= schen nehmen, was sie selbst für das kostbarste zu halten vorgaben, das, zu dessen Beschützung ihre Voreltern so viele tausend Leben aufgeopf= ert hatten? So viel kostet es, ein wahrer Re= publikaner zu sein.“ — (Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1773. S. 67.) — Das war deutlich genug gesagt, obgleich ficto nomine. —

wesen. Die Gesellschaft zählt würdige Glieder von Zürich und Bern; hat es aber jemals einer aus Liebe zum allgemeinen Besten gewagt, in ihren Rathsversammlungen frei herauszusagen, daß, so lange die Restitution nicht geschehe, kein Friede, keine Vertraulichkeit gefunden werden könne. Vermuthlich haben diese eifrigen Patrioten ihre Politik zu Rathe gezogen, und sie wollen lieber nur den Schein von Zeloten und Patrioten haben, als die bei ihren Ständen so verhaßte Wahrheit rund heraussagen. Lieber möchte diese Gesellschaft, wenn sie nichts Besseres erzielt, ganz aufhören; es würden sich ja schon andere Anlässe finden lassen, wo man sich mit Lobsprüchen herumwälzen könnte.“ — Am 26. März 1769: „Ich weiß gar wohl, daß man anfänglich sich in Schinznach nur kennen lernen wollte; dieses hat aber zu extravaganten Bekanntschaften Anlaß gegeben, darunter sich einige befinden, denen leid wäre, wenn die Confusion in der Eidgenossenschaft nicht fortdauern sollte.“ — Am 30. April 1769: „Es ist Schade, daß Herr General von Lentulus der Versammlung in Schinznach nicht beigewohnt hat. Er hätte dabei nützliche Dienste leisten können, da in den letzten Verhandlungen [23]) das Militär so

23) In den Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft 1768. Der Hr. Professor J. R. J. spot=

sehr anempfohlen wird. Herr v. Lentulus würde gleich mit einem zierlichen Projekte herausgerückt sein, und sich anerboten haben, die Miliz, gleich jener von Bern, auf preußischen Fuß zu setzen. Welche Belohnung müßte man ihm für einen solchen Dienst geben? Die Helvetische Gesellschaft müßte wenigstens ihn zum Generalissimus aller Schweizertruppen ernennen." — Am 24. Sept. 1769: „Wie die Stifter unserer Freiheit die Sache nicht mit Schreibereien richtig machten, sondern durch freündschaftliche Vorschläge zu Werke giengen, so muß es noch in unsern Zeiten geschehen, wenn man etwas Gutes ausrichten will. Was ein Gelehrter oder Staatsmann in seinem Cabinet ausheckt, kann von keinem Erfolge sein, weil die wenigsten Leser sich mehr belehren lassen, sondern jeder der klügste sein will. Ich hielte mehr darauf, wenn wohlgesinnte Patrioten aus verschiedenen Kantonen ihre Rathschläge treuherzig zusammentrügen, und dann sogleich das Entworfene und Beschlossene ins Werk zu setzen trachteten. Einen solchen Begriff machte ich mir anfänglich von der Schinz-

---

tet hier über die Eröffnungsrede des Präsidenten der Gesellschaft, Amtmanns Schinz, der S. 43 bis 49 den damaligen, schlechten Zustand des schweizerischen Militärwesens schilderte, und auf Verbesserung drang.

nachergesellschaft; allein ich sehe, daß ich mich sehr betrog, und daß unter den Gliedern dieser Gesellschaft eben so wenig aufrichtige Einigkeit herrscht, als unter den Kantonen, und mithin all ihr Treiben nur eitel Blendwerk zu nennen sei; es ist hier gerade wie bei den Kantonen, von denen jeder selbst krank ist, und dem andern nicht helfen kann und auch nicht will. So wird es bleiben bis das Ende kommt." — Auf solche Weise boten sich die Verfolgungen von allen Seiten die Hand: einerseits das Mißtrauen der Regierungen und Privaten, welche die Thätigkeit der Helvetischen Gesellschaft fürchteten, und dieselbe lähmen und einschränken zu müssen glaubten, — und andererseits der Muthwille der Spötter, die das Leben und Streben der Gesellschaft ein „leeres Strohdreschen" nannten, und sich über die Ruhmredigkeit der gemächlichen und müßigen Patrioten mit unerschöpflichem Witze lustig machten. Viele Glieder, welche die Gewalt nicht erschütterte, verwundete der Spott, und Mancher, der sonst, wenn es Pflichterfüllung galt, keiner Menschenfurcht zugänglich war, glaubte die nun einmal bestehenden Vorurtheile berücksichtigen zu müssen, um nicht durch Verdächtigung alle Wirksamkeit in seinem Berufe zu verlieren. Dadurch geschah es, daß im Jahre 1768 nur 11 Mitglieder in der Versammlung zu Schinznach erschienen, im Jahre 1771 nur

10, und im Jahre 1772 nicht mehr als 9. Die kathol. Glieder blieben nach und nach Alle zurück, so daß mehreremal, z. B. 1768 und 1777 keines, und im Jahr 1776 Chorherr Gugger von Solothurn als der einzige Katholik in der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft anwesend war. Dergleichen Verbote, Verfolgungen, Verläumdungen und Mißdeutungen waren wohl geeignet, Männer, die sich ihrer reinen Absicht bewußt waren, aus der Fassung und in so gereizte Stimmung zu bringen, daß jene, die in der Heimath lebten, auf Auswanderung sannen, und solche, die, fern von der Heimath, die Leiden ihrer Freunde vernahmen, sich im Auslande, als in einem sichern Hafen, wohin der Sturm nicht dringe, glücklich preisen zu müssen glaubten. Wirklich schrieb im Unmuth über das zu Bern erlassene Verbot ein in der Schweiz wohnendes Glied der Schinznachergesellschaft am 21. Septemb. 1766 einem Schinznacherfreunde: „O mein Freund! Welch' eine traurige Aussicht in die Zukunft! Die Eidgenossen sind Sklaven und Sklaven werden außer Lands freie Leute. Wollte Gott, ich wäre bemittelt genug, mich einem so erschrecklichen Lande zu entziehen. Verzeihen Sie mir diese heftigen Ausdrücke; aber meine Empfindlichkeit ist zu sehr gereizt. Ich liebe mein Vaterland; aber ich liebe noch mehr eine billige Freiheit, und hasse die Tyran-

nei.“ — Hingegen schrieb der im J. 1768 als königlicher Leibmedikus nach Hannover berufene Dr. Zimmermann aus Hannover am 26. Nov. 1769 einem Freunde in Brugg Folgendes: „Alle politischen Zürcher= Luzerner= und Schinznacher=Neuigkeiten aus der Schweiz sind mir bekannt. Gott habe ich gedankt, daß ich bei diesen Umständen nicht mehr in Brugg gewesen. Mit welchem triumphvollen Stolze würde Hr. S. F. auf mich und alle übrigen Würmer aus der Schinznachergesellschaft herabgeblickt haben! Und der H.... Aber Geduld, meine Herren! Nun hat mir der König von England den Herrn S. F. und seinen Stolz etwas gleichgültiger gemacht, und die Freunde der Freiheit in der Schweiz mögen sich helfen, so gut sie können. Mir bleibt nichts übrig, als sie zu bedauern, und über ihre Feinde zu lachen.“ —

Was Pestalozzi zu leiden und wogegen er zu kämpfen hatte, das eben war auch der Kampf und Streit der Helvetischen Gesellschaft. Auch sie hatte, wie Pestalozzi, häuslichen Zwist und innere Mißverhältnisse zu besiegen; auch sie vernahm, wie Pestalozzi, das Hohngelächter und den Zuruf der sie wegwerfenden Menschen; auch sie wurde von wohlmeinenden, aber furchtsamen Freunden gewarnt und auf die schlimmen Folgen ihrer Zukunft hingewiesen; auch sie litt durch das Lob und die Ruhmsucht unverständiger Glie=

der und Gönner; auch ihr wurden, wie Pestalozzi, wiederholt glänzende Stellen angeboten; sie von ihrem Ziel und Beruf abzuziehen, wollte man sie bald in einen akademischen Hörsaal umwandeln, bald aus Schinznachs stillen Thalgründen in die Hauptorte der Schweiz hinziehen. Die Stifter der Helvetischen Gesellschaft aber nannten ihren vaterländischen Verein „eine freundschaftliche Tagsatzung," und sie gaben sich, wie die alten Eidgenossen, das Wort, an diesem oder jenem Tage „an der Herberge" zu sein. Sie sprachen: „Unsere Gesellschaft soll eine bloße Lustparthie scheinen; sie soll es auch im sokratischen Sinne sein. Beim Freudenbecher, auf angenehmen Spaziergängen, in vertrauten Unterredungen wollen wir uns mit den wichtigsten Gegenständen unseres Vaterlands beschäftigen. Unter dem Scheine bloßer Ergötzlichkeit wollen wir den Grund zu Verhältnissen legen, wodurch unserm gemeinsamen Vaterlande große, sittliche und politische Vortheile zugehen werden. Wir wollen, wie Solon, in Versen rasen, um die verlorene Insel der Tugend und Einigkeit wieder zu erobern [24])." — So sprachen die Stifter unserer Gesellschaft, und sie lebten der getrosten Hoffnung, mitten unter allen Anfechtungen,

---

24) Verhandl. der Helv. Gesellschaft 1784. Hirzels Geschichte rc. S. 24. 30. 44.

Anfeindungen und Spottreden den Zweck ihrer Vereinigung erringen zu können. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht. Pestalozzi's Wort am Schlusse seiner Laufbahn dürfen wir mit allem Recht auf die nun vier und sechszigjährige Dauer der Helvetischen Gesellschaft anwenden, und es mit Dank gegen Gott aussprechen: Der Zweck ihres Daseins ist nicht verloren gegangen und die Frucht ihrer Bemühungen nicht ausgeblieben.

In der gegründeten Besorgniß, daß ein zweiter Professor J. R. J. seine Geißel über Ruhmredigkeit der Schinznacherfreunde schwingen möchte, will ich mich über den letzten Theil meiner Rede, hinsichtlich der wohlthätigen Wirkungen der Helvetischen Gesellschaft, nur kurz fassen, mich nur auf Andeutungen beschränken, und bloß einige noch ganz unbekannte oder bisher weniger beachtete Thatsachen und Züge herausheben. Ich will also nicht von all' dem Guten sprechen, welches aus den Verbindungen, die in unsern Versammlungen geschlossen, aus den Bekanntschaften, die hier gemacht, aus den Ansichten, die hier ausgetauscht und berichtigt, aus den Gedanken, die hier gewechselt wurden, hervorgieng, und sich über unser gesammtes, theures Vaterland verbreitete. Hierüber haben die frühern Vorsteher unserer Gesellschaft, auch in den Jahren 1819 und 1821, ausführlich und

mit Sachkenntniß gesprochen. Hier soll nur noch theils eine kleine Zugabe geschichtlicher, bisher unbekannter Notizen, als so vieler Belege zu den Aeußerungen jener ehrenwerthen Redner über die wohlthätige Wirksamkeit unserer Gesellschaft, theils eine gedrängte Nachlese dessen, was in jenen Reden nicht angedeutet ist, beigefügt werden.

Im Jahre 1781 las Pestalozzi, als er eben mit großer Geldnoth und selbst mit dem Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen zu ringen hatte, Marmontel's moralische Erzählungen (Contes moraux), und es fiel ihm bei, zu versuchen, ob er wohl, um sich etwas zu verdienen, auch so ein Buch schreiben könnte. Sogleich gieng er ans Werk, und in wenigen Wochen war seine Schrift: Lienhard und Gertrud, verfaßt. Er zeigte seinen Versuch einem Freunde in Zürich; dieser fand die Schrift interessant, sagte aber, so wie das Buch sei, könne es nicht gedruckt werden; es sei ja ganz unkorrekt und unliterarisch; es werde, wenn ein Mensch mit literarischer Uebung es umarbeite, sehr gewinnen; er wolle hiefür sorgen. Pestalozzi gab es zu; wie groß aber war sein Erstaunen, als er die umgearbeiteten Bogen zurückerhielt. Jetzt war die Schrift eine theologische Studentenarbeit, der Styl eine steife Schulmeistersprache, das Naturgemälde verwischt, und in frömmelnde Kunstformen umgewandelt. „In der dießfälli-

gen Bestürzung, erzählt Pestalozzi selbst (XIIIr. Bd. S. 273 und 274) entschloß ich mich, nach Basel zu reisen, um mich mit Herrn Rathschreiber Iselin, den ich als Mitglied der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach kennen gelernt, und über alles hochachtete, über mein Buch und über die Art seiner Herausgabe in allen Rücksichten zu berathen. Sein Urtheil und sein Benehmen übertraf alle meine Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er sprach geradezu aus: „Dieses Werk hat in seiner Art noch keines seines gleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß unserer Zeit; dem Mangel orthographischer Richtigkeit ist leicht abzuhelfen," — und er übernahm die Sorge hiefür sogleich selbst, so wie die für die Ausgabe des Werks und ein anständiges Honorar." — Da nun Pestalozzi's pädagogische Laufbahn, wie er selbst bezeugt, durch den Beifall, der seinem Werke: Lienhard und Gertrud, zu Theil ward, erst ihre bestimmte Richtung erhielt, was wäre wohl geschehen, und aus Pestalozzi geworden, wenn er nicht aus dem freundschaftlichen Verkehr mit Iselin in Schinznach ein solches Vertrauen zu ihm geschöpft hätte, daß er dessen Urtheil jener Studentenarbeit und steifen Schulmeistersprache vorzog?"

Was wir in unsern Tagen Ersprießliches und dem Wohle gemeiner Eidgenossenschaft Zuträgliches ins Leben treten sahen, ward es nicht schon vor 40 und 50 Jahren in den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft angeregt, besprochen, von allen Seiten beleuchtet, und eben dadurch als Saat, um nach und nach zur Frucht zu reifen, in die Geister und Herzen gelegt? Die Linthkorrektion wurde schon oft und mit Recht als ein Denkmal des schweizerischen Gemeinsinns gepriesen; um der Ausführung dieses menschenfreundlichen Werkes und der dabei bewiesenen Aufopferung willen glänzt Eschers Name in der Reihe der gefeiertsten Heroen und Wohlthäter unseres Vaterlands. Diese Linthkorrektion hat der Präsident unserer Gesellschaft im Jahre 1792 rührend und ergreifend, aber aber auch lichtvoll und gründlich besprochen, die Herzen dafür in Bewegung zu setzen, und die Hände dafür thätig zu machen gesucht. — Zu den wohlthätigsten, nothwendigsten und zweckmäßigsten Anstalten schweizerischer Eidgenossenschaft zählen wir die Militärschule in Thun. Glieder unserer Gesellschaft haben schon vor 50 Jahren dieser Anstalt und ihrer Nothwendigkeit gedacht, und im Jahre 1796 sprach darüber der Präsident unserer Gesellschaft in seiner Eröffnungsrede folgende Worte: „Besitzt unser Vaterland nicht schon die Elemente,

die zur Bildung des Militärs erforderlich sind, und könnte es sich diejenigen nicht leicht verschaffen, die ihm gegenwärtig noch mangeln? Wäre es in dieser Hinsicht nicht zu wünschen, daß man mathematische Wissenschaften verbreiten, Militärschulen eröffnen, und unsere Landmusterungen für die Anwendung des theoretischen Unterrichts zweckmäßiger einrichten würde?" — Erst vor einigen Jahren vereinigten sich die Boten der Eidgenossen auf der Tagsatzung zum einmüthigen Beschlusse, die in den schweizerischen Archiven zerstreut liegenden Abscheide sammeln, oder wenigstens mittelst eines Gesammt-Real- und Nominalregisters zur gehörigen Uebersicht bringen zu lassen. Schon im J. 1766 erkannten die Stifter und Glieder unserer Gesellschaft den Nutzen und das Bedürfniß einer solchen Sammlung; nur wollten sie dieselbe auch auf die wichtigsten Urkunden und Belege zur Geschichte der Schweiz ausgedehnt wissen, und wenn man den dießfälligen, ausführlichen Plan liest, welchen Salomon Hirzel im Jahre 1766 der Helvetischen Gesellschaft vorlegte, so muß man sich nur wundern, daß dieses verdienstliche, gesammter Eidgenossenschaft ersprießliche Werk bei der nachgewiesenen Leichtigkeit der Ausführung so lange verschoben oder unberücksichtigt blieb. — Viele andere, nicht minder beherzenswerthe Gedanken und Wünsche, die wiederholt in der Hel-

vetischen Gesellschaft besprochen wurden, warten noch auf ihre Verwirklichung, z. B. jener Nationalkalender für die Schweiz, dessen ganze Einrichtung in einer geistvollen Abhandlung im Jahre 1786 dargestellt und anempfohlen ward, und jene Pflanzschule eidgenössischer Wissenschaft und Gesinnung, die schon im Jahre 1764 für die hier versammelten Eidgenossen ein Gegenstand lehrreicher und hoffnungsvoller Unterhaltung war.

Wie jene Sperre von Kanton zu Kanton, die vor 60 Jahren nicht nur Ausfuhr der Lebensmittel und bürgerlichen Verkehr, sondern in noch größerm Maaße die geistigen Verhältnisse der Eidgenossen zu einander beschlug und beengte, durch die Wirksamkeit der Helvetischen Gesellschaft gebrochen, und der Kantonalgeist von seiner uneidgenössischen Starrheit losgebunden wurde, beweisen viele kleine, aber sprechende Züge aus der Zeit des ersten Decenniums unserer Gesellschaft. Der obenerwähnte Schultheiß Glutz, damals Altrath, erzählte seinen im Jahre 1763 versammelten Schinznacherfreunden die That des Solothurnischen Schultheißen von Wenge, der am 30. Oktober 1533 mit Gefahr des eigenen Lebens seinen katholischen Mitbürgern wehrte, das Geschütz auf die reformierten Mitbürger loszubrennen. „Die Gesellschaft, sagt das Proto=

koll vom J. 1763 S. 25, wurde **sehr gerührt und in Erstaunen gesetzt**[25]); sie gab Herrn Salomon Geßner, dem Idyllendichter, den Auftrag, diese würdige That in eine Erzählung zu bringen." — Im Jahre 1764 wurde der Gesellschaft eine ihr zugeeignete Predigt: „Von der Liebe zum Vaterlande", die zu Solothurn auf öffentlicher Kanzel gehalten worden war, vorgelesen. Der Verfasser war nicht genannt; aber mit Entzücken flüsterten die Schinznacherfreunde sich ins Ohr, der Verfasser und patriotische Prediger sei der Chorherr Gugger in Solothurn. Sie hatten eine kindliche Freude, diese Predigt mit einer Predigt, die der Zürcherische Pfarrer Ulrich bei Anlaß einer Steuer

---

25) Es scheint, daß die gefühlvollen Eidgenossen Haffner's Solothurnischen Schauplatz, 2. Theil, worin diese That S. 217 ganz umständlich erzählt wird, nicht gelesen hatten. Uebrigens gab Altrath Glutz selbst, als er heimkam, der schönen That das liebliche Gewand schweizerischer Reime; so entstand das Lied: Brüder, unter alle Gifte ꝛc., welches der Geschichtschreiber Robert Glutz im schweizerischen Museum 1816 S. 818 — 820 wieder abdrucken ließ. Schwerlich würde der zarte Dichter, Salomon Geßner, die bürgerliche Heldenthat einfacher und anmuthiger geschildert haben, als der edle Schultheiß von Solothurn.

für Wasserbeschädigte gehalten hatte, zusammendrucken zu lassen, was sie dann aber freilich im Protokoll nicht anzumerken wagten [26]). — Als im Jahre 1766 Professor Planta die Geschichte und Beschreibung der Erziehungsanstalt in Haldenstein der Gesellschaft zu Schinznach vorlas, wurde sie mit sichtbarer Rührung erfüllt. Helle Freudenthränen rannen über die Wangen der schweizerischen Staatsmänner, Professoren und Geistlichen, die hier versammelt waren. Iselin schrieb darüber am 19. Mai 1766: „Die Nachricht von der Schule zu Haldenstein in den nächst zu erscheinenden Verhandlungen wird Sie besonders rühren. Die Erzählung, welche uns der schätzbare Stifter derselben machte, hat den meisten von uns Thränen ausgepreßt.“ — Zu Attinghausen im Kanton Uri lebte ein frommer, edler und wissenschaftlich gebildeter Pfarrer, Karl Ringold. Durch seine Liebe zu den Wissenschaften war er mit einigen Zürichern, namentlich auch mit Pfarrer Rudolf Schinz, bekannt geworden. Von diesem zum Eintritt in die Helvetische Gesellschaft eingeladen, gab

---

26) Die zwei Predigten erschienen im Drucke mit dem Titel: „Zwei Kanzelreden von besonderm Inhalte.“ — Die Verfasser sind in der Druckschrift nicht angegeben, wohl aber der Ort, wo die Predigten gehalten wurden.

er zur Antwort: „O wie gern wollte ich! Aber ich darf es nicht wagen, wie sehr ich auch die Hundert Spartaner bewundere.“ Im J. 1780 ward er Pfarrer in Sarmenstorf, und dann Mitglied unserer Gesellschaft, die er fleißig besuchte. In seinen Briefen finden sich zahlreiche Aeußerungen über das Vergnügen, das er im Kreise der Schinznacherfreunde genoß, und über die Ermunterung und Stärkung, die der Umgang mit tugendhaften und gelehrten Eidgenossen aus allen Gegenden der Schweiz ihm gewährte. Bis zum Tode blieben Lavater, Schinz, Heß und viele andere ausgezeichnete Geistliche der reformierten Kirche, die er in der Helvetischen Gesellschaft kennen gelernt hatte, seine wahren und treuen Freunde; mit nicht minder herzlicher und aufrichtiger Liebe war er ihnen zugethan. Diese Bekanntschaften Ringolds trugen wesentlich dazu bei, in den Tagen der schweizerischen Staatsumwälzung, als namenloses Unglück über die drei Urkantone gekommen war, viele tausend Menschen im Kanton Uri von Elend und Hungertod zu retten. Ringolds Freunde in Zürich, Winterthur, Schaffhausen und Basel sammelten und sandten ihm große Geldsummen, die er, selbst darbend und sich vergessend, mit gewissenhafter Uneigennützigkeit vertheilte, dafür aber auch, wie der Welt Lauf ist, großen Undank von vielen Geretteten zurück=

erhielt, und ihm sogar von Einigen die Quelle seiner Wohlthaten zum Vorwurfe gemacht ward [27]). Auch er hatte sein ganzes Leben mit mancherlei Bedrängnissen zu ringen, und Mißkennung, Lästerung und Verfolgung aller Art auszustehen. Aber seine wahre Religiosität und seine christliche Starkmuth unterlag nicht. Er

---

27) Er aber bewahrte das dankbare Gefühl gegen seine Wohlthäter, und nahm es mit sich in die Ewigkeit hinüber. In seiner letzten Willenserklärung, die er bei seinem Tode schriftlich hinterließ, sagt er darüber: „Es haben die Christen der protestantischen Kirchen unserm von Krieg, Raub, Mord und Brand verwüsteten Vaterland und Hauptflecken (Altorf) so viele 1000 und 1000 an Geldsummen, Lebensmitteln und Kleidern zur Unterstützung großmüthigst beigetragen; hätte ich denn wohl einer so edeln Wohlthätigkeit mit intolerantem Kaltsinne, ohne Dank, ohne Freundschaft, ohne die heißesten Segenswünsche, im Namen meiner verunglückten Landsleute und Pfarrkinder entsprechen sollen? Ich gestehe aufrichtig; ich getraue mir einmal nie, Personen von andern christlichen Konfessionen, die Gott fürchten, und thun, was recht ist, zu verurtheilen und zu verdammen. Ich glaube immer, der HErr allein kenne die Seinigen, und so werde Er auch allein und Alle dermaleinst richten, und einem Jeglichen sein Urtheil sprechen.“ —

wirkte, so lang es Tag war, und starb als ein Greis von 78 Jahren (1815) im Rufe der Heiligkeit, beweint und betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten. In seinem letzten Vermächtnisse gab er den Gemeinden, deren Seelsorger er früher gewesen war, Beiträge an die Armenfonds, und der reformierten Gemeinde Fahrwangen im Kanton Aargau, als gleiche Stiftung, 100 Gulden zu Bezeugung seiner Dankbarkeit für die nachbarliche Liebe, die sie ihm während seiner Pfarrverwaltung in Sarmenstorf erwiesen hatte. — Durch Annäherung der Gemüther [28]), durch Bekanntschaften, daraus viel Gutes in die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse der Eidgenossenschaft floß, durch mündliche und schriftliche Besprechung der wichtigsten vaterländischen Angelegenheiten zwischen den Schinznacherfreunden [29]) ist, wir dörfen es in aller Bescheidenheit

---

28) Ohne welche weder Schweizerbund noch Eidgenossenschaft gedenkbar ist. Selbstsüchtiger Kantonalgeist und religiöse Zanksucht mögen wohl ins Himmelreich bei Villmergen (Schlachtfeld im Jahre 1656), aber sonst gewiß in kein anderes führen. —

29) Jene Schinznacherfreunde, die Mitglieder der Regierungen waren, beriethen sich in ihrem Briefwechsel gegenseitig über alle wichtigen, damals vorkommenden Staatsgeschäfte, z. B.,

sagen, die Helvetische Gesellschaft eine Quelle des Seegens für unser Vaterland geworden, und mitten im Kampf und Streite, den sie gegen innere Störungen und äußere Mißverhältnisse bestand, erfüllte sich an ihr das prophetische Wort und Gebet, welches der Luzernische Rathsherr Franz Urs Balthasar in seinen letzten Wünschen auf dem Todbette im Jahre 1763 über sie aussprach: „O! wenn mich jetzt die Kraft des Herrn wie den Ezechiel hinriße, mich auf einen Hügel gen Schinznach übertrüge, und in meinen Ohren der heilige Befehl ertönte: Du Menschenkind! rede, prophezeie: Was wird aus dieser Versammlung werden? so würd' ich in Demuth antworten: Herr! das weißst du allein; mir ist nur bekannt, däß reine Absichten von Ehr und Tugend, von Liebe für das Wohl des Vaterlands ihre Herzen durchströmen, sie versammelt und vereinigt haben. Darum, o Herr! fleh' ich dich an, sie mit Heil und Frieden zu segnen, damit die bereits erstarrten, todten Gebeine des Vaterlands mit dem frischen Fleische der Liebe und Eintracht überzogen, die überzogenen näher zusammengefügt und belebt werden, und ein gan-

---

über die Erneuerung des französischen Bündnisses, die Genfer- und Neuenburger-Unruhen und die Staats- und Rathsgeschichten von Solothurn, Luzern und Zürich.

zes Heer von freudigvereinigten Eidgenossen nur für Einen Mann könne gezählt werden, für Einen Mann zur Zeit des Friedens, für Einen Mann zur Zeit der Noth [30])." —

Und die Lehre von dem allem, was bisher erzählt und gesagt wurde? Der Republikaner, dankbar und froh, es zu sein, aber zugleich des Giftbechers, den eine Republik dem Sokrates darbot, und der Staatsgründe, mit welcher eine Republik den Aristides verbannte, wohl eingedenk, wird Gutes mit Aufopferung für das Vaterland thun, und, wo das Schlagen auf die hohlen Glene nicht ausreicht, der Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit eine Gasse zu machen, die feindlichen Lanzen mit seinen Armen umschlagen, und sie beherzt in seine Brust begraben. Das lehrt, nach Winkelrieds Vorgange, Pestalozzi's und der Helvetischen Gesellschaft Leben und Schicksal. Auf diesen Streit und Kampf in treuer Pflichterfüllung uns zu stärken und zu rüsten, diene das Freundesmahl in Schinznach, wie vormals die Spartaner, mit denen Lavater

---

30) Verhandlungen der Helv. Gesellschaft 1763 S. 41 und 42.

die „Hundert von Schinznach“ zu vergleichen beliebte, durch fröhliches Mahl sich zum Heldentode für das Vaterland einweiheten. — Doch — zu spät erinnere ich mich dessen, was S. Hirzel sagte [31]): „Vertraute Gespräche im Lustwald oder auf den Spaziergängen fruchten mehr, als gesetzte Reden im Saale.“

---

31) Verhandlungen der Helv. Gesellschaft 1784. Seite 86.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Rapperschweil

im Jahre 1828.

Zürich,
gedruckt bey Friedrich Schultheß.

Nach dem Beschlusse von 1827 versammelte sich die Helvetische Gesellschaft dieses Jahr in Rapperschweil. In der Sitzung des Ausschusses vom 25. August Abends waren außer dem Präsidenten anwesend die

HH. Oberrichter Schinz von Zürich,
= Zeugherr Schindler von Mollis,
= Pfarrh. Hübscher v. Rapperschweil,
= Stadtrath Steinmann v. St. Gallen.

Zu statutenmäßiger Ergänzung des Ausschusses konnte, da aus andern Cantonen keine Mitglieder angekommen waren, nur Herr Dr. Häusler von Lenzburg eingeladen werden. Da der Actuar, Herr Pfarrer Schuler, durch das Präsidium sich hatte entschuldigen lassen, so ward Herr Nüscheler von Zürich beauftragt, die Feder zu führen. Weil das Protokoll der letztjährigen Sitzung nicht eingegangen war, so fand der Ausschuß einstimmig, daß man über die damals angeregte Frage einer Verbindung der Helvetischen Gesellschaft mit der Schweizerisch-Gemeinnützigen morgen nichts vor die Gesellschaft bringen könne. Dabey

sprachen sämmtliche Anwesende ihren Wunsch aus, daß die Helvetische Gesellschaft wie bisher ganz für sich fortbestehen möge. Der Herr Präsident erklärt, daß keine andern Geschäfte vorzunehmen seyn werden als die Aufnahme neuer Mitglieder und die Erneuerung der einen Hälfte des Ausschusses.

Am Morgen des 26. verfügte sich die Gesellschaft zeitig nach dem herrlich gelegenen und von den Gastfreunden in Rapperschweil geschmackvoll verzierten Schützensaale. Die Eröffnungsrede Herrn Professor Hottingers, die das Protokoll nicht durch einen Auszug verderben will, setzte die Gesellschaft in jene schöne Stimmung, welche diesen Tag für alle Anwesenden so genußreich in der Gegenwart und werthvoll in der Erinnerung machte.

Zu neuen Mitgliedern wurden hierauf vorgeschlagen und angenommen die

HH. Dr. Diethelm von Lachen,
= Kaplan Hegner von da,
= Prof. Helbling von Rapperschweil,
= Dr. K. Lavater von Zürich,
= Pfarrer Walcher von Mollis,
= Pfarrer Weiß von Zürich.

Der Versammlungsort für 1829 war durch die Statuten schon bestimmt, nämlich das Bad Schinznach. Vor der Wahl des neuen Präsidenten ward von einem Mitgliede der Vorschlag gemacht, den Herrn Landammann Sidler von Zug zum Ehrenmitgliede aufzunehmen, was auch durch die Wahl nach üblicher Weise geschah. Derselbe Herr Landammann Sidler wurde hierauf zum Präsidenten des folgenden Jahres erwählt. — An die Stelle der austretenden 4 Mitglieder des Ausschusses

Herr Pfarrer und Schuldirector Appenzeller zu Biel,
= Fürstenberger, Sohn, zu Basel,
= Pfarrh. Hübscher zu Rapperschweil,
= Munzinger aus Olten

wurden durch offene Namsung und Mehr für 2 Jahre ernannt die

HH. Prof. Helbling von Rapperschweil,
= Kaplan Hegner von Lachen,
= Dr. Häusler von Lenzburg,
= Apotheker Pfluger von Solothurn.

Hierauf las Herr Pfarrhelfer Hübscher einige Ideen über das viel besprochene Wort: „Liberalismus," Herr Nüscheler von Zürich

über den gegenwärtigen Stand der Parteyen in der Schweiz. — Weil man mit den Vorträgen zeitig angefangen hatte, so kam man dieß Mal, ungeachtet einer ziemlich langen Sitzung, auch zeitig zum gesellschaftlichen Male, so daß man nicht bloß essen, sondern auch sich unterhalten und zusammen froh seyn konnte. Gespräche, kleine Anreden, Toaste machten diesen Nachmittag zu einem der lebendigsten und fröhlichsten, welche die Gesellschaft in neuern Zeiten verlebt hat. Man trennte sich mit der allgemeinen Ueberzeugung, daß die Helvetische Gesellschaft zwar alt, aber noch viel zu jugendlich sey, um vom Schauplatze abzutreten.

Da Herr Landammann Sidler zwar die Ernennung zum Ehrenmitglied, das Präsidium aber nicht annahm, so wurden auf den 16. September, den ersten Versammlungstag der gemeinnützigen Gesellschaft, die Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft zu einer neuen Wahl nach Zürich eingeladen, und daselbst von 23 Mitgliedern, die sich einfanden,

Herr Forstrath Zschokke

zum Präsidenten für 1829 erwählt. Derselbe hat diese Ernennung auch wirklich angenommen.

Verzeichniß

der anwesenden Mitglieder.

Herr Hottinger, J. J., Professor, von Zürich, Vorsteher.
- = Deschwanden, Joh., Baptist von Stanz.
- = Diethelm, Dr. von Lachen.
- = Elsener, Dr. von da.
- = Feigel, Stadtschreiber von Olten.
- = Häusler, Dr. von Lenzburg.
- = Hegner, Kaplan von Lachen.
- = Helbling, Prof. von Rapperschweil.
- = Hübscher, Pfarrhelfer und Professor von da.
- = Keller, Fr. L., Amtsrichter und Professor von Zürich.
- = Lavater, Carl, Med. Dr. von da.
- = Nüscheler, V. D. M. von da.
- = v. Orell, Oberrichter von da.
- = v. Orell, Professor von da.
- = Pestaluzz, Alt=Oberrichter von da.
- = Schindler, des Raths u. Zeugherr v. Mollis.
- = Schinz, Oberrichter von Zürich.
- = Steinmann, Stadtrath von St. Gallen.
- = Ulrich, öffentlicher Ankläger von Zürich.

Herr Usteri, Kaufmann von Zürich.
" Walcher, Pfarrer von Mollis.
" Weiß, Pfarrer von Zürich.
" Ziegler, Leonhard, Kaufmann von da.

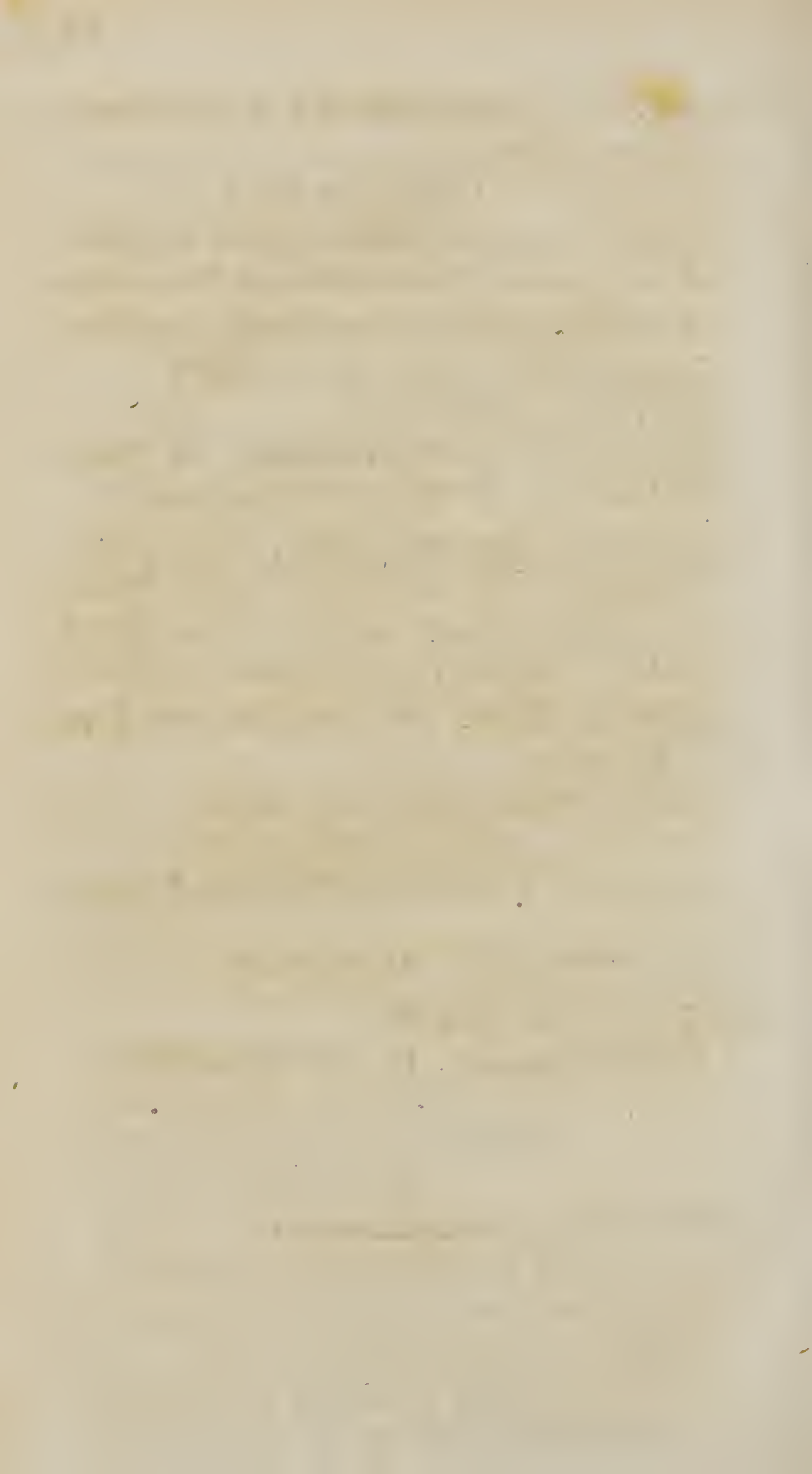
Schweizerische Ehrengäste.

Herr Abegg, Pfarrer von Hinweil, Cant. Zürich.
" Brendli, Obristlieutenant v. Rapperschweil.
" Breny, Pfarrer v. Libingen, Ct. St. Gallen.
" Buela von Rapperschweil.
" Bueler, Quartierhauptmann von Stäfa, Canton Zürich.
" Curti, Cantonsrath von Rapperschweil.
" Däniker, V. D. M. von Zürich.
" Fornaro, Obristlieutenant v. Rapperschweil.
" Fornaro, T. J. von da.
" Fuchs, Stadtpfarrer von da.
" Fuchs, Kreisammann von da.
" Fuchs, Dr. von da.
" Frey, Pfarrvikar von St. Gallen-Cappel.
" Freudenberg, Med. et Chirurg. Dr. von Rapperschweil.
" Gaudy, T. von Glarus.
" Gaudy, J. von Rapperschweil.
" Hager, Prof. von da.
" Hasler, Arzt in Mänedorf, Cant. Zürich.
" Helbling, Vice-Präsident von da.
" Helbling, Gerichtsschreiber von da.
" Helbling, Apotheker von da.
" Helbling, Pfarrer in Jonen.
" Honegger, J. J. von Rapperschweil.

Herr Keller, Oberamtsschreiber in Grüningen, Cant. Zürich.
- = Locher, V. D. M. von Zürich.
- = Pfenninger, Rathsherr v. Stäfa, Ct. Zürich.
- = Rickenmann, Stadtpräsident v. Rapperschw.
- = Richard, Arzt in Wädenschweil, Ct. Zürich.
- = Schultheß, Med. Dr. in Zürich.
- = Sulzer, Prof. von da.
- = Schaufelberger von Bubikon, Ct. Zürich.
- = Schwarz, T. Arzt in Rapperschweil.
- = Tobler, Pfarrer in Wald, Cant. Zürich.
- = Trümpi, Dr. in Enneda, Cant. Glarus.
- = Vögelin, Pfarrer in Benken, Cant. Zürich.
- = Waser, Pfarrer in Bärentschweil, Ct. Zürich.
- = Weber, Pfarrer in Lichtensteig und Erziehungsrath.
- = Wirz, Stud. Theol. aus Zürich.
- = Ziegler, Carl von Rapperschweil.
- = Zuppinger, Major aus Mänedorf, Ct. Zürich.

Fremde Ehrengäste.

Herr Brant aus England.
- = Schuntermann, Dr. aus Braunschweig.



Rede

bey Versammlung

der

Helvetischen Gesellschaft.

Gehalten am 26. Aug. 1828 zu Rapperschweil

von ihrem Vorsteher

J. J. Hottinger, Professor.



Eidgenossen!

Theuerste Freunde und Brüder!

Als vor einem Jahre unsere in Schinznach versammelte Gesellschaft mich Abwesenden ohne mein Zuthun und Wissen zu ihrem Vorsteher erwählte, zögerte ich geraume Zeit mit meinem Entschlusse, dem überraschenden Rufe ein Genüge zu leisten. Mir war nämlich keineswegs unbekannt, wie sehr, selbst bey vielen Mitgliedern unsers Vereins, der Glaube an die Zweckmäßigkeit seiner Fortdauer erschüttert sey, und daß die bejahrte Mutter neben ihren vielen aufblühenden Töchtern in einem gewissen Zustande der Altersschwäche erscheine. Am Ende indeß bestimmten mich alt-hergebrachte Zuneigung und das Vertrauen der Gesellschaft, ihrem Wunsche zu entsprechen, wobey ich aber be-

dauern muß, daß eine schwere und langwierige Krankheit mich genöthigt hat, den Tag unsers Zusammentrittes auf eine für manches Mitglied weniger gelegene Zeit zu verschieben, weßnahen unser Freundeskreis bedeutend verengert ward. Um so herzlicher heiße ich Sie, theuerste Freunde, willkommen bey der Vereinigung im 65sten Altersjahre unserer Gesellschaft in dieser Stadt, deren herrliche Umgebungen die Schweizernatur in ihrer vollen Anmuth und Majestät darstellen, deren Bewohner uns mit so eidgenössischer Freundschaft empfingen, und deren Geschichte in den Annalen des Vaterlandes so oft lehrreich, warnend, ergreifend hervortritt.

Vorübergegangen, so Gott will, auf ewig! sind die Zeiten, als deren bald bedrohte, bald erschütterte Zeugen auch diese Mauern übrig geblieben sind, wo die Eidgenossen erst aus Ländergier, dann aus falsch verstandenem Religionseifer und verleitet durch die Schleichkünste des übel wollenden Auslandes, unter einander selbst sich bekriegten, dann in schmählicher Apathie erlagen; also daß ein Canton dem andern

fremde ward, eine Reise durch das gemeinsame Vaterland wie ein Wagestück angesehen wurde, und Nachbarn mit gegenseitigem Mißtrauen so erfüllt waren, daß es nur eines unbedachten Flintenschusses, oder eines übel verstandenen Scherzes bedurfte, um in blindem Lärm Tausende von Brüdern gegen einander unter die Waffen zu rufen.

In eine Periode so tiefer Erniedrigung fällt die Stiftung unserer Gesellschaft, und sie war es, die nach ihrem ausgesprochenen einzigen Zwecke: Eintracht, Freyheit, Tugend unter den Eidgenossen zu befördern, zu Herbeyführung eines bessern Zustandes auch wesentlich beygetragen hat. Nie sollen wir uns daher, theuerste Freunde, versammeln, ohne der Männer in Liebe zu gedenken, die lange vor uns, in dem damals noch ländlichen Schinznach, in dem freundlichen Olten vereinigt, unter den letzten Segnungen der ehrwürdigen Balthasar und Zellweger durch eigenes Beyspiel und weisen Rath die alte Eidgenoßschaft wieder zu beleben trachteten, sich mit Plänen zu besserer Erziehung des Volkes, zu

besserer Pflege der Armuth beschäftigten, durch die Macht der Rede, der Schrift, des vaterländischen Gesanges auf Bürger und Landmann zu wirken suchten, in deren Kreise unser schönes Nationalunternehmen, die Linthverbesserung, seinen Ursprung nahm, *) und deren Vorgang

*) Hierüber erhielt der Verfasser nach Abhaltung seiner Rede folgende Berichtigung: „Der erste Plan zur Linthunternehmung wurde auf Veranstaltung der die Herrschaft Sargans regierenden Cantone von dem Ingenieur Lang in Bern entworfen, und bey der endlichen Ausführung auch im Wesentlichen befolgt. Was Meyer von Aarau später sehr wohlmeinend in Anregung brachte, war ein bloßes Palliativ, dessen Unzulänglichkeit sehr bald eingesehen wurde, weßnahen man später ganz wieder auf den ursprünglichen Plan zurückkam.“ Daß indeß der Helvetischen Gesellschaft dennoch wesentliches Verdienst um die Sache bleibe, zeigt ein Schreiben Eschers an dieselbe vom 25. März 1809, worin er sich also ausdrückt: „In Eurer Mitte war es, theure Freunde und Eidgenossen! wo ich zuerst auf den jammervollen Zustand der Linth- und Wallenthäler aufmerksam gemacht wurde, und in Euerm Kreise wurde der erste zweckmäßige Antrag gemacht, die Hülfsmittel gegen die weitere Ausdehnung jener fürchterlichen Versumpfungen durch Nationalwohlthätigkeit in Gang zu setzen.“

und Beyspiel zu Stiftung aller der eidgenössischen Gesellschaften, welche in unsern Zeiten, den Spaltungen und Reibungen des Federalismus gegenüber, die Herzen wieder vereinen, das republicanische Leben verschönern, ihre glücklichern Söhne und Enkel zusammenführte.

Aber eben weil uns diesen Söhnen und Enkeln, durch jene die Sache geöffnet und erleichtert ward, sind auch an uns des Vaterlandes gerechte Forderungen größer, um so mehr, da das Tagewerk noch lange nicht vollendet ist. Oder wie? theuerste Freunde? herrschen jetzt die Eintracht, die Freyheit, die Tugend unter uns, deren Reich im Schweizerlande neu zu begründen, einst jene unsere Väter diesen Verein gestiftet haben? Beantwortung dieser Frage und die Untersuchung, was für das Erringen dieser Güter noch zu thun übrig bleibe, sey der Gegenstand meines Vortrags; die Sprache der Ueberzeugung sein einziger Schmuck, Ihre brüderliche Nachsicht seine milde Richterinn!

Wie steht es gegenwärtig unter uns mit der Eintracht? Mit der Eintracht vor allem aus zwischen den zwey Confessionen? Mir ist, ich spüre es, welche Bewegung bey dieser Frage im Gemüthe meiner Zuhörer vorgeht; und dennoch — ist es nicht ein Gott, den wir verehren? ein göttlicher Lehrer, dessen heiliges Wort: „Liebet euch unter einander!" wir an uns alle gerichtet glauben? Sind nicht die Pflichten, die dieses Wort uns vorschreibt, die nämlichen? und ist uns nicht allen gemeinsam die Hoffnung vollkommenen Lichtes bey den Unsterblichen? Ich gebe zu, daß in andern Punkten — ich will sie zum Theil ebenfalls als Hauptpunkte gelten lassen — unsere Ansichten von einander abgehen, ja einander gerade entgegen gesetzt sind, daß es unmöglich sey, dieselben zu vereinen, Pflicht hingegen, sie zu vertheidigen, daß eben darum ein Streit der Geister nicht wohl vermieden werden könne; daß die Verschiedenheit der kirchlichen Grundsätze und Formen wesentlich auch auf Sitten, Lebensweise, ja selbst auf Oekonomie und Politik einwirken, und dadurch Katholiken und

Protestanten oft auch in sichtbaren äußerlichen Gegensatz gebracht werden müssen; aber sollten nicht bey allem dem Verträglichkeit, gegenseitige Liebe, Achtung und eidgenössisches Zusammenhalten in Freude und Leid möglich seyn? Ich glaube, die Erfahrung selbst und zwar unsere eigene Schweizerische zeugt dafür. Oder waren es unächte Katholiken und laue Protestanten, die einst in Schinznach und Olten mit herzlicher Freude sich die Brüderhände reichten? Waren sie abgefallen von ihrer Kirche — der edle Beroldingen von Uri, als er sang:

„Wenn des strengen Priesters Lehren
Gleiches Kirchenlied uns wehren,
O so sey im Oltner-Lied
Wenigstens kein Unterschied!“

Der ehrwürdige Altrath Glutz, als er mit sichtbarer Rührung zuerst jene schöne Anekdote vom Schultheißen Wengi erzählte, die seither mit Recht in alle unsere Sammlungen und Jugendschriften übergegangen ist? Unser unvergeßliche Thaddäus Müller, als er, wie Manche von uns sich noch leicht erinnern, in einem Vortrage voll hinreißender Wärme darthat, wie viel seit Stiftung unserer Gesellschaft

für die religiöse Duldung geschehen? Haben nicht in den neuern Zeiten beynahe in allen größern Städten der reformirten Eidgenossenschaft auch unsern katholischen Brüdern sich Tempel zu ihrer Gottesverehrung geöffnet, und ist nicht ganz kürzlich das Nämliche für die Reformirten zu Luzern geschehen? Leben nicht in mancher Gemeinde unsers Vaterlandes Angehörige beyder Confessionen in friedlicher Eintracht und genießt nicht so mancher ächt christliche Lehrer in vollem Maße auch der Liebe und Achtung der andern Glaubensparten? Wie kommt es denn, daß diese schöne Duldung noch nicht allgemein geworden, daß es noch immer Gegenden, ja, mit einiger Besorgniß muß man es aussprechen, beynahe wieder mehr, als nur noch vor einigen Jahren gibt, wo sie vermißt wird? Ich stehe keinen Augenblick an, dieses ausländischem Einfluß zuzuschreiben; ich rufe dafür die ganze Geschichte, ich rufe Eure eigene Erfahrung, Eidgenossen, zu Zeugen auf. Wer nährte, wer verlängerte in frühern Jahhunderten unsere innern Kriege? Wer freute sich unserer Zweytracht, benutzte die Ohnmacht

unserer Regierungen, die Zuchtlosigkeit unserer Jugend, die Beutelust der Reisläufer? Woher rühren in unsern Zeiten erneuerte hierarchische Anmaßungen und Sectenstolz? Weder der Ultramontanismus noch der Quietismus sind aus dem Schweizerischen Nationalcharakter hervorgegangen; der republicanische Geist wird auch ihnen, den Erzeugnissen sclavischer Gesinnung, widerstehen oder unterliegen müssen; und die, welche den einen oder andern unter uns predigen, wünschen das Letztere. Wie ist aber diesem zu begegnen? Nur so, wenn wir die Geister prüfen, ehe wir ihnen glauben. Wer Mißtrauen weckt, die Gesinnungen derjenigen verdächtigt, mit denen wir bisher in eidgenössischer Freundschaft lebten, wer das Volk bey den Regierungen, die Regierungen bey dem Volke auf Schleichwegen anklagt, wer das Licht scheut, nicht männlich zu Wort und That stehen will: der ist kein Eidgenosse. Wer hingegen den Bruder lieben lehrt, den Irrthum bekämpft, aber dem Irrenden Nachsicht zeigt, der Wahrheit huldigt, auch wo sie die eigene Partey verfällt; wer,

wie er spricht, auch handelt: diesem Lehrer, Eidgenossen! vertrauet, den höret; er nenne sich Katholik oder Protestant. Wie wir aber andere prüfen, haben wir Sorge zu tragen, daß unsere eigene Rede die Prüfung aushalte. Nicht schweigen sollen wir über dasjenige, was dem Menschen das Heiligste bleibt; nicht aus Gefälligkeit gegen Andere die eigene Ueberzeugung zurückhalten; aber mit Bescheidenheit, mit Würde, mit Gründen sollen wir auftreten; fern von aller Persönlichkeit, und vorzüglich von niedrigem Spott über das, was dem andern ehrwürdig ist. Zugleich aber sollen wir auch jene unzeitige Empfindlichkeit unterdrücken lernen, die durch jede freymüthige Aeußerung, welche die eigene Partey angreift, sich für beleidigt hält; nicht sogleich Feuerlärm anblasen, über gebrochenen Landsfrieden schreyen, wenn ein Protestant von den Schrecknissen der Inquisition, den Umtrieben der Jesuiten schreibt; oder ein Katholik die Bilderstürmerey, oder den Heidelberger Katechismus verurtheilt. Ist es wahr, was sie sagen: warum sollten wir die Wahrheit nicht hören? Ist es unwahr: so

wird es von selbst fallen; oder wir setzen dem=
selben, unterstützt von bessern Gründen, die
Wahrheit entgegen. Es ist ein großer Schritt
zum Bessern, wenn man zum Entscheide kirch=
licher Streitpunkte nicht mehr Schwert, Schei=
terhaufen und Bannstrahlen, sondern Gründe
anwendet, und wir scheinen uns allmählig den
Zeiten zu nähern, wo offenbar werden soll,
warum in unserm Vaterlande nicht nach dem
ersten Cappeler Feldzuge die Alleinherrschaft
der reformirten, nicht nach dem zweyten dieje=
nige der katholischen Lehre behauptet werden
konnte. In den angeführten Zeiträumen war
das Eine oder das Andere leicht zu erhalten;
aber die Vorsehung scheint beide kirchliche Sy=
steme neben einander zu wollen, weil beide
ein individuelles Bedürfniß befriedigen, beide
jederzeit ihre Anhänger finden werden, und
beide in ihrem nothwendigen Kampfe, sobald
er einmal aus dem Bereiche der materiellen
Gewalt sich ganz in das geistige Streben empor=
geschwungen hat, nur wohlthätig, nur rei=
nigend und anregend auf einander wirken kön=
nen. In dieser Ueberzeugung, Eidgenossen,

laßt uns die Bestrebungen des Obscurantismus unserer Tage, der auch in unsern Alpenthälern den Religionsfrieden gern wieder trüben möchte, nicht allzusehr fürchten, nur unverdrossen auf die angezeigte Weise bekämpfen. Auch im Heiligthum des Herrn und hier wohl mehr, als irgend anderswo wird es Licht werden, und mit diesem die Zeit treuer Bruderliebe der Schweizer zurückkehren und werthvoller als ehedem, weil sie alsdann auf Einsicht und Ueberzeugung gegründet ist.

Ich gehe zu der Eintracht zwischen den Cantonen über, und in gedrängter Reihe treten mir die jährlich sich mehrenden Einfuhrverbote, das Münz- und Postwesen, die Zölle, die Heimathlosen, die voluminösen Tagsatzungsabschiede mit dem endlosen Referendum entgegen. Ich sehe einen der biedersten Männer, nachdem er mit unermüdetem Fleiße in dem eidgenössischen Zollwesen gearbeitet, die Cantone bereist, alle hindernden Umstände zu heben, das Interesse der Einzelnen möglichst zu berücksichtigen gesucht, und für die Gesammtheit sich nur auf die einfachsten Vorschläge be-

schränkt hat, dennoch auch mit diesen zurück-gewiesen, und beynahe entmuthigt seine Entlassung verlangen.

Ich will nicht übereilt, nicht ungerecht urtheilen; ich will zugeben, daß die Gründe des Mangels an Eintracht bey so manchen eidgenössischen Angelegenheiten nicht im übeln Willen, sondern in unserer Bundesverfassung selbst, in den so abweichenden Interessen der Cantone, in der allgemeinen Bedrängniß der Zeit zu suchen seyen, daß achtungswerthe Männer sich unverdrossen und bey geringem Erfolge nur desto rühmlicher bemühen, die Hindernisse zu heben, daß dieses in verschiedenen Fällen dann doch schon gelungen sey, und daß das stete Referendum gerade für die Ausdauer in diesen Bemühungen zeuge; allein ich muß denn doch die Frage stellen, und Tausende haben wohl bey sich selbst schon das Nämliche gethan: Wohin wird es am Ende führen, wenn die Zahl der kleinen Neckereyen von Eidgenossen gegen einander, der Engherzigkeiten, Reibungen immer zunimmt; ein Canton in dem andern beynahe seinen Feind, wenigstens einen

eifersüchtigen, wachsamen, auf jeden kleinen Vortheil erpichten Nachbar sehen muß? Der eidgenössische Staatsmann, gewohnt die Unterhandlungen über solche Streitpunkte durch alle ihre Modificationen zu verfolgen, kann schon eine kleine Annäherung für wesentlichen Gewinn achten, weil er weiß, wie mühsam auch nur diese zu erhalten war. Er kann mit Ruhe auf die lange Dauer einer an Ergebnissen armen Tagsatzung zurückblicken, weil er selbst, so weit bindende Instructionen ihm gestatteten, für besseres Einverständniß keinen Aufwand seiner Zeit, keine Anstrengung seines Geistes gespart; aber die Nation beurtheilt nicht den Geschäftsgang, nicht dessen Verwickelung und Schwierigkeiten; sondern die Resultate. Sind dieser fortwährend wenige, so knüpft sich an die Wahrnehmung nur zu leicht der Schluß auf Mangel an Thätigkeit, Einsicht oder Willen, bey denen, welche die Geschäfte besorgen, besonders, wenn allgemein in die Augen fallendem Uebel nicht geholfen werden kann. Aus diesem Grunde, hat mir schon geträumt, dürfte vielleicht einmal der Tag kommen, wo

die Bothen der Stände, nachdem sie in dieser Stellung fruchtlos ihre Kräfte erschöpft, es zu besserer Beendigung irgend einer National-angelegenheit versuchen würden, nur Eidgenossen zu seyn. Ich will es wagen, mich einen Augenblick diesem Spiele der Phantasie hinzugeben. Am ehesten noch kann ich es in Ihrem Kreise, theuerste Freunde, wo neben dem ernsten Verstande jederzeit auch das Herz sich äußern darf; und ihr sollt es seyn, verlassene Heimathlose! in euerm verjährten Unglück nur um so beklagenswerther, in eurer schauderhaften Entartung dennoch Menschen, mit deren Elende die Tagsatzung, die ich mir denke, sich beschäftigen will. „Mitbürger" — spricht sie in einem Aufrufe an das Schweizervolk — „unsere langjährigen Verhandlungen „wegen der Heimathlosen sind fruchtlos geblie„ben, und als Bothen der Stände sehen wir „uns außer Vermögen, zu helfen. So wollen „wir es denn versuchen, als Menschen, als Eid„genossen im Vertrauen auf Gott, auf Euch „und die, so nach uns zu Leitung der Bundes„geschäfte sich vereinen. Wir rufen Euch zu

„einem Nationalwerke auf. Wie ihr durch den
„neuen Lauf der Linth einst der physischen Ver=
„sumpfung gesteuert habt, so thut jetzt mit dem
„moralischen Elend! Ausharrender Wille ist nö=
„thig und ökonomische Kraft. Sollte im Va=
„terlande nicht Beides zu finden seyn? Wir
„schreiben keine Auflagen aus, wir erlauben
„uns keine Berechnung von größerer oder klei=
„nerer Verpflichtung zur Abhülfe. Jeder gebe
„mit uns, reich oder ein Schärflein, je nach=
„dem Gott ihm gegeben oder die Liebe ihn lehrt.
„Für Eines aber wollen wir einstehen, für mög-
„lichst weise, für gewissenhafte Verwendung."
Und die Nation gab freudig, reichlich, hin=
reichend, weil die Regenten des Landes ihr das
Wort gegönnt, weil sie an ihre Treue und
Liebe geglaubt.

Doch es ist Zeit, daß ich aus dem Reiche
der Träume zurückkehre in die Wirklichkeit,
und einen Augenblick auch noch verweile bey
der Eintracht zwischen Volk und Regierungen.
Es ist dieses ein Gegenstand, über den sich we=
der nach oberflächlichen Reisebeschreibungen,
noch auf abgerissene Zeitungsnotizen hin ein

gründliches Urtheil fällen läßt. Es bedarf dazu einer sorgfältigen Beobachtung sowohl des Benehmens der Regierungen in ihren Individuen und Angestellten, als der Aeußerungen des Volkes in seinen verschiedenen Classen und von den verschiedenen Standpunkten aus, wo es sich frey bewegen kann. Ich selbst habe nur noch in wenigen Gegenden mir eine so genaue Kenutniß verschaffen können; aber einen Hauptgrundsatz konnte ich mir doch überall ableiten; daß nämlich jederzeit da das beste Vernehmen herrscht, wo die Regierung dem Volke das meiste Vertrauen zeigt, wo sie in ihren Beamten am zugänglichsten, in ihrer Finanzverwaltung am redlichsten, in ihrer Gerechtigkeitspflege am offensten ist. Es wäre ungerecht, zu leugnen, daß in diesen Beziehungen während der neuern Zeiten manche Fortschritte zum Bessern Statt gefunden haben, und unbillig zu übersehen, daß ein bedeutender Theil unserer vaterländischen Regierungen gewiß mit redlichem Willen für das Beßte des Landes erfüllt sey. Eine hier angebahnte, dort vollendete neue Gesetzgebung im Civil- und Criminalfach; in

einigen Cantonen öffentliche Rechenschaft über den Gebrauch der öffentlichen Gelder, in andern wenigstens eine so gewissenhafte Verwaltung derselben, daß über ihre Rechtlichkeit kein Zweifel aufkommen kann; verbesserte Strafanstalten, Spitäler, eine genauere Controle der Beamten, und mancherley andere administrative Verordnungen zeugen dafür; aber dieses alles darf uns die Augen nicht vor dem vielen dennoch Mangelhaften, vor groben Gebrechen, ja selbst auch theilweisen Rückschritten verschließen. Wie oft und mit Grunde hört man noch klagen über richterliche Unkunde, Willkür oder Gewaltthätigkeit? Wie oft über schläfrige Behandlung selbst dringender Geschäfte? Ist das Scheusal der Bestechlichkeit überall vernichtet im Vaterlande? Die Verwaltung der Staatsgelder allenthalben gleich gewissenhaft? Gilt nirgends mehr das Sprichwort: „eine Hand wäscht die andere?" und wird nirgends mehr durch treulose Gemeindevorsteher das Gut der Wittwe, der Nothpfenning der Waisen geschmälert? Nein! Eidgenossen, theuerste Freunde! noch ist lange nicht

alles bey uns, wie es sollte; noch bedarf es täglicher Warnung, nicht einzuschlafen, zu kämpfen gegen das Böse, zu pflanzen, zu äufnen das noch so sparsame Gute; und nur wo die Regierung sich großherzig aufmerksam machen läßt auf vorhandene Gebrechen, wo das Volk des Gesetzes sich freut, und dasselbe ehrt, wird Vertrauen und Zuneigung zwischen Beiden, da wird Eintracht seyn.

Nun aber wende ich zu dir mich hin, heilige Freyheit! die du bey jenen Männern im Grütli, auf den Feldern von Sempach, Näfels, St. Jakob einst weiltest; zu dir, der Zierde und Beschützerinn unserer Alpenhöhen, unserer friedlichen Hirtenthäler und Traubengelände, bis fremdes Gold und erwachende Habsucht dich denselben zu entfremden drohte, also daß die entartenden Geschlechter eine deiner Segnungen nach der andern zu verlieren begannen. Da erschienest nach gewaltigen Erschütterungen freundlicher du wieder, Tochter des Himmels, und verhießest dem umgestalteten Lande aufs Neue deinen Schutz. Sie nun festzuhalten, diese von hochherzigen Vätern

mit Schweiß und Blut errungene, durch die Stürme der Revolution gerettete, ja, wir dürfen sagen, neu gewonnene Freyheit, gehört, theuerste Freunde! ebenfalls zu den edeln Zwecken unserer Gesellschaft. Darum sey denn vor Allem aus unser Bestreben auf das eigene freye Denken gerichtet. „Wer wird wohl daran uns hindern?“ höre ich fragen. Manche könnten dieß thun, würden es thun, wenn wir nicht wachsam wären. Unsere Denkkraft bedarf der Nahrung, der ununterbrochenen Uebung und es ist keineswegs gleichgültig, was für Gegenstände zu diesem Zwecke sich ihr darbieten. Sind es edle, die theuersten Interessen des Vaterlandes, der Menschheit, die Wahrheiten der Religion, die Aussichten in eine seligere Zukunft, so wird an diesen wie an erhabenen Pfeilern auch unsere Denkkraft sich kräftig emporranken und unser geistiges Leben hiedurch bedeutender werden und sich veredeln. Dieses haben diejenigen geistlichen und weltlichen Despoten sehr wohl empfunden, welche die Menschheit in den Banden der Finsterniß darnieder zu halten wünschten, um desto leich=

ter, desto sicherer über dieselbe zu herrschen. Jetzt noch weisen solche, die ihnen gleichen, mit Bedauern auf die gute, alte Zeit hin, wo die Wissenschaft nur für die bevorrechteten Classen und auch für diese nur in todter Sprache vorhanden war; die Zeitungen nur von Hoffesten, Messeneuigkeiten, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, und allenfalls den fernen Türkenkriegen, niemals aber vom Vaterlande erzählten, der Bauer zur Noth zu lesen, selten zu schreiben verstand. Was für Früchte dieses Zeitalter für die Freyheit des Denkens getragen, liegt am Tage, wenn wir die vaterländische Litteratur des siebenzehnten und aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts betrachten. Das ängstlichste Kleben an den Dogmen der eigenen Confession und die einseitigste Beurtheilung aller Andersdenkenden; die kriechendsten Schmeicheleyen gegen Gewalthaber, ein sorgfältiges Vermeiden jeder freyen, kühneren Aeußerung, eine geschraubte, hochtrabende, mit fremden Ausdrücken und Wendungen überladene Sprache charakterisiren die theologischen, politischen und philosophi-

schen Erzeugnisse dieser Epoche, von denen, ich darf es kühn aussprechen, wenige in unsern Zeiten ohne vielfachen Aberwillen werden gelesen werden. Im Erziehungswesen und den Schulen herrschte der nämliche Geist. Wie konnte unter solchen Umständen die Denkkraft sich frey entwickeln? Sie sah sich so zu sagen, in das materielle Leben zurückgedrängt, an die Sorge für ökonomischen Wohlstand und sinnlichen Genuß, und in höhern Berufsarten an sclavische Erlernung einer Mechanik der Formen gewiesen, die, unantastbar feststehend, jeden Aufschwung des Geistes, jede edlere Erhebung der Gemüthes danieder hielten, und wodurch auch dem beschränktesten Kopfe, sobald er nur diese vernunfttödtende Form einmal inne hatte, zu herrschen möglich ward.

Wollen wir nun, Eidgenossen! daß diese Sclaverey der Geister nicht wieder zurückkehre, daß Denkfreyheit uns bleibe, so haben wir alles Mögliche auch für Erhaltung der Freyheit der Rede zu thun. Durch die Rede erst wird der Gedanke fruchtbar und was in einem hellen Kopfe und in einem warmen Herzen sich

Edles erzeugte, geht dadurch leicht in tausend andere über. Freylich eben so leicht auch das Böse, und von diesem Mißbrauche alsdann nehmen die Feinde der Geistesfreyheit jederzeit ihre Beweggründe her, sie zu bekämpfen. Aber wahrlich! es ist besser, daß gut und schlecht gesprochen werde, als daß gar nicht gesprochen wird. Jenes erzeugt Bewegung, den Kampf der Geister und damit immer auch das Fortschreiten der Wahrheit; dieses Engherzigkeit, Stumpfsinn, moralischen Tod. Aus diesem Grunde dürfen wir uns freuen, daß die Anlässe sich in den neuern Zeiten vermehrt haben, wo ein freyes Wort öffentlich und vor vielen Hörern ausgesprochen werden kann, und daß auch die mit der freyen Rede so innig verbundene Freyheit der Presse täglich festern Fuß gewinnt. Hiefür zeugt am kräftigsten die zunehmende Unentschlossenheit und Schüchternheit in den Maßregeln dagegen. Was vor zehn Jahren ruhig bey uns gedruckt werden durfte, wäre vor der Revolution nicht bloß durch die Censur gestrichen, sondern vielleicht als Hochverrath beurtheilt worden. Man-

ches, das vor zehn Jahren gestrichen ward, wird jetzt unangefochten gedruckt; und wenn wieder zehn neue Jahre vorüber sind und nicht ganz unvorhergesehene, gewaltige Ereignisse der natürlichen Entwickelung der Zeitverhältnisse in den Weg treten, so wird die Censur, wo sie noch besteht, kaum der Form nach vorhanden, in der Ausübung aber wenig mehr spürbar seyn. Und wie? soll denn aller Licenz, aller Frechheit, allem Mißbrauche die freye Thüre geöffnet werden? allen Sophismen, allem oberflächlichen Geschwätz verstattet seyn, die elende Halbcultur unsers Geschlechts zu vollenden? — Theuerste Freunde! wir sind gewiß alle dem Mißbrauche der Presse abhold. Wen sollte nicht fader Witz oder plumpe Persönlichkeit anekeln, Lüge und Verläumdung empören? Aber diesem wird die Censur schwerlich mehr abhelfen. Was hier gestrichen wird, erscheint in einem andern Blatte, das unter keinem oder einem, von andern Grundsätzen geleiteten, Censor steht, oft noch mit schlimmern Zusätzen und Glossen. Es wird mit Begierde herumgeboten, und nur um so vielfacher gelesen.

Man spottet über die vereitelte Absicht, über die Ohnmacht der Censur, und ein Blatt, das die meisten Lücken hat, wird bald das gesuchteste. Auf der andern Seite wird auch der schärfste Censor noch nicht genug streichen können, und immer manches übrig bleiben, das der oder jener für höchst gefährlich hält. Auf diese Weise muß die Censur, wenn die Freyheit der Presse bis zu einem gewissen Grade bereits wenigstens factisch begründet ist, je heftiger sie entgegen wirken will, desto sicherer sich selbst zerstören; die Preßfreyheit aber entweder stillschweigend oder durch einen Act der Gesetzgebung in die Verfassung des Landes übergehen, und dann erst tritt der Zeitpunkt ein, wo dem Mißbrauche derselben auf dem einzig möglichen Wege gesteuert werden kann. Nothwendig wird nämlich alsdann dem Gekränkten, Verläumdeten zu zeigen seyn, auf welche Weise er Recht erhalten könne, die richterliche Behörde aber einer festen Norm bedürfen, nach der sie beurtheilen und strafen soll; und wer dürfte es alsdann ungerecht finden, wenn der erwiesene Lügner oder Verläumder,

der muthwillige Beleidiger mit doppelter Buße belegt wird? Ich weiß zwar sehr wohl, daß auch auf diesem Wege nicht aller Preßunfug wird erreicht und bestraft werden können; aber doch der gröbere, und was übrig bleibt, wird zuverlässig ein geringes Uebel seyn gegen die ungleich größern Vortheile, die durch den einmal errungenen Grundsatz dem Vaterlande und seiner Freyheit erwachsen.

Nach unsern Verfassungen ist, mit Ausnahme einiger rein demokratischer Stände, dem Volke nicht mehr der unmittelbare Antheil geblieben, der in den Zeiten unserer blühendsten Nationalkraft bey Behandlung der wichtigsten Geschäfte ihm oftmals vergönnt war. Die Bürger in den Städten werden nicht mehr auf ihren Zünften über neue Gesetze und Auflagen, über Bündnisse, Krieg und Frieden um ihre freye Meinung befragt; an die Landleute werden nicht mehr erklärende Schreiben erlassen, oder Deputationen abgeordnet und ihre treuherzigen Antworten unter Berücksichtigung ihrer Wünsche gefordert und angenommen. Im Felde wird nicht mehr die Kriegs=

gemeine in den Ring gerufen, und das freye Wort auch des geringsten im Heere gehört.*) Souveraine große Räthe entscheiden in letzter Instanz. Was bleibt nach diesem dem Bürger noch übrig? Schwerlich würde er ohne die Wohlthat freyer Presse von dem, was in seinem Namen abgeschlossen wird, was zu seinem Nachtheile so gut, wie zu seinem Vortheile ausschlagen kann, eine andere als dürftige oder nur einseitige Kunde empfangen. Und was möchte allmählig wieder hievon die Folge seyn? Ein Erlöschen aller Theilnahme an dem Wohle des Vaterlandes; ein unrepublicanischer Kosmopolitismus, der, zufrieden in seiner Industrie oder seinen sinnlichen Genüssen nicht beschränkt zu werden, das armselige „ubi bene ibi patria“ zu seinem Wahlspruche macht, und wenn das Vaterland seinen Beystand fordert, zuvor berechnet, ob nichts dabey zu ver-

*) Dieses wird hoffentlich von Niemandem so ausgelegt werden, als ob der Verfasser die alte Ordnung zurückwünsche. Er findet es weit besser, daß das Volk vernehme, wie es regiert wird, als daß es selbst regiere.

lieren sey. Und wenn es sich erst darum handelt, eine der schwersten, aber auch rühmlichsten Pflichten des freyen Bürgers zu üben; wenn der Staatsmann gegen die Mehrheit seiner Berufsgenossen nach Eid und Ueberzeugung eine ihm heilige Angelegenheit vertheidigen soll, der Gelehrte verjährte Vorurtheile bekämpfen, der Menschenfreund verfolgte Unschuld retten, oder einen vornehmen Betrüger entlarven will — was anders kann ihnen den Muth dazu geben, als die zuverlässige Aussicht, in der öffentlichen Meinung die sicherste und zugleich ehrenvollste Stütze zu finden? Mehr endlich als keine Armeen des Auslandes, mehr als kein Machtwort fremder Herrscher ist für unsere Freyheit ein innerer Feind noch zu fürchten, den nicht leicht weder Gesetzgebung noch vollziehende Gewalt zu entwaffnen vermögen, welcher aber ebenfalls in der gegen ihn aufgerufenen öffentlichen Meinung seine wirksamste Gegnerinn findet, der Egoismus. Dieses aber führt mich von selbst noch auf den dritten Zweck hinüber, den bey Errichtung unserer Gesell=

schaft die Stifter im Auge hatten — Erhaltung nämlich und Belebung der Tugend im Vaterlande.

Ich werde nicht nöthig haben, mich zuerst in eine weitläufige Worterklärung einzulassen. Montesquieu hat trefflich erläutert, was für den Bürger eines Freystaates Tugend heiße, und Sie wissen mit mir, daß es die sich selbst verleugnende Hingebung für das Vaterland ist. Durch sie wurden einst Rom und Griechenland groß, durch sie die Eidgenoßschaft gestiftet und als zarte Pflanze erhalten. Mit ihr steht die Republik, ohne sie wird sie fallen. Glückliches Loos des phantasiereichen Jünglingsalters! Zugeführt den unsterblichen Vorbildern solcher Tugend durch ihre Geschichte und Schriften; gestärkt durch die Geistesnahrung, welche das classische Alterthum darbietet; schwelgend im eigenen, noch nicht durch die Stürme des Lebens erschütterten, Kraftgefühl, erblickt dasselbe überall Größe, Heldenmuth, Aufopferung, Triumphe. Es hält die Tugend für allgemein verbreitet und leicht zu

üben, und gibt sich freudig dem Genusse hin, womit der Anblick und die Nähe moralischer Vollkommenheit unser Gemüth erfüllt. Auch mir blühten einst diese Zeiten hoher geistiger Wonne. Mit Stolz fühlte ich mich als Bürger eines Freystaates und wenn die edeln Gestalten, eines Aristides, Timoleon, Camillus, eines Winkelried und Niklaus von Flüe meine Blicke hinzogen nach den Sternen, wo sie in unsterblicher Glorie nun vereinigt sind, fühlte auch ich mich gehoben und besser, weil mir als Republicaner die Pflicht oblag, ihnen nachzuwandeln. Ich trat über in das Alter reiferer Studien und in den Quellen der Geschichte stellte sich mir Vieles ganz anders dar, als ich nach schön geschriebenen Handbüchern oder patriotischer Dichtung mir dasselbe im Bilde geträumt. Ich sah mich um in den Kreisen der Volkslehrer und Volksführer, und fand, wie sehr manches bewunderte Talent, mancher gepriesene Charakter bey näherer Bekanntschaft verlor. Ich sah Redner, die voll Emphase von Aufopferung fürs Vaterland sprachen, voll Bitterkeit es tadelten, daß ein engherziger

Cantonalgeist so oft dem allgemeinen Beßten in den Weg trete, in hohe Befremdung gerathen, wenn für eben dieses Beßte auch von ihnen ein Paar Quadratschuhe Eigenthums gefordert wurden. Ich sah Krieger, auf die in der Stunde der Noth die hoffenden Blicke des Vaterlandes sich richten mußten, die sorgfältigste Untersuchung dem Fleckchen einer Uniform, der Manier der Begrüßung oder andern Kleinigkeiten zuwenden. Ich sah Staatsmänner, welche in des Vaterlandes Unabhängigkeit die eigene Ehre suchen sollten, voll Begierde nach Gnadengeschenken des Auslandes haschen; und ich fragte mich enttäuscht und entmuthigt: Armes Vaterland! Wo sind deine Aristiden, deine Leonidas, deine Catone? — Ich sah in mein eigenes Herz und fand auch hier die reine Begeisterung einer unbefangenen Jugend getrübt durch den Rost der Zeiten, der Leidenschaften, der Widerwärtigkeiten des Lebens, also daß mein Urtheil über andere durch die Kenntniß eigener Schwäche wieder milder ward, und nur im Allgemeinen mir die Ueberzeugung blieb, daß Aufopferung für die

Pflicht, Hingebung für das Vaterland, republicanische Tugend, diese einzige sichere Grundlage unserer Freyheit, unter uns noch viel zu selten, und daher heilige Pflicht sey, für deren neue Belebung wenigstens bey dem kommenden Geschlechte nichts unversucht zu lassen.

Und so möchte ich denn Euch zurufen, Regenten, Väter des Vaterlandes, was neulich einer aus Eurer Mitte in Eurem zahlreich versammelten Kreise mit bewegter Brust aussprach: „Kein Geschlecht hat die Aufgabe seiner Zeit begriffen oder gelöst, wenn es nicht ein Anderes zurück läßt, das besser als es ist.“ Für dieses Geschlecht, welches aus Euern Händen einst das Vaterland empfangen, ihm dienen soll an Eurer Stelle, oder in jedem andern für dasselbe heilsamen Wirkungskreis, sorget durch unermüdetes Wachen über dessen Erziehung, durch freysinnige Begründung und Leitung der dazu nöthigen Anstalten, durch Auszeichnung nur der Guten und Hoffnungsvollen, durch freundliche Herablassung zu Rath, Belehrung und Nachhülfe; vor allem aber durch eigenes großherziges Beyspiel. Manches hat

unstreitig dasselbe von Euch zu lernen, die Ihr eine vielfach bewegte Zeit durchlebt, und reiche Erfahrungen gesammelt habt. In manchem anderm genießt es der Vortheile seiner günstigern Bildungszeit. Möge es mit der Ehrerbietung fürs Alter mit der weisen und dankbaren Benutzung dessen, was dieses ihm bieten kann, fortwährend die jugendliche Begeisterung für alles Edle und Große, mit dem Ernste, und der republicanischen Eingezogenheit unserer Staatsmänner aus den Zeiten vor der Revolution, den Freysinn der Begründer unserer liberalen Institutionen verbinden! Möge es vor Allem aber den edelsten derer, die vor ihm in dem Kreise der Väter des Landes gewirkt, Dir trefflicher Pictet, Dir unvergeßlicher Escher von der Linth und andern noch lebenden, die ich aber eben darum nicht lobpreisend nennen will, gleich werden in der Hingebung fürs Vaterland! also daß diese vom sparsamen Erbtheile Weniger wieder zum reichen Nationalgut erwachse, zum kräftigen Schutze unserer Freyheit gegen jeden, der innerhalb

unserer Gränzen oder außer denselben sie antasten will.

Und zu diesem schönen Zwecke des neuen Pflanzens republicanischer Tugend in unsern Bergen und Thälern, verbindet denn auch ihr euch mit den Weisesten unserer Väter, mit den Kräftigsten unserer Söhne, ihr, die ihr allein stehend, das kühne, aber ehrenvolle Werk übernommen habt, die Organe der öffentlichen Meinung, die muthigen Kämpfer gegen Schlendrian und Verfinsterung, die Vertheidiger der Unterdrückten, die Lehrer der Völker zu seyn. Keine Rücksicht auf den Unwillen furchtsamer oder getroffener Feinde des Lichtes, nicht die schiefe Beurtheilung derjenigen, die euern hohen Beruf noch nicht begreifen, halte euch ab, der Wahrheit Zeugniß zu geben, unbekümmert, wohin sie treffe, denn immer soll ihre Sache die siegende seyn. Wo im Vaterlande in verborgener Ecke oder mit abgelegter Scheu und reichen Kräften gegen Licht, Freyheit und Tugend, gegen die Eintracht und Bruderliebe der Eidgenossen Pfeile geschmiedet werden; da decket das schändliche Gewerbe auf und stellet es

hin der allgemeinen Verachtung; wo Egoismus, Herrschsucht, Engherzigkeit ihren Rost anlegen, da macht aufmerksam, weil es noch Zeit ist, ihn abzuwischen; wo Gemeinnütziges, Vaterländisches entstehen will, auch aus kleinem Saamen, da fördert das edle Werk; erhaltet in dem Herzen der Jugend die Begeisterung; entflammt sie neu beym reiferen Alter! Also wandelt weder ängstlich noch trotzig auf der, mit der Entwickelung der Zeiten immer ehrenvoller vor euch sich öffnenden, Bahn! Aber eben weil dieselbe immer ehrenvoller wird, ist es doppelt wichtig, daß alles Unedle von ihr entfernt bleibe. Kein verdächtiger Nebenzweck, weder Rücksicht auf Ruhm noch Gewinn, nicht Befriedigung persönlichen Hasses, oder lange verhaltener Rache; nicht das gefährliche Bestreben zu Erhöhung eigenen Einflusses sich eine Partey zu bilden, nicht das kindische Buhlen um den Beyfall einer schwankenden Menge, um das Klatschen auf dem Markte und im Schenkhaus, nicht die Eitelkeit, die in Witzeleyen sich gefällt, auch nicht der Stolz als Märtyrer der Wahrheit zu glänzen, verun=

reinige euer weit höher stehendes Wirken. Das Bewußtseyn, das Gute mit reinem Eifer gewollt, das Mögliche erreicht, Licht und Wahrheit gefördert, den Beyfall der Besten errungen zu haben; dieses lohne euch!

„und wer den Beßten seiner Zeit genug
„gethan; der hat gelebt für alle Zeiten.“

Und so endlich bleibe in deinem bescheidenen, aber gewiß nicht unfruchtbaren, Wirkungskreise auch Du dem Bunde der Edeln, der wahren Vaterlandsfreunde treu, Du seit langen Jahren eröffneter Freundeskreis, der Du auch heute wieder uns alle, Alte und Junge, in Eintracht und Liebe vereinigt. Was ahnend Deine Stifter in der Ferne sahen, was ihr weissagtet noch vom Sterbebette aus, Balthasar und Zellweger, die Helvetische Gesellschaft hat für des Vaterlandes Auferstehung kräftig mit eingewirkt. Sie thue es ferner! Wahrlich es ist nicht die Zeit, e i n e Gelegenheit eingehen zu lassen, die dazu sich bietet. Sie bleibe ferner, sie werde immer mehr, was sie ihrer Natur und dem Geiste ihrer Stiftung nach seyn soll — der Vereinigungspunkt des

edeln wohlwollenden Alters mit der kräftig aufblühenden Jugend; also daß beyde, durch die Stürme der Revolution auseinander gerissene Geschlechter ehrend und liebend sich wieder finden; über dem einträchtigen Vaterland aufs Neue die Sonne der Kraft und der Freyheit erglühe, und wie immer die bewegte Zeit um uns sich gestalten möge, der Gott der Väter seinen Arm nicht von uns wende!



Verhandlungen

der

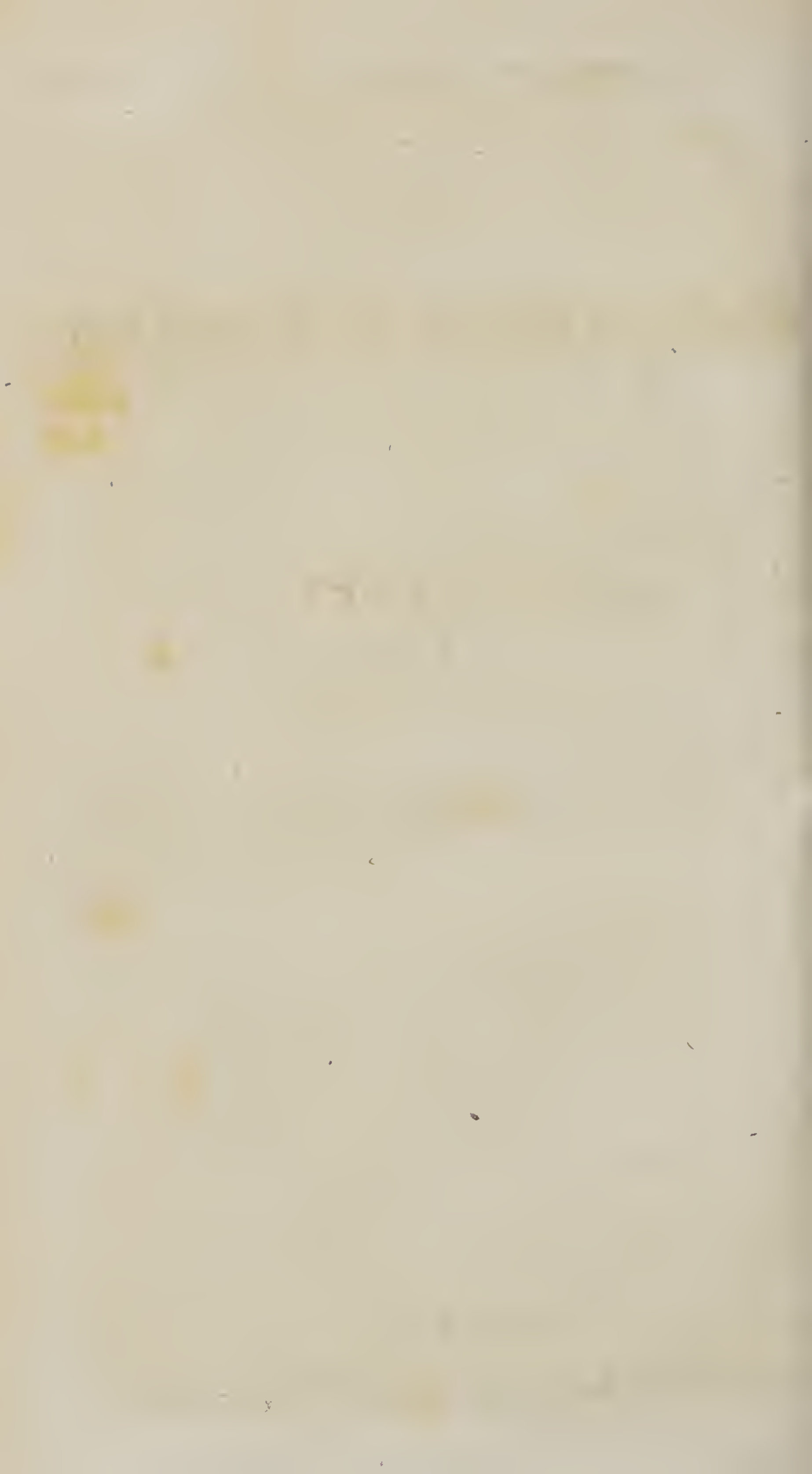
Helvetischen Gesellschaft

zu

Schinznach

im Jahr 1829.

Zürich,
gedruckt bey Friedrich Schulthess.



Schon der Vorabend führte eine bedeutende Zahl Mitglieder und Ehrengäste in Schinznach zusammen, und gewährte trauliche Stunden, so wie für den folgenden Tag die schönsten Erwartungen. Der Morgen vereinigte 71 Mitglieder und über 60 Ehrengäste. Die Versammlung eröffnete der diesjährige Vorsteher, Heinrich Zschokke von Aarau, mit einer Rede „über das Verhältniß der „helvetischen Gesellschaft zum Vaterlande, „ehedem und jetzt, und über die Mittel, das „jetzige Wirken derselben zu heben.“ Der lebhafteste Dank und Beyfall aller Anwesenden folgte der Rede, und sogleich der einstimmige Beschluß, daß von der Gesellschaft aus ein besonderer Abdruck, so wie eine französische Uebersetzung veranstaltet werden solle.

Die Verhandlungen über die Vorschläge des Ausschusses nahmen einen kleinen Theil der kostbaren Zeit weg. Die Ehrengäste wur-

den eingeladen, dabei nicht, wie sonst üblich, abzutreten, indem die Gesellschaft keine Geheimnisse habe: auch soll in künftigen Jahren diese Form bei den Verhandlungen beobachtet werden.

Vorerst wurde dem wiederholten Begehren des Herrn Pfarrer Schuler um Abnahme des Secretariats entsprochen, und beschlossen, demselben für seine, viele Jahre einsichtig und treu geführte Amtsverwaltung schriftlich zu danken.

Die Amtsdauer des jeweiligen Vorstehers bestimmte man, um künftighin Verwirrungen in der Geschäftsführung zu vermeiden, also: daß sie sich „von seiner Ausschreibung der Versammlung bis zu derselben „Ausschreibung durch seinen Nachfolger" erstrecken solle.

Um einerseits die Gesellschaft mit allen Kantonen enger zu verbinden, und anderseits die dem Berichterstatter nöthigen Mittheilungen aus allen Theilen des Vaterlandes zu erhalten, wurde dem Ausschuß und, zwischen dessen

Zusammenkünften, dem Vorsteher die Vollmacht ertheilt, „würdige Männer aus den „noch nicht theilnehmenden Kantonen zu cor„respondirenden Mitgliedern schriftlich „zu ernennen, und dieselben zugleich einzula„den, den Versammlungen der Gesellschaft „beyzuwohnen, in welchem Falle sie schon „das erste Mal statutengemäß, als wirkliche „Mitglieder anzusehen seien.“ Vorzüglich erfreulich war es der Gesellschaft, folgende Männer, als die bezeichnet zu hören, an welche die Einladungen vor Ende des Jahres abgehen sollen:

Aus Tessin den Statistiker Stefano Franscini.
- Wallis den General Rotten,
- Genf den Professor Mange,
- Waadt den Professor Monnard,
- Fryburg den Justizsecretair Kuenlin,
- Schafhausen den Staatsschreiber Ringk von Wildenberg,
- Appenzell Pfarrer Frey und Rathsschreiber Schäfer,

Aus Uri Kantonsfürsprech Siegwart-Müller,
- Bündten Oberzunftmeister Bawier und Professor Röder.

Ferner wurde dem Vorsteher die Befugniß gegeben, „dem allfälligen Mangel an vorhan-„denen Exemplaren der Statuten durch den „Druck neuer, mit den Zusätzen seit 1824 „und einem vollständigen Namensverzeichniß „der Mitglieder abzuhelfen.“

Die Gesellschaft vernahm die schriftliche Anzeige des Austritts eines vieljährigen Mit-gliedes, des Herrn May von Schadau, und erklärte: „daß, statt einer schriftlichen Erwie-„derung, bloße Anzeige für die Gesellschaft „hinreichend sey, die Entlassung zu vol-„lenden.“

Einen ernsten Genuß gewährte hierauf der Vortrag des Herrn Professor Hottinger, „die Cappeler-Schlacht“, ein Bruchstück aus dem noch ungedruckten zweyten Bande seiner Fortsetzung der Müllerschen Schweizer-geschichte.

Nach dem Abtreten der Ehrengäste gingen folgende Wahlen vor sich:

Zu Mitgliedern wurden, auf ihren Wunsch, gewählt die zum dritten Male anwesenden Herren:

Dr. Casimir Pfyffer von Luzern.

Amtsschreiber Franz Ludwig Schnyder von Sursee.

Ulrich Goll, Kaufmann, von Zürich.

Adolf Laué, Fabricant, von Wildegg, Cantons Aargau.

Professor Aebi von Sursee.

Waisenhaus-Vorsteher Fetscherin von Bern.

Professor Lang von Olten.

Amanz Frey von Olten.

Joh von Arx von Olten.

Hemmann, Pfr. zu Mandach, Cts. Aargau.

Professor Federer zu Baden.

Pfarrer Frey zu Mellingen.

Professor Brosi von Mümliswyl, Cts. Solothurn.

Pfarrer Mohr zu Birmenstorf, Cts. Aargau.

Zum Vorsteher für das folgende Jahr der Mann, welcher an dem vaterländischen Feste die Herzen aller Anwesenden eben so gewann, wie auf Tagen die Hochachtung jedes wahren Eidsgenossen:

Herr Landammann Sidler von Zug.

Zum beständigen Secretair:

Herr Nüscheler, V. D. M., von Zürich.

Für die statutenmäßig aus dem Comité tretenden Herren:

Oberrichter Schinz von Zürich,
Zeugherr Schindler von Mollis,
Professor Fröhlich von Brugg,
Stadtrath Steinemann von St. Gallen,

wurden in's Comité gewählt die Herren

Alt-Spitalverwalter Otth von Bern.
Victor Munzinger von Olten.
Dr. Casimir Pfyffer von Luzern.
Rathsherr von Orell von Zürich.

Als Versammlungsort für 1830 bestimmte man Olten.

Beim Mahle nahmen herrliche Trinksprüche und Unterhaltung so in Anspruch, daß dem

Gesang wenig auszufüllen blieb. Dieser Tag wird jedem Theilnehmer unvergeßlich seyn: so zahlreich belebt, herzlich, erhebend ist seit Jahren keine Versammlung der helvetischen Gesellschaft gefeyert worden.

G. Hagnauer,

interim. Secretair.

Verzeichniß
der anwesenden Mitglieder.

Herr Heinrich Zschokke von Aarau, Vorsteher.
- Aebi, Professor zu Luzern.
- Albrecht, M. D., von Lenzburg.
- Albrecht, Claßhelfer in Zofingen.
- Amsler, M. D. in Wildegg, Cts. Aargau.
- Amsler, Appellationsrath auf Wildenstein, Cts. Aargau.
- Amsler, Pfr. in Meisterschwanden, Cts. Aargau.
- Appenzeller, Pfr. und Schuldirektor zu Biel.
- Johann von Arx, von Olten.
- Bächlin, Staats-Caßier zu Aarau.
- Bertschinger, Major, zu Lenzburg.
- Bertschinger, D. J.
- Bauer, M. D. zu Muri.
- Brosi, Professor zu Baden.
- Dürr, Kaufmann, von Aarau.
- Federer, Professor, zu Baden.
- Feer, Oberamtmann, von Brugg.
- Feigel, Stadtschreiber zu Olten.
- Fetscherin, Vorsteher des Knaben-Waisenhauses zu Bern.

Herr Frey, Pfarrer zu Mellingen.
= Amanz Frey von Olten.
= Fisch, Helfer zu Brugg.
= Rud. Friedrich, Apotheker, von Zofingen.
= Em. Fröhlich, Vater, von Brugg.
= Fröhlich, Professor, von Brugg.
= Goll, Kaufmann zu Zofingen.
= G. Hagnauer, Lehrer, zu Aarau.
= J. J. Häußler, Färber, zu Lenzburg.
= Hegner, Caplan, von Lachen.
= Helbling, Professor, von Rapperswyl.
= Hemmann, Pfr. zu Mandach, Cts. Aargau.
= Karl Herose von Aarau.
= D. Ludwig Hirzel, von Zürich.
= Hottinger, Professor, von Zürich.
= Hübscher, Pfarrhelfer, von Rapperswyl.
= Imhof, M. D., älter, von Aarau.
= Dr. F. L. Keller, von Zürich.
= Kienast, Lehrer, in Aarau.
= J. J. Kraft in Lenzburg.
= Lang, Professor, in Olten.
= A. Laué in Wildegg, Cts. Aargau.
= D. Lavater, M. D., von Zürich.
= von Meiß, von Zürich.
= Carl Meyer von Lenzburg.
= Mohr, Pfarrer zu Birmenstorf, Cts. Aargau.
= Ulrich Munzinger, von Olten.
= Dr. Vict. Munzinger, von Olten.
= Ludwig Otth von Bern.

Herr von Orell, des Raths, von Zürich.
- von Orell, Professor, in Zürich.
- J. Pfleger, Pfarrer zu Aarau.
- Dr. Casimir Pfyffer von Luzern.
- Professor Rauchenstein in Aarau.
- J. R. Ringier, Schützenhauptmann, von Lenzburg.
- Friedrich Rothpletz, Staatsschreiber, von Aarau.
- Dr. Ruepp, Bezirksarzt, von Sarmenstorf, Cts. Aargau.
- Sauerländer, Buchhändler, von Aarau.
- Schinz, Oberrichter, von Zürich.
- Schmuziger, M. D., von Aarau.
- J. Ludwig Schnyder, Amtsschreiber in Sursee.
- Alt-Landammann Sidler von Zug.
- Dr. Stapfer in Königsfelden.
- Dr. K. R. Tanner von Aarau.
- Dr. Troxler in Aarau.
- Ulrich, öffentlicher Ankläger, von Zürich.
- J. Usteri, Kaufmann, von Zürich.
- Pfarrer Weiß von Zürich.
- Caspar Welti, M. D., von Zurzach.
- Ferdinand Wydler, Bezirksrichter, von Aarau.
- L. Ziegler von Zürich.

Ehrenmitglied.

- A. Vogel von Mühlhausen, zu Aarau.

Verzeichniß der Ehrengäste.

Herr Franz von Arx, von Olten.
- J. B. Äschbach in Aarau, Lehrer an der Gewerbschule.
- J. J. Bäbler von Glarus.
- Baumann, Heinrich, in Willisau, Rechts-Anwald.
- Baumann, Pfarrer in Seon.
- Bremy von Rapperswyl.
- J. Bühler, v. Büren, C. Luzern, Advocat.
- Corrodi, Pfarrer, aus Zürich.
- J. Heinrich Ernst von Zürich.
- A. Flegler von Darmstadt.
- Freudenberg von Bern.
- Alex. Gerber von Aarau.
- Graberg von Zürich.
- L. Häusler von Lenzburg.
- Hegi, Kupferstecher, von Zürich.
- August Herosé von Aarau.
- Hünerwadel, Pfarrer in Lenzburg.
- Huber, Lehrer, in Baden.
- Isler, Pfarrer in Lunkhofen.
- Kaisereisen, Pfarrer in Holderbank.
- Joh. Keller von Zürich.
- Joh. Rudolf Leuzinger von Glarus.
- Jakob Lips, Kupferstecher.
- Meyenberg, Notar, von Bremgarten.
- Meyer, Rittmeister, von Zürich.
- Dr. Meyer in Baden.
- Dr. Meyer von Aarau.
- Joh. Müggli, Gerichtschreiber, von Sursee.
- R. Oehler von Aarau.

Herr Pestaluz, Professor, von Zürich.
- S. Pestaluz von Zürich.
- Pestalozzi vom Neuhof bey Birr.
- Joh. Caspar Pfenninger von Stäfa, des Kleinen Raths von Zürich.
- J. Rahn von Windisch.
- J. R. Rengger, Dr., von Brugg.
- Joh. Jakob Richner von Rupperswyl.
- Riggenbach von Basel.
- J. R. Ringier, Vater, in Lenzburg.
- Dr. Rüegg in Zürich.
- Fr. Rüsperli aus Aarau.
- D. Ryz in Aarau, Lehrer an der Gewerbschule.
- Schinz, Pfarrer, von Seengen.
- A. Schnyder von Sursee, Cts. Luzern.
- Schultheß, Oberrichter, von Zürich.
- Schultheß-Bürkli von Zürich.
- Em. Schwab von Biel.
- A. Stantz von Biel.
- J. R. Steiger, Dr., in Büren, C. Luzern.
- R. Stephani von Aarau.
- J. W. Straub von Baden.
- Joh. Trog, Advokat, von Olten.
- Troxler, Pfarrer zu Oberwyl.
- Tschiffeli von Bern.
- Usteri, Oberstlieutenant, von Zürich.
- Matthias Usteri, Cantonsrath, von Zürich.
- Joseph Uttinger von Zug.
- Weissenbach, Rektor, in Bremgarten.
- Wetzel, Pfarrer in Thalheim.
- J. Wetzel, Landschaftmahler, von Zürich.
- Wohler, Pfarrer, zu Oberwyl.
- Joh. Zeller von Zürich.
- Dr. Zschokke, Theodor, von Frick.

Das Verhältniß der Helvetischen Gesellschaft zum Zeitalter.

Rede

an die

Versammlung

der

helvetischen Gesellschaft.

Gehalten in Schinznach
am 12. Mai 1829

von ihrem Vorsteher

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Raths vom K. Aargau.



Theure Eidsgenossen,

edle Freunde!

Auch Ihr mischtet voriges Jahr Eure Stimmen in den Beifall aller Gebildeten, welcher den furchtlosen Vertheidiger eines der Kleinodien unsers Vaterlandes und der Menschheit umringte. In Anerkennung seines Verdienstes ernanntet Ihr ihn zu Euerm diesjährigen Vorsteher. Die Bescheidenheit, mit welcher er die dargebotene Ehre ablehnte, konnte nur Eure Hochachtung für ihn steigern. Euer Gedanke aber wandte sich darauf zu mir, daß ich Stellvertreter des Würdigern werden sollte. Nicht einmal die Freiheit blieb mir, ihm in Bescheidenheit nachahmen zu dürfen. Aus der Noth, die Euch zu meiner Wahl veranlaßte, mußte ich meine Tugend machen. Dafür

genieße ich aber um so mehr Anspruch auf eine Nachsicht, die Ihr diesmal eigentlich mit Euch selber getragen habt.

Inzwischen leitete mich eben dies Ereigniß, dann auch manche Stimme, welche seit zwei Jahren besorglich wegen eines ruhmhaften Fortdauerns dieser Gesellschaft laut ward, zu der Frage: Ist eine Stiftung, wie unsere Verbindung, noch Bedürfniß für die gegenwärtigen Tage, oder ihnen entbehrlich geworden? Wäre sie entbehrlich: so seh' ich nicht ein, warum wir uns fruchtlose Mühe geben sollten, nicht das Leben der helvetischen Gesellschaft, sondern nur ihren Todeskampf zu verlängern? Jede Stiftung dieser Art ist eine Frucht ihres Zeitalters und muß mit demselben fortreifen, oder vom Stamm fallen.

Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse zog nothwendig die Erinnerung früherer Zeiten an mir vorüber. Ich gedachte der von den heutigen sehr verschiedenen Tage, in denen diese Gesellschaft ihren Ursprung nahm. Ich gedachte der Schicksale des Vaterlandes, welche

auf sie mannichfach, oft schwer einwirkten; dann aber auch wieder der Rückwirkungen der Gesellschaft auf das Vaterland, welche eben so mannichfach, immer aber wohlthätig gewesen waren. Erlaubt mir die Bitte, mich auf meinem Gedankenfluge durch die Reihenfolge jener Schicksale zu begleiten.

(Durch Zufall geschah, daß mir die vorjährigen Verhandlungen der Gesellschaft erst vor Kurzem übersandt wurden. Ich sah nun zu spät, daß der edle Hottinger schon zu Rapperswyl beinah über den nämlichen Gegenstand zu Euch, aber vortrefflicher, gesprochen hatte. So bin ich denn durch ein wunderliches Loos verurtheilt, von zwei ausgezeichneten Vorstehern, die Ihr vor mir erwähltet, der Lückenbüßer des Einen, und das Echo des Andern zu sein.)

Vor etwa siebenzig Jahren glich die löbliche Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte einem ehrwürdigen gothischen Gebäu, im Schatten uralter Freiheits-Eichen, aber vom Finger

der Jahrhunderte schon hart betastet. Hin und wieder war durch Verwitterung die äußere Tünche abgefallen, und verrieth Risse geborstener Mauern bis in die Tiefen der Grundfeste. Wenn die Hand des vorübergehenden Wanderers darauf hindeutete, mochte es wohl dem Stolz der Eigenthümer nicht ganz schmeichelhaft sein; doch schienen diese mehr Werth darauf zu legen, das Schadhafte beizubehalten, als es auszubessern. Dies mochte weniger aus Unkunde oder Trägheit, als vielleicht aus der natürlichen Furcht geschehen, die kleinste Veränderung an dem mürben Bauwerk, welches seit Jahrhunderten winkelreich aufgethürmt worden war, könne den Zusammensturz des Ganzen nach sich ziehen. Zum Glück wurde die Eidsgenossenschaft von den damaligen Stürmen und Plagen des Zeitalters wenig berührt, und dies vermehrte einerseits den Glauben Europa's an die innere Stärke der alterthümlichen Freiheitsburg, anderseits die angenehme und stolze Selbsttäuschung ihrer Bewohner.

Doch nicht jeder aus ihnen überließ sich diesem süßen Wahne. Man hörte von Zeit zu Zeit warnende Stimmen. Da niemand aber die Gefahr nahe sah, schien es fast Frevel, voreilig Hand ans Werk zu legen. Wenigstens verdiente Alles, als wunderbares Schaustück der Vorwelt, so lange als möglich zu bestehen, und so gut, wie eine Pyramide mit ihrem geheimnißvollen Innern am Nil, oder wie die berühmte Ordnung eines heiligen römischen Reichs auf deutscher Erde.

Die dreizehn nur locker und nur theilweis mit einander verknüpften Staaten, und ihre zugewandten Orte, trugen Namen und Sinnbilder freier Gemeinwesen, nicht wegen der in ihnen bestehenden Freiheit des Volks, auf urrechtliche Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz begründet, sondern weil sie von keinem Könige beherrscht wurden. Vielleicht hätte man sie richtiger, im Gegensatz von Fürstenländern, Bürgerstaaten heißen können. Denn in der That war es nur die Bürgerschaft einiger kleinen Hauptstädte, und die Bevölke=

rung einiger Landschaften von geringem Umfang, demokratische Kantone geheißen, welche das Vorrecht der Freiheit genossen. Die ganze übrige Schweiz, das heißt, der Großtheil der Nation, war Unterthanenland, in alten Zeiten durch Eroberung oder Kauf erworben, und dabei unterthäniger und oft beschränkter, als Unterthanen fürstlicher Reiche. Kleine, vielseitig beschnittene Rechtsame, die man von Jahrhundert zu Jahrhundert noch häufig verkümmerte, ließ man den armen Angehörigen, und diese winzigen Splittern der Freiheit nannte man großmüthig genug Freiheiten.

Aber auch den Bürgerschaften in den meisten Hauptstädten war es am Ende nicht viel besser geworden. Das landesherrliche Hoheitsrecht ihrer Gemeinden oder ihrer Zünfte war unvermerkt in den engen Kreis von großen und kleinen Räthen übergegangen, und dann eben so unvermerkt in diesen wieder zu einer Art angebornen Vorrechts und erblichen Gutes gewisser bürgerlicher Geschlechter gewor-

den. So stellte zuletzt jeder einzelne Kanton im Kleinen, wie die Schweiz wieder in größerm Maßstabe, ein Labyrinth von Verfassungen, Gesetzen, Vorrechten, Glaubensbekenntnissen, Sprachen, Gebräuchen und Interessen dar, welches dem erstaunten Beobachter, in Rücksicht des dauerhaften Bestandes, als eine merkwürdige confusio divinitus conservata erscheinen mußte. Sie war dies um so mehr, da bekanntlich eine Kantonalregierung gegen die andere voller Mißtrauen und Eifersucht auf der Hut stand, und sogar den schlauen Einflüsterungen fremder Höfe mehr, als der üblichen, treuherzigen Biedermannssprache des eidsgenössischen Styls vertraute, von dem jeder nur zu wohl wußte, was er davon zu halten habe.

Bei allen Zerwürfnissen und Spannungen der damaligen Regierungen blieben diese doch darin einträchtig, daß sie ihre Zwietracht dem Volk geheimhielten, und jedesmal vor Eröffnung der Tagsatzungen mit liebkosenden Höflichkeiten und Betheuerungen im eidsge-

nössischen Gruße, den Groll verbargen, welchen sie häufig in den Sitzungssaal mitbrachten; ohngefähr, wie unverträgliche Eheleute klug genug sind, sich vor dem Hausgesinde oder vor Fremden, zärtliche Aufmerksamkeiten zu spenden, davon sie einander unter vier Augen das bittere Gegentheil zu kosten geben. Auch darin hielten sie mit bewundernswürdiger Eintracht zusammen, daß sie zum Schutz ihrer Vorzüge getreues Aufsehen übten, und werkthätigen Beistand leisteten, wenn sich das ewige Rechtsgefühl in der Brust der Unterthanen gegen immer beklemmendere Einengungen oder Willkühren zu heftig sträubte. Die Kinder der Jura- und Alpenthäler, des Kampfes gewohnt mit einer rauhen Natur, fügen sich freudig in die Nothwendigkeit von deren Gesetzen, nicht aber so leicht in die Unbilligkeit der menschlichen. Die Geschichte der Eidsgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert, oder in der oftmals sogenannten alten, guten Zeit, war, wie jedermann weiß, die Geschichte von einer Anzahl gefährlicher Meutereyen,

Unruhen, verzweiflungsvoller Verschwörungen und bewaffneter Aufstände, dergleichen wohl kein anderer europäischer Staat jenes Zeitraums, wenn wir die Türkei ausnehmen, darbietet.

Damals nun traten einige weise Bürger; Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, hier zusammen, wo wir, Eidsgenossen, edle Freunde, heut versammelt sind. Der Boden von Schinznach ist durch sie eine klassische Stelle des Vaterlandes geworden. Sie kannten das Verderben, welches still und schleichend das Leben des alten Bundesstaates aufzulösen drohte. Jene bedenklichen Bewegungen und Zuckungen des Volks waren nicht Ursachen, sondern Wirkungen der sich äussernden Krankheit. Noch standen die innern Unruhen von Zürich, Schafhausen, Luzern und dem Bisthum Basel in frischem Andenken; noch jener Aufstand der getäuschten Werdenberger gegen Glarus, das Unheil Schuhmachers von Zug, der Kampf der Harten und Linden an den Sitter-Ufern, Henzi's Verschwörung in

Bern, die blutig gedämpfte Empörung der Leventina.

Aber die hier in Schinznach versammelten Männer verhandelten keine Staatsgeschäfte, obgleich Liebe des Vaterlandes sie zusammengeführt hatte. Sie wollten nur ihre Freundschaft und jene Liebe unter sich frisch bewahren, und den Kreis derselben durch Männer allmälig erweitern, welche des Vertrauens solcher Herzen, und der Hochachtung solcher Geister würdig waren. So bildete sich durch Wahlverwandtschaft gleichartiger Gesinnungen ein Bund vortrefflicher Bürger aus, in welchem der Unterschied der Volksstände, die kleinliche Nebenbuhlerei der Kantone, und die argwöhnische Eifersucht der Kirchen vor dem großen Namen des Vaterlandes Aller verschwinden mußte. Ihre Aufgabe schien zu sein, dem kalten halbverblichenen Staatsleichnam der Eidsgenossenschaft neuen Odem einzuhauchen, um gänzliche Auflösung zu verzögern, oder zu verhüten; und den Mangel aller staatsthümlichen Einheit durch jene moralische

der Gemüther zu ersetzen, welche schon andern Völkern, am Tage der Entscheidung, Größeres geleistet hatte, als die Klugheit ihrer angebornen Fürsten, Priester und Ritter. So entstand die helvetische Gesellschaft, deren Name selbst auf das höhere Ziel der Verbindung hinzudeuten schien, indem er einem Zeitraum des Landes entnommen war, der an keinen Unterschied von bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen, oder von acht alten Orten und hinzugekommenen jüngern mahnen konnte.

Aber eine Erscheinung solcher Gattung, ein jährliches Zusammenreisen achtbarer Männer aus allerlei Kantonen, gleichsam wie aus fremder Herren Ländern, eine vertraute Vereinigung von Junkern und Unterthanen, von Katholiken und Protestanten, von Rathsherrn und Angehörigen, von Gelehrten und Laien, mußte in jener Zeit, durch ihr Auftreten allein, schon Gegenstand der Verwunderung, oder des Argwohns werden. Wie harmlos und

offen auch dieser gesellige Verein von Wissen-
schaft und Vaterland liebenden Männern in
seinem Verkehr da stand, schien gerade diese
Offenheit Vielen eine schlaue Verlarvung irgend
einer Gefährlichkeit für Staat oder Kirche.
Man warnte heimlich und wohlmeinend vor
dem Besuch dieser Versammlungen, in denen
auch wohl vertrauliche Bemerkungen über
weltliche und geistliche Personen und Hand-
lungen gemacht werden konnten, welche den
Tongebern in großen und kleinen Räthen miß-
fällig sein mußten. Man verwechselte damals
ziemlich allgemein und gern die Priesterschaft
mit der Religion selbst, und die Regierung
mit dem Vaterland, wie auch wohl noch in
unsern Tagen versucht wird. Als sich jedoch
gegen die Unschuld des räthselhaften Vereins
nichts Erhebliches sagen ließ, beruhigte sich
allmälig der reizbare Argwohn, oder machte
sich, in vornehmer Verachtung, am Kaffeetisch,
oder im Leist der Staatsmänner, durch spöt-
tische Einfälle, Luft.

Verschwunden und vergessen sind längst

jene kleinen Majestäten der Rathsstuben, welche sich zu ihrer Zeit für keine unbedeutende Säulen der europäischen Ordnung der Dinge halten mochten. So spurlos gingen sie durch eine Welt, von der ihr enger Sehkreis wenig umfaßte, daß man heut kaum noch von ihnen weiß, ob und wie sie sich in Rock, Mantel und Degen brüsteten. Wie die Eintagsfliegen, starben sie mit dem Tage, für den sie lebten. Aber die Namen des Menschenfreundes von Basel, des philosophischen Bauers von Zürich, des kühnen luzernischen Vorfechters eidsgenössischer Unabhängigkeit gegen Anmaßungen des römischen Stuhls — ihre, und die Namen der andern Edeln, leben unvergänglich unter uns fort. Sie nennt noch mit frommer Ehrfurcht der Enkel des neunzehnten Jahrhunderts, der Eidsgenoß des neuen Schweizerbundes; denn es sind die Namen der letzten Tellen des alten Bundes.

Unsichtbar, geräuschlos und doch tief wirkte die Gesellschaft derselben auf das Zeitalter

zurück. Mit unscheinbaren, aber zweckmäßigen Mitteln wurde von ihr der Saame des Guten, Wahren und Gemeinnützigen ausgeworfen, der zum Theil noch erst in unsern Tagen aufgegangen ist. Mit Reden und Liedern wurde der schlafende Gemeingeist im Volk auf sanfte Weise erweckt. Die Liebe der Freiheit wurde, ohne Reiz zum Aufruhr, aus Schweizergesängen gewonnen. Die lasttragende Menge vernahm auf der gewohnten Fahrstraße ihres Lebens von den Großthaten ihrer Väter; lernte, daß nicht das Dorf, nicht das Städtlein, selbst der Kanton nicht des wahren Eidsgenossen wahres Vaterland sei. Der unterthänige Landmann, der ehrsame Bürger der Munizipalstadt fühlte sich selber geehrt durch die Freiheitsschlachten der Vorwelt, ungeachtet sie nicht für ihn geschlagen waren. Und indem der Ruhm der Männer im Grütli nach und nach zum Gemeingut des ganzen Schweizerlandes verwandelt wurde, ahnete der Weisheit auf den Rathsstühlen kaum, daß diejenigen, welche sich gewöhnten, den Schützen

Wilhelm Tell mit dem Vaternamen zu begrüßen, früher oder später damit enden könnten, Anspruch auf die Erbschaft vom Segen seines Pfeiles zu machen.

Schon das Beisammensein geistvoller und aufgeklärter Männer, ihre Verbrüderung in gegenseitigem Austausch leiser Hoffnungen und frommer Wünsche, war Wohlthat für das von Kantonal-Interessen und beschränkten Regierungs-Horizonten zertheilte Vaterland. Das Feuer, welches hier von den Lippen der Sprecher und Dichter brannte, ward von den Zurückkehrenden in die heimathlichen Gauen genommen. Es entzündete sich manches Herz. Die Reden im Kreise der helvetischen Gesellschaft wurden Reden an die Nation. Hier, in diesem Kreise, athmete wieder eine Eidsgenossenschaft im hohen Sinne des Wortes, die in der Tagsatzung der Kantone schon längst fehlte, und im Volk der Angehörigen und Unterthanen nie gekannt worden war.

Ich gehe aber zur Betrachtung eines andern Zeitalters und seiner Wirkungen über.

Das Stundenglas des achtzehnten Jahrhunderts war, bis auf wenige Körner, abgelaufen. Der damalige Weltsturm, welcher die Grundfesten stärkerer Reiche erschütterte, oder zerstörte, zertrümmerte auch die alte Eidsgenossenschaft. So wenig uns jedoch fremdes Unglück Trost im eigenen gewähren kann, bringt auch die Schmach Anderer keine Rechtfertigung für die unserigen. Daß die Schweiz fiel, und so schnell, und fast wehrlos, geschah nicht unverschuldet. Die Gefahr des allgemeinen Untergangs, als sie drohte, machte die Kantonsregierungen nicht vorsorglicher; und, als sie da war, nicht einträchtiger. Sie blieben die sie gewesen waren: allzuvertrauend oder demüthig gegen fremde Gewalt, der sie früher mit edelm Trotz hätten entgegentreten sollen; hinwieder allzustolz gegen Angehörige, denen sie früher großsinnig hätten die Hand bieten sollen. Es war in der That schon längst keine Eidsgenossenschaft mehr; darum ver-

theidigte sich auf den Schlachtfeldern von Neuenegg, Grauholz und Rothenthurm keine Eidsgenossenschaft. Nur noch Kantone bestanden; und nur Kantone führten ihren Dreitagskrieg. Aber auch da noch fochten die Schweizer mit aller Kühnheit ihrer Väter, wenn schon nicht mit deren Glück. Nur die Unschuld des Alpen-Volks und der übermüthige Räuberstolz Frankreichs retteten im Urtheil Europa's die alte Ehre der Schweiz. Die Sieger ärnteten daher Schmach aus ihren Triumphen und die Besiegten Ruhm aus ihren blutigen Niederlagen.

Gern hätte man damals nebenbei die Welt auch überreden mögen, das Schweizervolk habe sich in Begeisterung und Liebe für seine Regierungen zum Opfer dargebracht. Nur zu bald aber offenbarte sich, wie überall das Landvolk voll Argwohns oder Hasses gegen die oberherrlichen Städte stand, und nur für sein Eigenthum, für die Splittern seiner Freiheiten das Schwert gezuckt hatte; wie es

sogar die Mitglieder oder Amtleute dieser Regierungen verfolgte, verjagte oder mordete. — Gern hätte man damals geltend gemacht, das Schweizervolk habe für seine freien Verfassungen Gut und Blut freudig hingegeben; für Staatsverfassungen, von denen der Großtheil schweizerischer Nation in altgewohnter Dienstbarkeit nichts kannte, und nur die kleine Bevölkerung der demokratischen Kantone und der regierenden Hauptstädte zu Heldensinn entflammt werden konnte. Zu bald ward die Thatsache kund, daß das Volk nie die alte Ordnung der Dinge zurückforderte, als sie einmal im Staub dalag; daß es allgemein vielmehr die Freiheit der Landsgemeinden verlangte, deren die Urkantone, die Bündner, die Appenzeller und Glarner genossen. In den beständigen Verfassungswechseln der helvetischen Republik erschien sogar ein Augenblick, da wenig fehlte, jede einzelne Thalschaft wäre zum eigenen, souveränen Kanton, und die Schweiz ein wunderliches Gemenge von hundert unabhängigen kleinen Freistaaten geworden.

Selbst als im Jahr 1814 der neu erwachte Geist der Parteien die Vermittelungsurkunde Napoleons zerriß, sehnte sich nicht die Mehrheit des Volks, sondern nur die Bürgerschaft der Hauptstädte und ehemals oberherrlichen Landschaften, nach der alten Ordnung der Dinge heim, und noch heut wird vom Volk in mehr als einem Kanton unverhohlen der Verlust einer freiern Ordnung und Rechtsgleichheit beklagt, wofür es keinen Ersatz empfing.

In jeder Revolution erfüllt sich das Wort des unsterblichen Sängers mit grauenvoller Wahrheit:

— das Schrecklichste der Schrecken,
Es ist der Mensch in seinem Wahn.

Selbst in den Bewegungen der großen Kirchentrennung konnte die Erbitterung der Parteien in der Schweiz kaum heftiger sein, als beim Umsturz des alteidsgenössischen Bundes. Im Zwiespalt der Ansichten stießen Aeltern ihre Söhne, Brüder ihre Brüder mit Entsetzen zurück; die ältesten Freundschaften wurden gebrochen. Während eine Faktion die

Bayonete Frankreichs zur Unterjochung der andern rief, forderte die Rachsucht der andern wiederholt die Feuerschlünde der Oesterreicher und Russen zur Vernichtung ihrer Gegner. Die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft hörten in den kriegerischen Wirren auf; ihre Mitglieder wohnten zerstreut in allen Gegenden; sie traten, in der allgemeinen Entzweiung, nach verschiedenen Seiten, auseinander, und feindlicher Groll erfüllte auch diese Herzen, die sich einst geliebt hatten.

Und doch wirkte der Geist der helvetischen Gesellschaft immer noch wohlthuend in das stürmische Zeitalter ein. Von allen neuern Revolutionen, in welcher Völker, vom Gesetz entfesselt, handelten, ist keine menschlicher durchgeführt, keine minder von Bürgerhänden mit Bürgerblut besudelt worden, als die Revolution der Schweiz. Denn die meisten unter den gebildetern Männern des Landes, welche abwechselnd Einfluß gewannen oder verloren, und an der Spitze oder im Gefolge rachedürstiger Parteien standen, kannten sich persönlich

von schönern Tagen her. Sie hatten sich im heitern Kreise der helvetischen Gesellschaft begegnet; sie hatten einander im Ernst der Verhandlungen daselbst gegenseitige Hochschätzung, oder im freudigen Aufschliessen ihrer Herzen, unter Gesängen des Gastmahls, wechselsweise Freundschaft abgewonnen. Die Freundschaft ward nun wohl durch den Parteigrimm gebrochen, bei Vielen für immer! Aber die Hochachtung blieb unvertilgbar. Noch liebte jeder von ihnen das Vaterland und zürnte nur der Verirrung des Andern. Doch der bessere Mensch, auch wenn er fehlt, bewahrt noch einen gewissen Adel des Sinnes, und auch im Irrthum des Weisen wohnt noch etwas Erhabenes, welches ihn vom gemeinen Haufen auszeichnet. Unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüst schleppen lassen, welchen man noch schweigend ehrte, und mit dem man einst unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauscht hatte. Ich selber bin mehr, denn einmal, Zeuge gewesen, wie Erinnerungen und Bekanntschaften von

Schinznach und Olten den Ingrimm der Unversöhnlichen gemildert und den Vorsatz gewaltthätiger Maßregeln gelähmt hat. Die Stimme solcher Männer ward auch Stimmung der Parteien. Selbst in den wildesten Zerwürfnissen waltete noch ein Geist der Mäßigung, welcher jene Ungeheuer zurückdrängte, die sich, ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Recht, aus dem Schlamm des Pöbels aufbäumen wollten, wie man in den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens, Südamerika's und anderer Reiche gesehen hat. So behielt die helvetische Gesellschaft mit sanfter Gewalt Einfluß auf den Gang einer Revolution, die grauenvoller zu werden drohte.

Indem ich von jenen Ereignissen Euern Blick nun dem friedlichen ersten Jahrzehend nach der Revolution zulenke, berühr' ich einen Zeitpunkt, welcher thatsächlich in den Jahrbüchern des schweizerischen Gesammtvolks einer der merkwürdigsten und einzig in seiner Art dasteht, aus wie entgegengesetzten Standpunk-

ten ihn auch immerhin das Auge der bürgerlichen Parteiung in den verschiedenen Kantonen betrachten mochte.

Die siebenjährigen Erschütterungen der Staatsumwälzung, durch welche Alles aus den gewohnten Gleisen verdrängt worden war, hatten mittlerweile in der Masse der Nation eine Fülle von Kraft und Selbstthätigkeit entwickelt, und den vormals engbegrenzten Kreis ihrer Vorstellungen so sehr erweitert, daß mit der Verwandlung der Staatsformen zugleich eine große Verwandlung in Sinn und Denkart der Bürger sichtbar werden mußte. Die alte Schweiz war fast gänzlich verschwunden; und zu dem regsamern Geist der Nation trat nun jene freiere, politische Gestaltung, welche sie durch den Vermittlerspruch des großen Diktators von Europa empfing. Freisprechung des ehemaligen Unterthanen und Angehörigen, Gleichstellung in Rechten mit den ehemals oberherrlichen Orten, führte eine Rührigkeit der Völkerschaften, einen Gemeingeist, eine Oeffentlichkeit, eine gegenseitige Theilnahme

der verschiedensten Gegenden des jungen Bundesstaates, einen vielartigen, sich schnell entfaltenden Gewerbsfleiß, ein Streben nach höherer Jugendbildung, einen Geist religiöser Duldsamkeit herbei, wie dergleichen in vorigen Jahrhunderten nie zwischen Jura und Alpen, oder etwa nur im Register politischer Verbrechen gekannt worden war. Die freisinnigern Kantonalverfassungen und Gesetzgebungen unterstützten das Gedeihen des Guten, wenn sich freilich auch mancher Mißgriff nicht läugnen ließ, welchen Unerfahrenheit neuer Regierungen, und Unkunde gesetzgebender Räthe veranlaßte, die mehr oder weniger aus dem Schooße eines in Unwissenheit erwachsenen Volks hervorgegangen waren.

Auch die helvetische Gesellschaft trat, nach ihrer langen Zerstreuung, wieder zusammen. Eine schönere Aufgabe konnte sie für dies neue Zeitalter nicht wählen, als nun die Versöhnerinn aller in bürgerlichen Entzweiungen getrennten Gemüther zu werden. Es ist bekannt, sie strebte wirklich diesem Ziele nach;

aber unbeglückt in ihren Mühen. Jahrelang vergebens wurden Viele der ältesten und würdigsten Genossen gerufen und erwartet. Sie erschienen nie wieder. Es waren meistens hochachtungswürdige Männer und Bekenner der untergegangenen alteidsgenössischen Ordnung der Dinge. Ihnen waren der Wunden zu viele und zu tief geschlagen, um sie vergessen zu können. Sie betrachteten diese Gesellschaft nur noch wie einen Verein feindseliger politischer Meinungsgenossen, nicht als Verein gebildeter Männer, denen das Interesse des Gesammtvaterlandes über alle Kantonal- und Stadt- und Familien-Interessen hervorragen mußte.

Damit verlor die Gesellschaft ohne Schuld den besten Einfluß auf den damaligen Zeitraum, und damit ward selbst ihr Leben wankend. Hätten sich in ihrem Innern die Männer aller Parteien noch einmal zusammengefunden, noch einmal kennen und hochachten gelernt: niemand zweifle, die Geschichte des nachher erschienenen Jahres 1814 würde einige schönere

Blattseiten aufzuweisen haben, die des ungetheilten Beifalls von Europa und der Nachwelt würdig gewesen wären. Denn wiewohl unser harmloser Verein eigentlich reinpolitischen Absichten fremd bleibt, und nur hochmenschliche Zwecke der Freundschaft, Tugend und Geisteserregung bezielt, weiß man ja doch: Wo zwei Schweizer beisammen stehen, ist immer das Vaterland das Dritte bei ihnen.

Zehn volle Friedensjahre, mit allem Reichthum ihrer Blüthen und Früchte, waren nicht vermögend gewesen, den Schmerz der weiland oberherrlichen Hauptorte, Bürgerschaften und Familien um die verlornen Vorrechte über Unterthanen und Angehörige zu besänftigen. Der Untergang Napoleons, des Mannes, welchen sie haßten, weil er ihre unbedingten Forderungen verworfen hatte, ermuthigte sie von neuem, das Aeusserste zu wagen. Die Heere seiner Feinde wurden ins Land gelockt, und seine Gabe, die Vermittelungs-Urkunde, wurde, in der ersten Bestürzung des Volkes,

voreilig vernichtet, ehe Besseres geschaffen war. Nun neue Verwirrung, neue Staatsumwälzung, neues Rüsten zu Bürgerkriegen.

Aber mit Erstaunen gewahrten jetzt erst die siegenden Parteihäupter, daß die schweizerische Nation nicht mehr die alte war. Das Volk hatte Rechte erworben, denen es nicht gutwillig entsagen wollte. Es hatte in den ersten Lehrjahren seiner Freiheit genug gelernt, um zu wissen, was seinem Frieden diene. Es hatte an der Mediationsakte einen Maßstab behalten, den Werth anderer Verfassungen damit zu schätzen. Die alten und neuen Kantone, die vorzeiten oberherrlichen und unterthänigen Gebiete, standen sich feindselig gegenüber, wie eine alte und neue Schweiz. Es mußte unterhandelt, es mußte Zuflucht zum Wiener Congreß genommen werden, wie einst zum Cäsar unsers Jahrhunderts nach Paris.

So entstand der heutige neu-eidsgenössische Bundesvertrag. Er, wie die neugebildeten Verfassungen der Kantone, wir Alle waren

Zeugen, gingen in Eil erschaffen, aus dem Drange augenblicklicher Noth hervor, nicht als Ergebniß lehrreicher Erfahrungen, oder ruhiger Werthung von den Bedürfnissen des Volks und des Zeitalters, oder weiser Berücksichtigung der Zukunft. Der neue Schweizerbund glich daher weniger einer die höchsten und ewigen Interessen schweizerischer Nation umfangenden Verfassung, als vielmehr einem Waffenstillstands- oder Friedensvertrag zwischen kantonalen Parteien, Regierungsgliedern, Klöstern und Familien-Interessen. Das Volk verlor zwar nicht Alles in diesem stürmischen Rechtshandel; aber die Kraft der Eidsgenossenschaft büßte viel ein.

Aus allen damaligen Verhältnissen gestaltete sich nun der sonderbare und allerdings bedenkliche Zustand der Dinge heutiger Zeit, daß nämlich weitaus der Mehrtheil der Nation in Gang und Streben offenbar verschiedene Richtung vom Gang und Streben des Mehrtheils der Kantonalregierungen genommen hat. Während die letztern, vermöge ihrer pflicht-

mäßigen Stellung und ihrer örtlichen Bedürfnisse, so wie zur Bewährung der Selbstherrlichkeit inner ihren Marchsteinen, sich wie gleichnamige Pole abstoßen und trennen: dringt dagegen im Volk die Sehnsucht nach Einung aller Kräfte stärker vor. Während die Staatsführer freiern Spielraum ihrer Gewalt wünschen, verabscheut das Volk Willkühr und fordert feste Schranken gesetzlicher Ordnung. Jene äussern unverholen ihre Scheu vor Preßfreiheit und vor allgemeiner Belehrung von Vaterlandsdingen; das Volk aber verlangt Oeffentlichkeit und Aufklärung. Jene wünschen Gehorsam in schweigendem Vertrauen; das Volk will gehorchen, aber mit unverbundenen Augen. Es hat sich, wie gesagt, aus dem Pergament der geächteten Mediationsakte einen Maßstab für die heutige Ordnung der Dinge geschnitten.

Umsonst ist seit fünzehn Jahren nun jeder Versuch gewagt worden, in jene gute, alte Zeit zurückzusteuern, deren Ergebniß der traurige Untergang der alten Eidsgenossenschaft

gewesen. Der gesunde Menschenverstand hat schon zu sehr Oberhand gewonnen; des Lichtes der Erfahrungen und der Kenntnisse ist dem Geiste des Volks schon zuviel geworden. Und der Geist ist am Ende, der die Massen bewegt. Die Untrennbarkeit der Eidsgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagsatzungen verschwinden könnte. Privatleute begründen gemeinnützige Stiftungen und Anstalten, die, ins Leben zu rufen, Regierungen nicht reich oder stark genug wären. Jünglinge aus allen Volksklassen widmen sich den Wissenschaften, und schliessen aus allen Kantonen, auf fremden Hochschulen, den Lebensbund für das freie Vaterland. In vielen Dörfern unserer Zeit werden der öffentlichen Blätter mehr gelesen, als vormals in den größten Hauptstädten der Schweiz. Es treten überall zu Stadt und Land Bürger jedes Standes zu gemeinnützigen Vereinen zusammen, aus eigener Kraft, wie es in freien Staaten sein soll, des Staates Wohl zu befördern, wo es ausser den Kräften

der Regierungen liegt: Hier Versicherungsgesellschaften gegen Gefahren des Hagels und des Feuers; der Ersparniß-, Wittwen- und Waisenkassen; hier Vereine der Geistlichen, der Aerzte, Thierärzte, Landwirthe, Offiziere, dort für Gesang, für öffentlichen Unterricht, für Hilfe der Nothleidenden, für Erlösung der Heimathlosen. Und das Losungswort Aller ist das gemeinschweizerische Vaterland! Wer verkennt das Dasein dieses edeln Lebens? Und wo ist der Riesenarm, welcher gewaltig genug wäre, solch ein Leben tödten zu können? Oder ein Herz, gleich dem eines der Pharaonen verstockt, es auch nur tödten zu wollen?

Die helvetische Gesellschaft blieb in diesem Ringen einer alten und neuen Welt nicht unthätig. Eine Anzahl vortrefflicher Eidsgenossen erweiterte ihren Kreis. Viele andere Verbindungen ähnlicher Art erhoben sich aus dem Volk der Eidsgenossen und für dasselbe, neben ihr, wenn gleich mit verschiedenartigen Zwecken. Aus allen Gegenden des eidsgenössischen Alpenstaates treten die Bürger

desselben zusammen zum Behuf des gemeinen Nutzens, oder der Naturwissenschaft, oder der Tonkunst, der Malerei, der Thierarzneikunde, der Kriegskunst, der Schützenbildung, zur Feier alter Freiheitsschlachten, oder freundschaftlicher Vereinung jener Jünglinge, welche Hoffnung einer bessern Eidsgenossenschaft, künftig die Vorsteher, Lehrer und Vertheidiger der Nation sind.

So groß ist die Anzahl dieser mannichfachen Gesellschaften geworden, und so ansehnlich der Glanz, welcher mehrere derselben umgibt, daß man schon furchtsam, selbst in unserer Mitte, gefragt hat: ob, neben ihnen allen, die helvetische Gesellschaft nicht entbehrlich zu werden anfange, oder ob dieselbe nicht vielleicht mit einer von jenen vereinigt werden sollte? — Die Frage ward gethan. Niemand aber hatte bisher den Muth, die Hand zum Todesurtheil der ehrwürdigen Patriarchin aller eidsgenössischen Gesellschaften zu erheben. — So stehen wir heut.

Nun aber ists an mir, auch diesen Gegenstand

zu berühren, da Ihr mir, mit dem Vorsitz in Eurer Versammlung, die Pflicht und das Recht gegeben, das Interesse unsers siebenzigjährigen Vereins zu erwägen. Darum stellte ich Euch in allgemeinen Zügen den gegenseitigen Einfluß dieser Gesellschaft und der verschiedenen Zeitalter dar. Es muß die Frage mit Bestimmtheit gelöset werden: Wird unsere Verbindung wirklich durch das gegenwärtige Zeitalter entbehrlich gemacht? oder in welchem Verhältniß muß sie zu demselben stehen, um ein segenvolles Dasein zu behaupten?

Dies nöthigt mich, Eure Blicke noch einmal auf den von einander weichenden Gang zu lenken, welchen in unsern Tagen die Nation selbst, und welchen die öffentliche Verwaltung in den verschiedenen Gauen derselben genommen hat. Jener ist die Wirkung der wachsenden Einsicht und Gesittung des Volks; dieser ist das Ergebniß des unter den Stürmen der Jahre 1814 und 1815 gewordenen Bundes-

vertrags. Jener führt zu einer höhern Einigung aller Schweizer in Kenntniß, Kraft und That zur Aufrechthaltung allgemeinen Wohlstandes, gesetzlicher Freiheit und Unabhängigkeit von der Fremde; dieser führt nothwendig, durch sein Wesen, zur Trennung und Lähmung der Eidsgenossenschaft, indem ihm das zur staatsthümlichen Einheit, oder auch nur Einigkeit, beseelende Prinzip beinah gänzlich fremd ist, es liege denn etwa ausserhalb desselben, nämlich in einer gemeinschaftlichen Gefahr. Denn da der Bundesvertrag, fast ohne allen Vorbehalt, das Majestätsrecht der gesammten Eidsgenossenschaft in den Souveränitätsrechten von zweiundzwanzig kleinen Landesverwaltungen begraben ließ, mußten auch die Tagsatzungen unvermeidlich wieder bloße Verhandlungsplätze von zweiundzwanzig Souveränitäten über Ausgleichung ihrer Orts-Interessen werden. Jeder Kanton erhebt deshalb dort pflichtmäßig seine Stimme für das eigene Bedürfniß gegen die andern. Wer aber erhebt dort, Namens der eigentlichen Eidsge-

nossenschaft, die Stimme gegen diese Kantone; wer sie für Gesammtehre, Gesammtwohlstand und Gesammtkraft schweizerischer Nation? Die Theile entscheiden also über das Ganze, weil sie mehr als das Ganze sind, und eher einen Bund von Staaten, denn einen einzelnen Bundesstaat ausmachen.

Daher sah die Nation mit unverholenem Mißmuth die Wiederkehr des ehemaligen trägen Geschäftsganges in rein-eidsgenössischen Angelegenheiten; die Wiederkehr jener Entzweiungen und Unvereinbarkeiten von Lokal-Interessen; die Wiederkehr jenes beharrlichen Entgegenstrebens Einzelner gegen Alle, und jene Spannungen, oft durch falsche Maßregeln einzelner Verwaltungen vermehrt, oft nur durch unbürgerliche Eitelkeit einzelner Regierungsglieder, oder durch unbehutsamen Eifer kirchlicher Parteiung genährt. Die Warnungen des Schicksals im Loose der alten Eidsgenossenschaft waren umsonst. Wir erlebten die Spaltung der Kantone im Retorsionswesen, im Gang des Churer und Basler Bisthumsge-

schäftes, in den Münzkonkordaten, in den Verhandlungen über die Heimathlosen. Fruchtlos blieben die Mühen des weisen und vaterländischen Zellweger; nicht einmal zu einem allgemeinen Zollsystem im Innern konnte man sich vereinen, ja sogar zu keinem gemeinschaftlichen Buß- und Bettag der Schweiz. Soll ich noch an das Verfahren von Schwytz vor Eröffnung des eidsgenössischen Uebungslagers von Wohlen, oder an die Unterhandlungen mit Frankreich über das Postenwesen, oder auch nur an die Begrüßungsweise erinnern, als König Karl X in der Nähe unserer Grenzen reisete? — Es stehen schon zuviel von den düstern Zeugen einer lähmenden Zusammenhangslosigkeit des eidsgenössischen Staatskörpers vor den Augen des Schweizervolks, wie vor denen des übrigen Europa, da.

Diejenigen irren aber sehr, welche glauben, daß nicht selbst vielen jener hochachtungswürdigen Männer, welche an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stehen, bei diesem traurigen Schauspiel das Herz blute; — oder daß

es überhaupt in unsern vaterländischen Regierungen an wahrhaft großen Staatsmännern fehle. Wir haben sie! Die Nation würde sie mit Stolz nennen; Europa würde ihre Namen feiern, wäre der Entfaltung ihrer Talente und Kräfte ein weiterer und würdigerer Spielraum angewiesen.

Aber, eingeklemmt in den schmalen Haushalt eines kleinen Ländchens, müssen sie ihre Sehnsucht nach Besserm beschwichtigen, und im Gewirre kleinlicher Verhältnisse zuletzt unwillkührlich ins Kleinliche verarten, wie Blumen, welche der Chinese in vergoldete Nußschalen pflanzt. Auch der Riesengeist des römischen Cäsar, des preussischen Friedrich, oder eines Napoleon, eingeschnürt in die Hauptmannsuniform einer Garnison-Compagnie, hätte sich zuletzt schweigend mit dem Kamaschendienst der Wachtparaden zufrieden stellen müssen. Einfluß aber aus der Rathsstube des Kantons auf den Gang gesammter Eidsgenossenschaft gehört fast ins Gebiet der Unmöglichkeiten, wenn man erwägt, daß ein

schweizerischer Staatsmann, ungerechnet die Eifersucht seiner eigenen Amtsgenossen, blos im Umfang der Schweiz mit weit mehr eigenwilligen Souveränen zu verkehren und zu schaffen hat, als der Minister eines großen europäischen Reichs im ganzen Welttheil.

Das politische Auseinanderfallen, Sichvereinzeln und Insichzusammenschrumpfen von zweiundzwanzig kleinen Gemeinwesen greift auch feindselig in das edlere Lebensverhältniß der Nation ein, und droht allmälig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch, und nichts sonst, ein ruhmvolles und unabhängiges Dasein der Schweiz sichern wird. Bei der Auflösung jedes Körpers tritt nothwendig das Leben in dessen verwesende Theile zurück, und gestaltet hier jene seltsamen und ungeschlachten Lebensformen, welche unser Erstaunen und Grausen erregen. Und erlischt im Körper der Eidsgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidsgenossenthums, so geht der eidsgenössische Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen

des Kantonsgeistes, in die Thorheiten des Stadt- und des Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Familienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner, wunderlicher Vaterländer, und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz, wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber setzt sich, nur im Verhältniß verjüngten Maßstabes, auch wieder im einzelnen Kanton, der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkühr gegen die Freiheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhänger, als selbstständige Vaterlandsfreunde. Demüthige Clienten in Gemeindsversammlungen, großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht; aber nicht Ohren, um zu unterscheiden, *was* besprochen wird. Dann wird allmälig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben, und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen

Meinung steigt das Ungeheuer des Nepotismus, welches, spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Vettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Axt der Staatspolizei umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann streckt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesherrlichen Trotz auf; und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst ums Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton, und jeder einzelne Machthaber desselben, ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen, beim

Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidsgenossen kennt die Furcht nicht!

Theure Freunde, die Hand aufs Herz! wie steht es in den verschiedenen heimathlichen Gauen der Schweizer? Sind noch keine Spuren eines Rückschrittes vorhanden? Ueberwältigt überall noch der Geist des Eidsgenossenthums den engbrüstigen und doch sich gern brüstenden Kantonalgeist? Seid Ihr daheim reich an wahrhaft hochedeln Staatsmännern? Wie viel zähltet Ihr der helvetischen Aristiden bei Euch, die über das Gemeinwohl des großen Vaterlandes, oder auch am Ende nur des Kantons, persönliche Feindschaften und Freundschaften, ja sich selber vergessen? Nennet unsern Epaminondas, der mit gleicher Freudigkeit seinem Vaterlande in den niedrigsten Stellen dient, nachdem er in höhern geglänzt hat, gleichwie der Sieger von Leuctra, nachdem er Staat und Heer zu unvergänglichem Ruhm geführt, seiner persönlichen

Ehre nicht unangemessen fand, Aufseher über Gassenkehrer und Kloakenfeger zu werden. Wahrlich, soll denn der Eidsgenoß die Eidsgenossenschaft vergessen lernen, und, beschränkt auf eine kleine Heimath, den Schmerz blutender Vaterlandsliebe nicht fühlen: so wäre besser, man würde unsern Schülern das Lesen der göttlichen Klassiker verbieten, und die Erinnerung an die großen Seelen Griechenlands und Roms, ja selbst an die Washingtons, Franklins, Jeffersons und andere unsterbliche Bürger des nordamerikanischen Bundesstaates vertilgen.

Nein, warum mich beunruhigen? Eidsgenossen, edle Freunde, ich sehe Euch noch! Ich denke an eine Reihe erlauchter Namen, die in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst Zierden unsers Vaterlandes sind. Ich denke an die jungen Männer, welche über die Schlachtfelder der Vorwelt ziehen, um sich gleichsam von den Geistern der Vorwelt dem Dienst einer Eidsgenossenschaft weihen zu lassen. Ich denke an die Jünglinge, welche

im Zofinger Verein Brust an Brust sich einem gemeinsamen Vaterlande zuschwören. Schon dringt immer mächtiger ein bildungsreicheres Geschlecht in die Landesgemeinden, in die gesetzgebenden Räthe und in die Regierungen ein. Schon erregt Mißbrauch anvertrauter Gewalt, oder Wirrwarr derer, die für alles in der Welt Gründe, und für nichts Grundsätze haben, allgemeinen Unwillen; jeder Dünkel dessen, der seine Persönlichkeit mit dem Staat verwechselt wissen möchte, öffentliches Auszischen; und jeder Versuch, die Freiheit der Presse in das änderliche Bedürfniß einer Behörde einzuschnüren, und den Ozean der Meinungen mit dem Fingerhut eines zensorlichen Verstandes abzugrenzen, gerechten Argwohn oder Gelächter.

Aber noch mangelt viel daran, daß sittliche und geistige Bildung bis in die untersten Tiefen unsers Volks hinabgedrungen wäre; oder daß die untersten Tiefen des Volks nur dessen in ärmliche Lumpen gekleidete Genossen, nicht auch die in Sammet und Seiden Prangenden,

umfassen. Nicht der Rock, das Zinsbuch oder der Amtstitel sind im Geisterreich Merkmale und Bürgschaften religiöser und bürgerlicher Veredlung. Auch in den Ständen der Vornehmeren erblicken wir nur zu oft einen Lebenswandel, der Gott verläugnet und die republikanische Sittenstrenge verspottet. Unwissenheit, Vorurtheil und Aberglaube finden auch dort einfältige Verehrer oder schadenfrohe Beförderer.

Uns Allen ist bekannt, wie eben jetzt in einem großen Theil des Welttheils der finstere Sekten- und Kastengeist trotziger, denn kaum je, wider die ewigen Rechte der Vernunft ins Feld schreitet und von der Rohheit seiner Wuth, oder auf Schleichwegen scheinheiliger Verschmitztheit, die Herrschaft der Welt zurückzuerobern hofft. Es ist nur der alte, seit sechs Jahrtausenden noch unausgefochtene Kampf des Thierischen und Göttlichen in der Menschheit, der mit den Jahrhunderten blos Waffe und Feldgeschrei geändert hat. Er wird heut auch noch in unsern helvetischen Gauen lebhaf-

ter, denn seit langer Zeit, um die ewigen Heiligthümer der Nation gekämpft. Diese sind verloren, sobald die Vergiftung des eidsgenössischen Gemeingeistes vermittelst populärer Kantonalzwiste, kirchlicher Spannungen und Aufwiegelungen, und Zertrümmerung der periodischen Presse gelungen sein wird. — Eidsgenossen, theure Freunde, wir haben in den Gefilden vom Grauholz und der Schindelleggi ein Chäronea gehabt, lasset uns wachen, daß unser achajischer Bund nicht unter den Mauern eines neuen Corinths zertrümmert falle.

Das Zeitalter will fürwahr also unsers Vereins nicht entbehren. Säßen die Balthasare und Zellweger, die Iseline und Hirzel der Vorzeit noch in unserer Mitte, sie würden heut diesen Verein erst gründen, wenn er noch nicht gegründet wäre. Wir aber sitzen auf den Plätzen unserer großen Todten; sollen wir Geringeres leisten, oder fordert von uns das Vaterland weniger?

Wenn auch andere schweizerische Gesell-

schaften, der unsern ähnlich, kräftig mit zum großen Ziele wirken, um im zweiundzwanzigfach getheilten Alpenstaat ein gemeinsames Vaterland, unter Bürgern aller Kantone ein freies Eidsgenossenthum zu bewahren: so ist doch unser Hauptzweck nur der Nebenzweck ihrer Versammlungen. Und ob sogar Viele unter uns auch thätige Mitglieder jener Vereine sein mögen, so sind es doch Viele andere von uns keineswegs. Und wirken die ungleichzeitigen Zusammenkünfte aller dieser Gesellschaften auch insofern noch störend aufeinander ein, daß, wer die einen besucht, oft, aus Mangel an Muße, den andern entsagen muß: so wäre doch dem Uebelstand ohne Mühe durch Bevollmächtigung der Vorsteher abzuhelfen, daß sie sich untereinander über Versammlungstage verständigten.

Noch fehlt viel daran, daß unsere helvetische, wie jede andere allgemein-schweizerische Gesellschaft ihren Namen eigentlich mit vollem Recht trüge. Fern unserm Kreise standen von jeher die Schweizer am Tessin und im

Wallis, selbst die vom schönen Waatland und dem bildungsreichen Genf. Wenige nur schlossen sich ihm aus den Landsgemeinds-Kantonen an, oder auch von Freiburg und Schafhausen. — Sind es nur die Gebirge, die Sprachen, die Ortsentfernungen, welche uns von diesen Miteidsgenossen scheiden? Es fehlt nicht an Mitteln, diese Hindernisse zu besiegen, wenn es nicht an Männern fehlt, die siegen wollen.

Nein, wahrlich! nicht das Zeitalter will uns fahren lassen, wenn wir uns ihm nur nicht selber entfremden. Erfüllen wir das Wort unserer Statuten: „Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidsgenossen, Belebung des Triebes zu guten, schönen und edeln Thaten; Fortpflanzung des Friedens, der Freiheit und der Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Geschlechter und Zeiten; — das ist der Zweck der Gesellschaft." So lauten die Statuten. Und dieser Zweck,

steht er nicht an sich heiliger und umfassender da, als irgend ein anderer, welcher Nahrung und Veredlung des Kunstsinns bezielt, oder Erweiterung der Wissenschaft, oder Entdeckungen im Gebiet der Natur, oder Austausch von Erfahrungen über Armenpflege, Schulwesen und inländische Gewerbigkeit. Nichts von diesem Allen ist auch uns fremd; aber indem wir es umfassen, bezielen wir Höheres. Mit ganzer Erfüllung des Zweckes steigt nothwendig von selbst das Interesse unserer Verhandlungen, und kann selbst zum allgemeinsten der Eidsgenossen gesteigert werden. Die Statuten zeichnen uns den Weg dahin vor, mit den Worten des achten Artikels: „der Ausschuß der helvetischen Gesellschaft beauftragt alljährlich eines seiner Mitglieder mit historischer Bearbeitung des Vorzüglichsten und Denkwürdigsten, das sich im Jahreslaufe ereignet."

Die Bahn liegt da, die wir zu wandeln haben. Betreten wir sie! Unterrichten wir durch auserwählte Männer aller Kantone

fortan einen unserer Redner von dem, was Preiswürdiges in jeder Gegend des Bundesstaates vollbracht worden ist, damit er Euch einen Spiegel des Ruhms löbl. Eidsgenossenschaft vorhalte. Feiert hier Muth und Weisheit vaterländischer Gesetzgeber, welche die Kleinodien aller Eidsgenossen sicher zu stellen wußten; gesetzliche Freiheit im Innern gegen Willkühr und Herrensucht, Unabhängigkeit der Nation von aussen gegen fremde Anmaßungen und Einflüsse, und Volksbildung gegen Verfinsterer-Plane schirmen. Feiert hier den Hochsinn unserer vaterländischen Regierungen, welche das Ewig-Gerechte dem Bequemlichen des Augenblickes vorziehen, in der Majestät einer untrennbaren Eidsgenossenschaft den wahren Glanz ihres Kantons suchen, und nicht das für ein Unglück ihres Ländchens halten, was die Zivilisation des Jahrhunderts gebietet und der Ruhm der edelsten Fürsten und Völker war, die je gelebt haben. Ja, wo auch nur eine Gemeinde

des Landes mit hochherziger Gemeinnützigkeit in trefflichen Anstalten vorleuchtete, — hier werde ihr Name genannt. Ihre Ehre ist eine Ehre aller Schweizer. Wo irgend ein Mann durch Macht schöpferischen Geistes im Felde der Wissenschaft oder Kunst oder des Gewerbfleißes Ausgezeichnetes leistete; — er hat es nicht seinem Kanton, er hat es dem menschlichen Geschlecht geleistet. Wir wollen mit dankbarer Ehrfurcht dem Verdienste seine Kronen weihen. — Und wo die Tugend eine ihrer Engelsthaten vollbrachte, hier werde sie nicht vergessen, wenn auch die Welt sie vergißt. Die Anerkennung des Wahren, Guten und Schönen ist ja immer zugleich der tödtlichste Tadel alles Falschen, Schlechten und Gemeinen.

So werden die Jahrbücher unserer Verhandlungen ein Register des Vortrefflichsten aus den denkwürdigen Thaten der Eidsgenossen. In der Erinnerung aber des Löblichen, was auf schweizerischer Erde geschah, wird sich auch unser eigener Sinn für das Gute erfrischen und beleben. Wir werden mit einem

Gefühl in die Heimathen zurückkehren, welches wir aus dem Treiben des Alltagslebens nicht hieher gebracht hatten, und werden den Geist der hier versammelten kleinen Gemeinde aus-giessen in die große Gemeinde der Eidsgenossen, oft uns dessen selber nicht bewußt. Dann können wieder die hier gesprochenen Reden als eben so viele Reden an die Nation gelten. Und, wahrlich, auch unter Eidsge-nossen ist noch Wiederhall!

Wohl liefern öffentliche Blätter Kunde von achtungswerthen Handlungen; doch nur ver-einzelt, nur vermengt und verloren in vielem Andern, welches besser vergessen zu sein ver-dient. Aber hier werde das zerstreute Licht des Wahren, Guten und Schönen in einem ungeschwächten Strahl zusammengedrängt; und es wird ihm wahrlich in keinem unserer Herzen der Brennpunkt fehlen. Unsere freudige Rührung oder Begeisterung kann und soll ja keineswegs die Tugend belohnen: aber warum sollen wir die Vielverkannte nicht anerkennen? Ja, es bedarf selbst schon tugendhaften Muthes,

das Ehrwürdige ohne Heuchelei zu ehren und das Preiswürdige ohne Mißgunst zu preisen. Denn ein eifersüchtiger Stolz, ein nebenbuhlerischer Neid, sind von jeher Erbsünde der freien Staaten gewesen. Auch diese Erbsünde, bei uns oft nur eine der Mißgeburten des Kantonalgeistes, auszurotten, und selbst dem verspotteten und verfolgten Verdienst um Vaterland und Menschheit gerechte Hochachtung zu zollen, bleibe eine unserer angenehmsten Aufgaben. Und fürwahr, o glaubt es, — der bescheidene Eichenkranz, welchen Ihr dem Manne, der fürs Vaterland blutete, darreichet, ehrfurchtsvoll seine Wunden zu bedecken: er wird ihn theuer halten, wie der treue Diener eines Königs dessen Orden theuer hält, er wird dies Unterpfand der Achtung und Anerkennung von Mitbürgern auf seinen Sarg legen lassen, als besten Schmuck seiner Asche.

Aber ich breche ab. Schon zuviel hab' ich von der kurzen Frist hinweggenommen, die Euern Verhandlungen vergönnt ist. Ich gehe zu diesen über.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

zu

Olten

im Jahr 1830.

Zürich,
gedruckt bey Friedrich Schultheß.

Rede

des Präsidenten

Herrn Landammann Sidlers

von Zug

bey

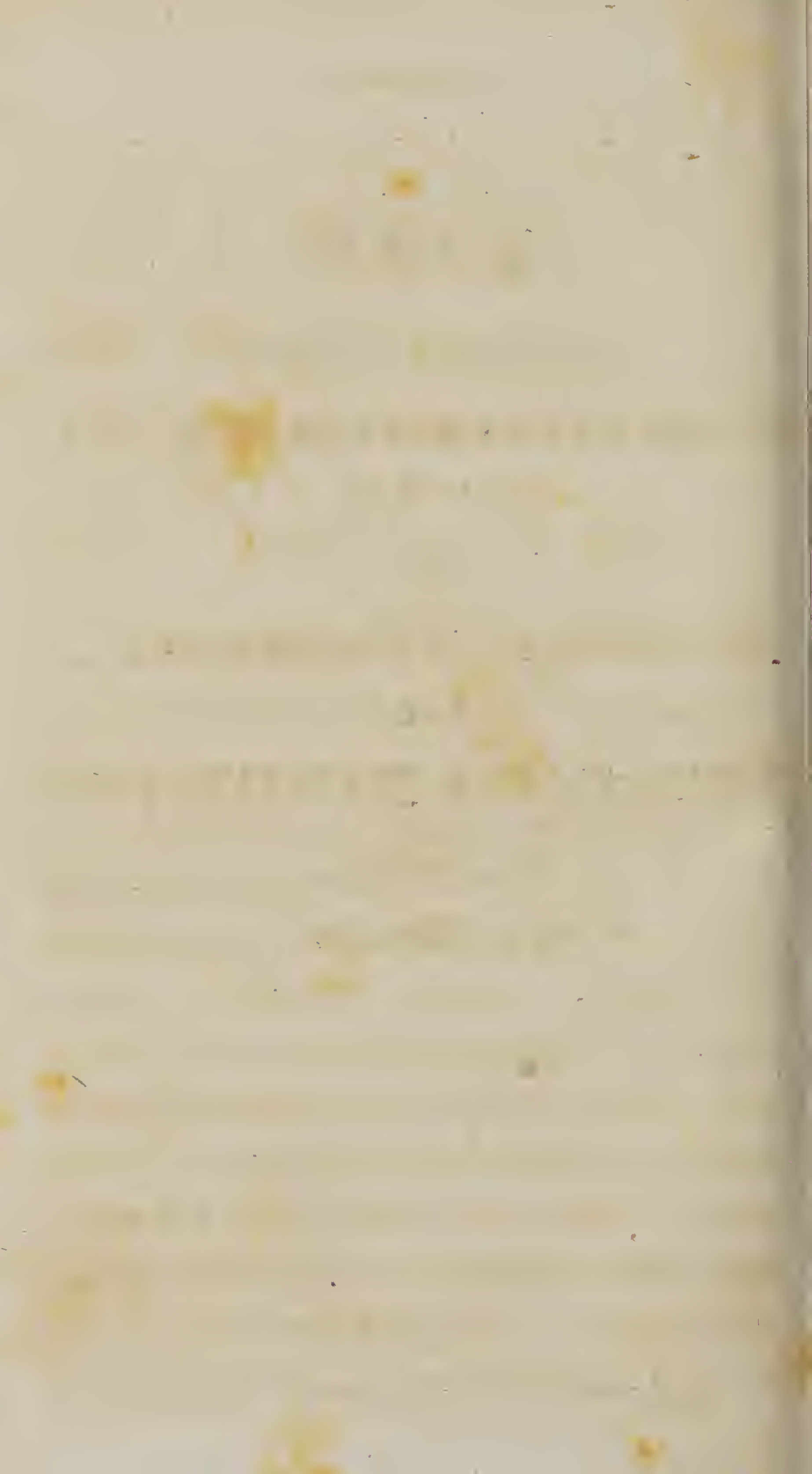
Eröffnung der Versammlung

der

Helvetischen Gesellschaft

in Olten

am 5. May 1830.



Theure Eidsgenossen!

Biedere, edle Freunde!

Mit Ernst und dem Nachdruck, den nur Aufrichtigkeit gibt, suchte ich den sonst so schönen und ehrenvollen Ruf zum Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft abzulehnen. — Mir bangte in der That vor dem Gedanken, auch nur für ein Mahl als Sprecher eines Vereines zu erscheinen, der schon so ausgezeichnete Stimmen hören ließ, und der in seinen Mitgliedern so viele Wissenschaftlichkeit und gelehrte Bildung in sich schließt. Ich sah es klar und fühlte es ganz, wie Schweigen und Hören weit besser mir da geziemen würden, als Sprechen. Euer Wille war indeß beharrlich; ich unterwarf den meinen, zwar nicht

ohne innere Beklemmung und sichtbare Bestürzung. Traget daher mit mir Geduld, ich habe auf Euere unbeschränkte Nachsicht das vollste Recht. —

Ihr werdet zugleich den Klein= und Mißmuth entschuldigen, mit dem ich an Euch zu sprechen beginne. Weil ich auf meine Persönlichkeit im Verhältniß zu Euch hinsah, mußte sich eine solche Stimmung natürlich ergeben. Aber weg nun mit dem besorglichen Blick auf mich! — Ich will mein und der Geringheit meiner Kräfte vergessen, und indem ich von mir ab, und allein auf Euch und das Vaterland sehe, fließen mir wieder Freude, Erhebung und Ermuthigung in die Brust.

Ja, theure Eidsgenossen! — Biedere, edle Freunde! — Wir dürfen freudig und ermuthiget des Vaterlandes gedenken. Auf Freyheit und Selbstständigkeit gebaut, in seiner unabhängigen Würde erkannt, und getragen und gehoben durch zunehmende Geistes= und Herzenscultur seiner Bürger und deren regere Theilnahme an gemeinschaftlichen Dingen,

gewährt es einen frohen Anblick. Des Guten und Schönen ist bereits vieles darin vorhanden, und mehreres kündet sich als werdend an. Mag immerhin manche betrübende Erscheinung die Aussicht umwölken, es ist dennoch keine Träumerey, wenn man dafür hält: es gehe in unserm Vaterlande mit Licht und Tugend, mit Recht und Freyheit, mit ächter Religiosität und der Förderung rein menschlicher Zwecke vorwärts. Diesem erhebenden Glauben bleibe jedoch Besonnenheit und der richtige, nicht überschätzende Anblick der Wirklichkeit zur Seite! — Die Uebel und Gebrechen dürfen nicht mißkannt seyn, mit denen das Emporkommen des Bessern zu kämpfen hat.

Scharf aber wahr und mit Meisterzügen schilderte vor einem Jahr unser verehrtes Präsidium die Eidsgenossenschaft jenes Zeitmomentes, der kurz ihrer Auflösung vorherging, und dem die Helvetische Gesellschaft Ursprung und Entstehung verdankt. Auch gedachter Zeit leuchteten ihre Lichtpunkte, die niemand ver-

dunkeln mag. *) Aber im Ganzen war ein kleinlichter, erbärmlicher Geist vorherrschend, ein Geist, der sich nicht als Produkt weniger Jahre ergab, der lange durch verschiedene Verderbnisse vorbereitet wurde, der — obwohl im grellen Widerspruche mit jenem Hochsinn, aus welchem die ersten Freyheitsbünde und Freyheitsschlachten hervorgingen — nichtsdestoweniger Jahrhunderte durch wurzelte, und in zunehmender Verschlechterung sich endlich auf einen Grad ausgebildet hatte, der das Vaterland in eine solche Lähmung und Zwiespalt versetzte, daß es unmöglich geeignet seyn konnte, die damalige große Krisis zu bestehen. Soll ich ihn näher bezeichnen — diesen Geist? —

Wer kennt ihn nicht, und fühlt zum Theil nicht jetzt noch die Verwüstungen seines Fortwirkens? — Es war der Geist der Vereinzelung von Kanton zu Kanton und von Gemeinden zu Gemeinden, der Geist des einander Fremd-

*) Gerade die Entstehung der Helvetischen Gesellschaft und das Wort uud das Bemühen ihrer Glieder leisten einen Beweis dafür.

seyns, der Geist der Erhebung und der Beherrschungslust des einen Theiles der Nation über den andern, der Geist des Mißtrauens und des gegenseitigen Abfalles zwischen Regenten und Regierten, der Geist der Gunst- und Geldwerbung durch Verding von Kriegsleuten bey auswärtigen Herren und Fürsten, wodurch die Unabhängigkeit und Unbestechbarkeit der eidsgenössischen Berathungen nicht nur in öftere Gefahr gerieth, sondern manchen beklagenswerthen Schiffbruch erlitt, der Geist der Abneigung und des Hasses wegen kirchlicher Verschiedenheit, wobey man einander im unseligen Wahne, dem Gott der Liebe einen Dienst zu erweisen, wenn nicht mehr mordete, doch wie Feinde behandelte, der Geist der Kurzsicht und der Engherzigkeit, der die vermeinten Interessen einzelner Orte, Familien und Personen, und nicht die große Sache des Vaterlandes und die Forderungen einer vorgerücktern Menschheitsbildung zu berücksichtigen vermochte, der Geist der Furchtsamkeit, vor dem das freye Wort im frey gerühmten Lande — zu-

mahl das gedruckte — gefährlich erschien, und wenn es die vorhandene Ordnung oder Unordnung, und das Schalten und Walten der Obern mißgefällig berührte, sogleich geächtet und zum Staatsverbrechen gestempelt wurde, der Geist des Geheimthuns, der sogar bis in die Kantone der Landesgemeinden hinein dem Volke den Blick in die Verwaltung und in die wahre Lage und die Bedürfnisse der Eidsgenossenschaft verkümmerte.

Ein solcher Geist vermochte kein Zutrauen mehr einzuflößen, keine Gesammtstärke zu entwickeln, vermochte nichts Großartiges, nichts Umfassendes, nichts Zusammenhängendes zu erzeugen. Sein Unvermögen ist kund geworden. Erfahrung und Geschichte haben ihn gerichtet. Das Jahr 1798 liefert dazu ein furchtbares Beleg. So wie er war, wie hätte es ihm gelingen können, ich will nicht sagen eine siegende, aber nur eine vereinte Nationalwehr den kriegserfahrenen Französischen Bajonetten zu bieten? —

Möchte der so eben besprochene Geist mit

der Zeit, die ihn gebar und erzog, verschwunden seyn! — Was jedoch einmahl in die Denk- und Empfindungsweise, in das Leben und Thun eines Volkes verwoben ist, verliert sich nicht so schnell und leicht. So wie das Gute nur nach und nach gegründet, so kann das Böse nur nach und nach getilgt werden. Die Revolution wollte zu viel und zu sprungweise ändern, und die Waffen, die ihr dienten, machten das Beste verhaßt. Fremde Gewalt brachte Einheit. Aber die Schweiz war sich zu fremd, war nicht vorbereitet, nicht reif genug, um die Idee der Staatseinheit lieb zu gewinnen. Wäre sie mit dem schönen und großen Gedanken, eine Nation zu seyn, mehr versöhnt und näher befreundet worden, wäre sie nicht entwöhnt gewesen, eine freye Sprache in Würdigung vaterländischer Angelegenheiten zu sprechen und zu hören, hätten damahls so mannigfache geistige Berührungen und freundschaftliche Vereine wie dermahlen bestanden, außer Zweifel ihre Wiedergeburt würde eine schönere, kräftigere Gestaltung zu Tage gefördert haben.

Allein das an sich Bessere mußte aus Beschränktheit des öffentlichen Urtheiles und wegen persönlicher Verhältnisse dem Schlechtern weichen. Die Formen der Einheit wurden — anstatt in Liebe und Sorgfalt gepflegt, und von Schlacken und zufälligen Fehlern gereinigt — schonungslos und mit Erbitterung gesprengt. Das Vermittlungswerk des Fränkischen Konsuls erschien; es nahm wieder das Uebel vieler, kleiner, locker verbundener Selbstherrlichkeiten in sich auf. Die Schwäche des Bundes einzelnen Theilen gegenüber zeigte sich bald. Die Kantonal-Interessen traten als rüstige Kämpfer in den Vordergrund. Für das Gesammt-Interesse des Vaterlandes kämpfte rückziehend eine gelähmte Kraft. Die Tagsatzungen leisteten wenig. Ihre Protokolle füllten sich mit Gegenerklärungen und Protestationen. Es war während der Mediations-Acte, daß, ungeachtet vieler Discussionen, nicht einmal zu Festsetzung eines gemeinsamen eidsgenössischen Bettags, eine Vereinigung aller Stände erzweckt werden konnte, weil Vorbe=

halte von Kantons = Convenienzen entgegen traten: und während der Mediations=Acte war es wieder, daß von oben herab auf offene Besprechung der vaterländischen Angelegenheiten mit scheelen Augen hingesehen wurde. Im Jahre 1805 auf der Tagsatzung in Bern ward mit allen Stimmen, Waat, Tessin und Thurgau unter Vorbehalt der Rechte ihrer Kantone, der Beschluß gefaßt, die Regierungen aufzufordern, nicht nur in Bezug auswärtiger Blätter, angemessene Mittel zu ergreifen, daß vertraulich mitgetheilte Actenstücke in keine Hände fallen, die dieselben bekannt machen könnten, sondern auch in Bezug auf inländische Blätter die strengste Aufsicht tragen zu lassen, daß keinerley unschickliche Aeußerungen über die Verfügungen anderer Kantone oder über Verhandlungen der Tagsatzung und deren Mitglieder eingerückt werden. Himmel! Was konnte nicht alles als unschickliche Aeußerung angesehen werden? — Hieß dieß nicht beynahe Stillschweigen gebieten? — Wie stand damit das angeborne Recht der Rede? — Nach diesem

Beschlusse war derjenige übel daran, der nicht zu schmeicheln, nicht zu beschönigen wußte, und nicht Stoff zum Loben und Rühmen fand. In monarchischen Reichen und den ausgebildetesten Staaten wird die Sprache der Opposition — sey sie auch kühn geführt — nicht eingeschüchtert, nicht gelähmt. Wozu denn im republikanischen Lande und beym redlichen Streben der Vorsteher, wenn nicht Eitelkeit und überwiegende Eigenliebe im Spiele sind, so viel Scheu vor Tadel? — Im Tadel liegen oft Heilkräfte gegen das Böse. Nichtsdestoweniger war obiger Tagsatzungsbeschluß einhellig. Ein wunderseltener Fall bey Beschlüssen über andere Dinge.

Doch ein hehres Monument, über das man gern vieles andere vergißt, datirt von den Jahren der Mediation; es glänzt milde und versöhnend über jene Zeit, und ermunternd und zu Thaten der Liebe rufend in Gegenwart und Zukunft. Sehet hin mit erheitertem Blicke auf das herrliche, menschenfreundliche Nationalwerk der Linthentsumpfung! — Freylich

möchte einen bald Wehmuth anwandeln, wenn man dabey bedenkt, was vereinte Schweizerische Kraft vermag, und wie selten und wie zu wenigem sie vereint wird. — Meiner Brust entfährt jetzt ein tiefer Seufzer. Eine grause Sünde der Nation ziehet meiner Seele vorüber, eine Sünde gegen die Menschheit — in den Heimathlosen. Sie scheint eingewurzelt und wild verwachsen — diese Sünde in unsere Einrichtungen; sie behauptet sich mit kecker Stirne gegen die Ueberzeugung und das Gewissen der menschlich und christlich Gesinnten — sie macht den Schandfleck unseres Landes, und dennoch obrigkeitlich so viel Lauigkeit, so wenig eingreifender Ernst und wirksame Hülfe dagegen! — Ein Verband von Kantonen, reich und übereinstimmend genug, um den Clara Wendelischen Prozeß mit Aufwand zu führen, konnte nicht in Einklang kommen, um die dabey aufgefangenen Heimathlosen zu versorgen. Kürzlich wurden mehrere derselben der Gefängnisse entlassen — und wohin? — gleich dem Gewilde in Wald, Gebirg und

Schlupfwinkel verscheucht. Wem blutet nicht das Herz? — Tausende und Tausende im Vaterlande denken, fühlen, entsetzen und entrüsten sich über die Heimathlosigkeit wie ich, und haben wiederhohlt aus beklommener Brust Laut gegeben. — Theure Eidsgenossen! — Biedere, edle Freunde! — Wie? — Sollte es bey diesem Zustande, bey dieser Theilnahme unmöglich seyn, zu Rettung, zu Vermenschlichung der Heimathlosen, zu ihrer Einführung in die Menschheit auch ein Entsumpfungswerk, auch ein Nationalwerk zu stiften — ein Nationalwerk der Gerechtigkeit und der Erbarmung? — Nein, an diese Unmöglichkeit kann man nicht glauben. Die Sache ist zu heilig, zu göttlich, ihr wird, ihr muß der Sieg werden. Lassen sich die Menschen auf den Rathhäusern dazu nicht rühren und bewegen, so werden sich zuletzt die Steine der sie umfangenden Mauern rühren und bewegen lassen. Ich bin gewiß und lese es auf Euern Gesichtern, unser Verein bleibt dafür nicht unthätig. Die gemeinnützige Gesellschaft hat sich bereits

in die Reihe gestellt. Es bedarf nur Verständigung und einen leitenden Stern. Das Zusammenwirken und der Einfluß vieler wird sich Weg bahnen.

Ich lenke noch einen Augenblick geschichtlich ein. Mit dem Verschwinden der Mediations-Acte ward leider! der Zentralverband abermahls geschwächt. Einzig bezüglich der Militäreinrichtungen fand eine rühmliche Ausnahme Statt. Inzwischen war die Zeit vorgeschritten. Ihr Rad versenkte manches Vorurtheil, und brachte neue Wünsche und Ansichten auf die Welle des Lebens. — Ungeachtet der Verschlechterung der Staatsform entfaltete und behauptete sich ein erneuerter, jugendlicher Geist in der Nation. Die Verhandlungen und Resultate der Behörden blieben zwar hinter vielen gerechten Forderungen zurück. Ueber Heimathlosigkeit, über Münz- und Zollsachen und verschiedene hochwichtige vaterländische Angelegenheiten sprach sich die öffentliche Meinung und Erwartung weit edler und gemeinnütziger aus, als die Instruktionen auf die

Tagsatzung. Allein auch von Amtswegen wurde mehrseitig wohlthätig und veredelnd gewirkt. In Bildung der Jugend durch erweiterten und verbesserten Schulunterricht, in Begründung und Gestattung kirchlicher Anstalten ohne Hemmung wegen Verschiedenheit der Konfession, in Vervollkommnung der Kantonalgesetze, in sorgfältigerer Pflege und Ausübung des Richteramtes, in Beförderung von Verkehr und Gewerbsthätigkeit durch Anlegung geeigneter Straßen geschah in der neuesten Zeit viel Gedeihliches. — Die Presse erscheint in mehreren Kantonen der Unmündigkeit, oder vielmehr der Knechtschaft, die auf ihr lastete, entlassen, und steht als eine Freye unter dem Schutz und der Vorschrift des Gesetzes. Manches, was dem Bunde mangelte, wurde durch Konkordate ergänzt. Ist das auf diesem Weg Ergänzte und Erhaltene geringfügig; es mag um so weniger zu verachten seyn, weil es unmittelbar aus Freyheit und Lebendigkeit hervorgeht, und Zeugniß von einem Geiste gibt, der im Vorhandenen nicht erstarren will, son=

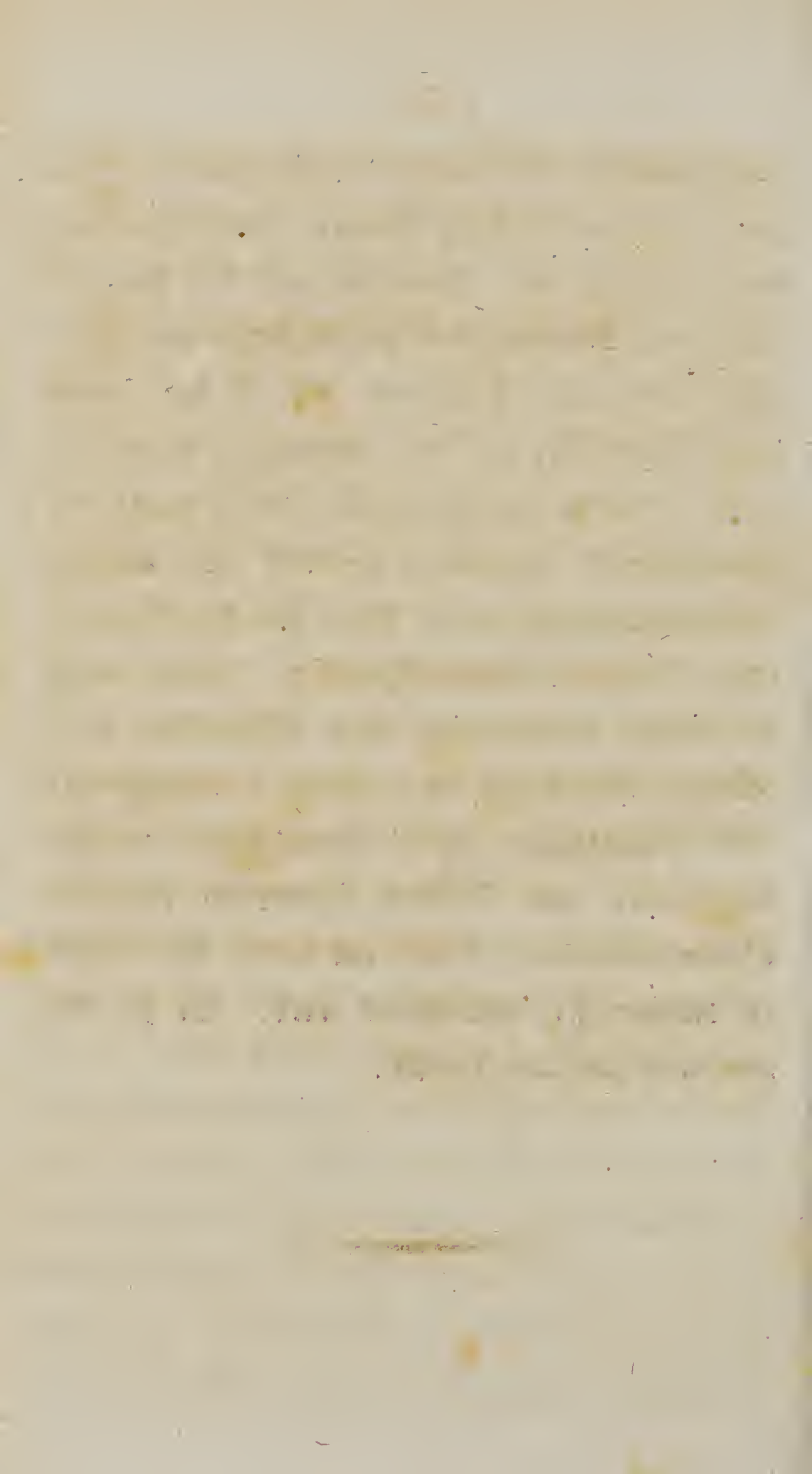
dern weiter strebt. Möge der Weg der Konkordate zwischen den Kantonen, obwohl er nur langsam zu Resultaten führt, nicht ermüden, sondern fort und fort mit Muth und Ausharrung betreten werden. Er gründet Hoffnungen für die Zukunft, zumahl jetzt, da man sieht, daß sowohl in Bezug der Kantonalverfassungen, als des Bundesvertrages immer weniger dem tödtenden Princip absoluter Stabilität gehuldigt wird. Mängel und Gebrechen im Staate werden ohne Scheu besprochen, und Winke und Vorschläge zu Abänderungen und Verbesserungen nicht unbedingt für Vergriffe an unberührbarem Heiligthum erklärt. Die drey vor einem Jahre der Bundesbehörde vorgelegten Verfassungsänderungen liefern den Beweis für die dießfällige Denkweise. Bestrebungen in andern Kantonen und Berathungen über Reglemente für die großen Räthe zeugen, wenn sie auch nicht immer glücklich sind, von einer Rührigkeit in den eidsgenössischen Rathsälen, welcher gelingen wolle, von manchem

Rest behaglichen Stillstandes zu reinigen und allfälliger Lust zu Rückschritten zu wehren! Wir dürfen nicht läugnen, daß nicht da und dort bedauerliche Erscheinungen wahrzunehmen sind. Allein der geringe Anklang, den Rückfälle in's Schlechtere im Allgemeinen finden, beweist für guten Sinn. Das Benehmen von Schwyz gegen die neuen Landesleute hat ausgebreitete Mißbilligung auf sich gezogen, und unterlag sogar der Rüge in der letztjährigen feyerlichen Eröffnungsrede des Präsidenten der Tagsatzung; Ehre seiner edlen Freymüthigkeit! Wenn es betrübte, zu sehen, wie schwach und schwankend der Bundesartikel über den freyen Verkehr da steht, so ist es hingegen sehr erwünscht, zu erfahren, wie jener hohe Stand, der ihn am wenigsten freysinnig auslegte, und der zu Behauptung seiner Ansicht mit juridischem Scharfsinn und der ihm eigenen ausgezeichneten Autorität kämpfte, nun selbst den freysinnigen, ächt eidsgenössischen Antrag macht, den besagten Artikel konkordatsweise zu erweitern und zu ergänzen. Eine solche

Anbahnung ist erfreulich. Sie weist den Weg, wie in Folge der Zeit, ohne gewaltsamen Stoß, nach Maßgabe der vaterländischen Gesinnungen den Schwächen und Mängeln des Bundes nachgeholfen werden kann. — Man erwarte nicht zu viel auf ein Mahl. Alles Schöne, Hehre und Große, obwohl es sich oft wie vom Himmel herab vor dem Gedanken lichtvoll und in Fülle entfaltet, hebt in der Verwirklichung bey kleinen Versuchen an, und muß sich langsam durch eine Menge Schwierigkeiten hervorarbeiten. Viel Gutes hat sich bereits in der Eidsgenossenschaft emporgekämpft, und mehreres wird es noch. — Lebensfrische Keime zum Höhern und Bessern sind vorhanden, und an verständigen, sorgfältigen Pflegern derselben gebricht es auch nicht. Schauen wir heiter und guten Muthes in der Eidsgenossenschaft herum, und in den Gang und den Kampf ihrer Bildung und Entwickelung. Unsere Hoffnungen steigern sich beym Anblicke einer schönen kräftigen Schuljugend und eines unlängst aus der

Schule hervorgetretenen Geschlechtes, das, bekannt mit den Fortschritten der Zeit, bereichert mit den Schätzen der Wissenschaften, in jugendlicher Begeisterung und ungeschwächter Kraftfülle in die bürgerlichen Verhältnisse einzugreifen beginnt. — Theure Eidsgenossen! Biedere, edle Freunde! — Es ist kein Wahn, wenn wir dafür halten, es gehe in unserm Vaterlande mit Licht und Tugend, mit Recht und Freyheit, mit ächter Religiosität und der Förderung rein menschlicher Zwecke vorwärts. Hangen wir mit ganzer Seele an diesem erhebenden Glauben, nähren wir ihn in unserm Kreise und verbreiten ihn weiter. Lebt er einmahl ermuthigend in den Herzen Vieler, dann wird, dann muß er fruchtbar werden. Unser Leben, unser Thun bewähre seine Wirksamkeit! — Die Aufgabe unsers Vereines fordert uns dazu auf. Wie schön und würdig ist diese Aufgabe! Sie ist nicht weniger vaterländischen als rein menschlichen Inhaltes. Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe; Verbindung und Eintracht unter den

Eidsgenossen; Belebung des Triebes zu schö=
nen, guten und edeln Thaten; Fortpflanzung
des Friedens, der Freyheit und der Tugend
durch die Freunde des Vaterlandes auf künf=
tige Alter und Zeiten — das ist der Zweck
der Gesellschaft, den wir jedermann offen dar=
legen. Keine verdächtigende Zunge wage ihn
anzugreifen. Erglühen wir bey jeder unserer
Zusammenkünfte auf's Neue für die Reinheit
und Schönheit dieses Zweckes. Jeder trage
zu dessen Erreichung sein Schärflein bey.
Können wir dafür auch wenig Unmittelbares
und Scheinbares thun, streuen wir in Be=
scheidenheit und kindlich frommem Glauben
Samenkörnlein; es lebt ein Gott, der selbige
zu rechter Zeit befruchten wird. Er sey mit
uns und unserm Zwecke!



Rückblicke

auf

das verflossene Jahr.

Der Helvetischen Gesellschaft in Olte
vorgelegt den 5. May 1830

von

Herrn J. Hottinge
Professor.

Der nachstehende Bericht wäre unter den veränderten Zeitumständen besser ungedruckt geblieben; allein da die Gesellschaft die Aufnahme desselben unter ihre Verhandlungen beschlossen hat, glaubte der Verfasser, bey erneuerter Aufforderung, denselben nicht zurückhalten zu dürfen. Er erscheint deßnahen wörtlich, wie er in Olten vorgetragen ward, nur mit Weglassung einer kurzen Stelle nicht politischen Inhalts am Schlusse. Auch die wenigen Noten sind auf mitgetheilte Bemerkungen hin schon im May 1830 beygeschrieben worden.

Zürich, im Januar 1831.

Tit.

Nicht ohne Leichtsinn habe ich in der frohen Stimmung unsers letztjährigen Beysammenseyns es übernommen, gestützt auf die Eingaben unserer correspondierenden Mitglieder in den sämmtlichen Kantonen, Ihnen eine Uebersicht des Rühmlichen vorzulegen, das seit jener Zeit von vaterländischen Regierungen, Vereinen und Privat-Personen gethan und zur Kunde derselben gekommen war. Ein Drittheil dieser Correspondenten hat gar nicht geschrieben, die andern haben die Aufgabe auf verschiedene Weise gelöst. Reicher oder sparsamer theilten Einige charakteristische oder rühmliche Züge mit, Reflexionen Andere, noch Andere Materialien, des abkürzenden Auszugs kaum fähig; es verlautete auch aus Gegenden, wo die Thaten einst groß, die Worte frey waren, man könne, ja man dürfe nichts

melden. — Zudem hat die Concurrenz der öffentlichen Blätter mir vorgearbeitet, so daß ich völlig Neues Ihnen wenig mehr zu erzählen wüßte, als dasjenige, was edle Gesinnung mit dem Schleyer des Geheimnisses umgab, den auf unzarte Weise durch Nennung von Ort und Personen zu lüften, weder in den Absichten der Berichterstatter, noch in den Gesinnungen einer Gesellschaft liegen könnte, die den doppelten Werth einer stillen Uebung des Guten anerkennt. — Endlich, theuerste Freunde, scheue ich die Rolle des Lobredners; sie ist nicht popular in unsern Zeiten, und oft werden vielleicht bereitwilliger dem heftigsten Tadel edle Beweggründe zugeschrieben, als selbst einem gemäßigten Lob. — Unterdessen gefällt uns manche Blume, die wir einzeln mit Vergnügen betrachteten, wieder neu in der Verbindung mit andern; und unser Auge, durch dürre Steppen ermüdet, sehnt sich nach dem Anblick fruchttragender Felder. Dieser ist es, der unsern Muth erhebt und unsere Kräfte zu eigner Arbeit stärkt; und aus

solchen Gründen, wie auch aus aufrichtiger und billiger Achtung der Bemühungen unserer verdienstvollen Correspondenten will ich mit gebührender Bitte um Ihre Nachsicht einen etwelchen Versuch dennoch wagen, Ihnen wenigstens dasjenige zu berichten, was mir unter den drey Gesichtspunkten des Staatslebens, der Erziehung und der praktischen Religionsübung in der Geschichte des letztverflossenen Jahres besonders erfreulich erscheint.

Als merkwürdige Ereignisse treten vorerst in unserm Staatsleben die in verschiedenen Cantonen theils unternommenen, theils angebahnten, oder wenigstens verlangten Verbesserungen, Revisionen, oder nähern Bestimmungen der Verfassungen hervor.

Sie dürften es wohl mit Recht von meiner Seite ebenso anmaßend als überflüssig finden, wenn ich über den staatsrechtlichen Gesichtspunkt der Sache mich vor Ihnen noch äußern wollte, nachdem vor der obersten Bundesbehörde selbst, in den großen Räthen und vor

dem gesammten Publikum so manches Gewichtige darüber gesprochen worden ist; aber nicht umhin kann ich, theuerste Freunde, Sie wenigstens auf die allgemeine Richtung dieser Zeiterscheinungen aufmerksam zu machen.

Wurden sie irgendwo durch unedle Motive, Eigennutz, das Streben nach Vorrechten, die Umtriebe einer Parthey hervorgerufen? — Ich glaube es kaum. So wenig ich allerdings für jeden Einzelnen der Mithandelnden antworten möchte, so sicher glaube ich im Allgemeinen behaupten zu dürfen, daß das bewegende Prinzip nur ein rühmliches war. — „Die Stunde ist da zum Handeln“, sprach in der Versammlung der großen Räthe zu Luzern einer der Veteranen im Dienste des Vaterlandes, der Staatsrath Krauer — „Handeln wir gut, so werden unsere Nachkommen dereinst auf unsere Grabhügel deutend, sprechen: Dort ruhen sie, die Gebeine „unserer Vorväter; mögen sie im Frieden „ruhen! Sie waren es, die Edeln, die der „Menschheit höchstes Kleinod, die Freyheit,

„auf uns übertragen haben. — Handeln wir „schlecht, so werden sie sagen: Stoßet sie weg „von uns, diese Gebeine; sie gehörten jenen „Feigen und Unwürdigen an, die den Boden, „welchen die Natur selbst zum Genuß der „Freyheit schuf, durch Sclavensinn entweihten und uns den Untergang bereiteten.“

Gewiß ward diese edle Erhebung des Gemüths damals noch von manchem der Amtsgenossen des Sprechers getheilt.

Ebenso sind die mit Erfolg beendigte, Revision der Verfassung von Appenzell Inner-Rhoden, so wie die dort und in den äußern Rhoden seither angetragene neue Durchsicht der Landbücher vor den Augen unbefangener Eidgenossen gewiß schon durch die veränderten Zeitverhältnisse hinreichend gerechtfertigt, wenn auch nicht auf spezielle Bestimmungen dieser alten Grundgesetze wäre verwiesen worden, die der Entwicklung innerer Wohlfahrt, wie bisweilen auch der freundlichen Verbindung mit Nachbarn störend in den Weg treten.

Noch stärker fällt das Bedürfniß für Schwyz in die Augen, das seinen Bundesbrüdern nicht einmal die Gesetze vorzulegen im Stande ist, nach denen es sich selbst zu regieren behauptet; und eben so stark als bezeichnend sprach im versammelten Landrath der Landammann Benziger von Einsidlen: „Nur diejenigen von uns tragen Scheue vor „einer Verfassung, die gewohnt sind, im „Trüben zu fischen. —“

Wie ungleich man auch über die Zulässigkeit collektiver Petitionen urtheilen möge, was in dieser Beziehung im Canton Waadt geschah, wird kein billiger Beurtheiler den gleichzeitigen Vorgängen in den Niederlanden an die Seite stellen können. Die Waadtländischen Wahlformen enthalten wenigstens eine Bestimmung, die nahmentlich in dem Canton des Referenten sich einst als weniger zweckmäßig erwiesen hat und mit Nutzen abgeändert worden ist.

Abgesehen von den Persönlichkeiten im Canton Tessin, die, mit Gerechtigkeit zu

würdigen, diesseits des Gotthards immer etwas schwieriger seyn dürfte, sprechen die unbestrittenen Thatsachen, welche die bekannte Schrift über das Bedürfniß einer Revision der dasigen Verfassung enthüllt, so laut für diese Angelegenheit, daß die unedlen Motive kaum auf der Seite ihrer Vertheidiger zu vermuthen sind.

Den Revisionen der Verfassungen selbst sind diejenigen der Reglements für die stellvertretenden Versammlungen beynahe an die Seite zu stellen. Sind durch jene theoretisch die Rechte der Staatsbürger gesichert, so hindern oder unterstützen erst diese die Repräsentanten derselben in ihrer freyen Ausübung. — Als ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern wird daher in Zürich das neue Reglement für den Großen Rath angesehen, dessen Bedürfniß schon seit Jahren ausgesprochen, immer tiefer gefühlt, und am Ende allgemein anerkannt ward. — Aus welchem Geiste der Entwurf eines Reglements für den dreyfachen Landrath in Zug hervorgegangen, mag folgende Stelle aus seiner Einleitung zeigen:

„In Monarchien mag der Gesetzgeber dem
„Gesetze Kraft und Ansehen verleihen durch
„die Herrlichkeit, die seinen Thron umstrahlt;
„unser Volk aber kennt keinen andern Thron
„als die Erde seines Vaterlandes, und keinen
„andern Thronhimmel, als den über alle
„gleich gewölbten der Natur. — Wenn ein
„Gesetz bey ihm Kraft erhalten soll, so muß
„es dieselbe sich selbst durch seine Natur und
„die Macht der Ueberzeugung geben; wenn
„es sich aber einmal auf diesem Wege den
„Eingang in das Herz des Volks gebahnet
„hat, dann wird es ihm auch theurer als sein
„Leben; und in Tagen der Noth braucht es
„keines Herrschergebotes, damit das freye
„Volk für sein eigen Gesetz Gut und Blut
„freudig dahin gebe."

Endlich ward auch im Canton Aargau
das nähmliche Bedürfniß einer Revision des
Reglements für den Großen Rath empfunden,
und die einfache Anregung, die hiezu im Großen
Rathe selbst geschah, fand in dieser Behörde
sogleich vielseitige Unterstützung und Billigung.

Können wir nun aber mit Ueberzeugung die Beweggründe dieser verlangten, oder zu Stande gebrachten Verbesserungen rein und lobenswerth nennen, so dürfte man wenigstens in den mehrern Cantonen mit ähnlicher Befriedigung auf dasjenige blicken, was zu ihrer Ausführung überall auf constitutionellem Wege geschah oder angebahnt ward. — In Luzern, Appenzell, Waat, Aargau, Zug und Zürich waren es die Großen Räthe, bey denen die Sache eingeleitet, oder von denen sie durchgeführt wurde. In Außer-Rhoden sollten dieselben sich vorher mit der Stimmung in ihren Gemeinden bekannt machen. — In allen diesen Cantonen hindert nichts mehr die öffentliche Meinung, sich frey über vaterländische Angelegenheiten zu erklären und dadurch ihren gebührenden Einfluß auch im Saale der Stellvertreter des Volks sich zu sichern. — Nur in Schwyz und Tessin ist dieses nicht der Fall, und es darf von der Erledigung einer so hochwichtigen Angelegenheit durch Landrath und Großen Rath in

diesen Cantonen nur dann Ersprießliches gehofft werden, wenn diese Behörden selbst auf eine solche Weise zusammengesetzt sind, daß sie zugleich die Ansichten des achtbaren Theils ihres Volkes repräsentieren. In wie fern dieses der Fall sey, maße ich mir aus Mangel an Personalkenntniß nicht an, zu entscheiden.

Ungleich war hingegen der Erfolg dieser Verbesserungs-Vorschläge. — Während in Zürich und in Appenzell Inner-Rhoden dieselben einmüthig, in Luzern mit großer Mehrheit angenommen wurden, in einigen andern Cantonen der Entscheid noch bevorsteht, wies hingegen der Große Rath von Waat mit ebenfalls überwiegender Mehrheit die eingereichten Petitionen zurück; doch nicht ohne den Wunsch einer ferneren Prüfung dieser wichtigen Angelegenheit auszusprechen; lehnte mit weniger starker Ueberzahl auch der Landrath von Außer-Rhoden einstweilen das Gesuch ab, und richtete sich in Schwyz und Tessin die vollziehende Gewalt mit allen Hülfsmitteln dem gefürchteten Ansinnen zu begeg=

nen. — Kein Aufruhr, kein Entstehen von Faktionen, keine Widersetzlichkeit einer bearbeiteten Menge war hievon die Folge. Die Freunde der Verbesserung mochten sich unbefriedigt, gekränkt sogar finden, sie unterzogen sich willig, sobald auf constitutionellem Wege nichts zu erhalten war. *) Unterdessen können Vorschläge, für die vielleicht das Volk, oder die an sich selbst noch nicht reif waren, unter günstigeren Zeitumständen und in angemessenerer Form wiederhohlt werden. Die Befugniß, die Sache auf's neue anzuregen, ist durch das Vorgegangene gerechtfertigt, und selbst, wo der Widerstand jetzt noch am heftigsten ist, muß dennoch eine in dem Maße, wie das Bedürfniß dringender wird, fortschreitende öffentliche Meinung sicher Bahn brechen.

Das schönste Resultat aber jener Verbesse=

---

*) Die neuesten Ereignisse im Canton Tessin, worüber indeß die vollständige Aufkläruug noch zu erwarten steht, konnten dem Referenten damahls noch nicht bekannt seyn.

rungen, da, wo ihr Erfolg glücklich war, ist das Erwachen eines nationalen Selbstvertrauens. So wie zuverläßig die Mediations-Akte einst für unser Vaterland zum Rettungsbalken ward, so manches Zweckmäßige auch wieder die Restaurations-Verfassungen enthalten mögen, sie waren in stürmischen Zeiten unter gebietendem ausländischem Einfluß entstanden. — Erst in dem Maße, in welchem nach gemachten Erfahrungen und selbstständiger ruhiger Prüfung die Nation sie bestätigt, oder nach Gutfinden verbessert, werden sie ihr zum wahren Eigenthum, das sie aus Ueberzeugung lieben, mit aufopfernder Kraft vertheidigen kann.

Eine eben so erfreuliche Erscheinung in unserm Staatsleben ist: 2tens dann auch noch die fortschreitende Oeffentlichkeit. Es war eine Zeit, theuerste Freunde, sie ist noch jetzt für gewisse Leute, wo das Geheimniß für die Seele aller wahren Politik gehalten ward. Dieß weckte Mißtrauen des Volks gegen die Regierung, der Glieder derselben unter sich, der

Regierungen gegen einander. Der Schlauste herrschte, er herrschte durch Mittel, die er nicht hätte nennen dürfen. Der Glaube entstand, die Politik kenne keine Moral; er stieg aus den Cabinetten, aus den Rathsälen selbst in den Verkehr des bürgerlichen Lebens hernieder. Großherzigkeit und ritterliche Gesinnung verschwanden; und in den Zeiten der Noth stand die Nation gelähmt da, wie ohne Vertrauen, so ohne Liebe, ohne Thatkraft, ohne Hingebung. — Dieser Zustand ward um so viel gefährlicher, je mehr bey veränderter Kriegskunst die persönliche Tapferkeit und im Gefolge sich drängender Erfindungen die physische Kraft ihren überwiegenden Einfluß verloren. Ehmals fand doch in dieser noch der Verfolgte seine Rettung, und mit offner Stirne, die Hand am Schwert trat mancher gedrückte Vasalle vor einen Despoten hin. Jetzt sahen sich ganze Länder den ehrgeizigen, zermalmenden Combinationen irgend eines gewissen- und herzlosen Ministers dahin gegeben, und über Muth und Seelengröße triumphierte hohn-

lachend die feige, die niedrige List. Elende, eiserne, verschrobene Zeit, wo ein Richelieu, ein Mazarin groß genannt wurden! Der Tod und sein Schweigen verhüllten die endlosen Gräuel; der freysinnige Bürger fand sich isoliert, von Spionen umgeben, der biedere Krieger zum Schergen entwürdigt.

Doch die Vorsehung, unergründlich dem nicht hinreichend geschärften Auge in ihren einzelnen Führungen, aber bewundernswerth, wenn wir hinblicken auf die Entwicklung der Jahrtausende, schuf mit der Wunde, welche das Menschengeschlecht sich selbst schlagen sollte, das Heilmittel, und bildete aus dem Samenkorn, das dem oberflächlichen Beobachter nur Unkraut zu treiben schien, in stiller Sicherheit den überraschend hervortretenden edeln Stamm. — Denn nur, so lange sie Eigenthum weniger, oder einzelner Kasten blieb, konnte geistige Bildung gefährlich werden, allen leuchtend, wie Gottes Sonne, verbreitet sie Segen. Nur als ausschließendes Werkzeug der Herrscher, einer Sekte, einer Parthey,

und würde sie auch die liberale sich nennen, kann die Presse mißbraucht werden; allen geöffnet erzeugt sie zwischen Licht und Finsterniß den Kampf auf Leben und Tod, und das Licht wird siegen. Aus diesem Grunde dürfen wir uns freuen, daß in unserm Vaterlande die Zahl der öffentlichen Blätter sich verdoppelt hat, daß solche selbst in Cantonen erscheinen, wo früher vor jeder Publizität die ängstlichste Scheue herrschte, daß auch diejenige Parthey, welche Dunkelheit wünscht, statt nur Bannstrahlen gegen die Presse zu schleudern, sich vielmehr selbst ihrer zu bedienen anfängt, daß in 9 Cantonen, Luzern, Zug, Glarus, Appenzell, Aargau, St. Gallen, Waat, Genf und Zürich die Preßfreyheit entweder stillschweigend anerkannt, oder durch das Gesetz förmlich ausgesprochen, faktisch vorhanden ist. — Wie mangelhaft auch einstweilen noch die Formen, unter denen sie in's Leben trat, oder die Strafgesetze gegen ihren Mißbrauch seyn mögen, wir sind Neulinge in diesem Fache; auch damit wird es sich geben — wir

dürfen uns freuen, daß in Genf, Basel, Waat und Tessin die Bekanntmachung der Verhandlungen der Großen Räthe offiziell angeordnet, in Zürich, Luzern, Aargau, St. Gallen, Thurgau von Mitgliedern dieser Behörden sorgfältige und ausführliche Berichte über die wichtigern Verhandlungen bekannt gemacht wurden — findet auch in Basel und besonders in Tessin die öffentliche Mittheilung nur unter gesetzlich bindenden Formen Statt, werden auch jene von Mitgliedern ausgehenden Berichte noch hin und wieder mißbilligt, oder als nicht hinreichend genau angefochten, es sind erste mehr oder weniger sichere Schritte; das Urtheil darüber wird sich berichtigen, das Befriedigendere folgen. Wie auf solche Weise der Nation eine gerechte Würdigung ihrer Stellvertreter und Regenten möglich und das Vertrauen befestigt wird, so muß dieses auch durch jede anderweitige entgegenkommende Berücksichtigung geäußerter Wünsche geschehen. — Erfreulich war in dieser Hinsicht die in Bern und Zürich zum Behufe einzusendender

Bemerkungen öffentlich anerbothene Mittheilung der Entwürfe einer neuen Gesetzgebung im Fache des Civil- und Criminal-Rechts; erfreulich die von letzterm Stande erlassenen Verordnungen zu Sicherung des Staatsvermögens, die im Canton Wallis in Kraft übergetretenen Gesetze zu Einführung eines, den öffentlichen Credit befestigenden, Hypothekar-Systems, die für den Canton Schwyz gewiß höchst wichtige und einflußreiche Bildung eines Sanitäts-Collegiums und Annahme einer Medizinalordnung; erfreulich das vom Stadtrath in Basel öffentlich bekannt gemachte Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung des Zustandes und der Verwaltung aller Armenhäuser der Stadt, die den Gemeinden Trogen und Herisau zu Zerstörung bisheriger Vorurtheile abgelegte und durch den Druck übergebene Darstellung ihres Haushaltes, und gewiß noch manche andere ähnliche Thatsachen aus Stadt- und Landgemeinden, die dem Referenten hätten mitgetheilt werden, oder derselbe bey mehrerer Muße aus öffentlichen

Blättern hätte sammeln können. Alles, was dem Lichte den Weg öffnet, Bundesbrüder mit ihren Bundesbrüdern in engere und leichtere Verbindung bringt, kann nur von wohlthätiger Endwirkung seyn; und aus diesem Gesichtspunkte ist so sehr als aus dem merkantilischen noch dasjenige zu rühmen, was vielfach und fortwährend auch im Laufe des verflossenen Jahres für Straßen-Verbesserung geleistet ward, so am Gotthard, dann durch die Correktion des untern Hauensteins, durch die angebahnte Rhein-Correktion im Domleschg-Thale, durch die von den Gemeinden Zug und Walchweil, von der erstern mit einem Opfer von 30,000 Gulden, der Vollendung nahe gebrachte Fahrstraße längs des Zugersees; durch dasjenige, was mit Einsicht und Thätigkeit auch im Laufe des verflossenen Jahres die Herren Staatsrath Allet und Ingenieur Venetz in Wallis für die Straßen geleistet haben.

„Der häufige Gebrauch dieser Straßen," bemerkt einer unserer Correspondenten aus

dieser Gegend, „ist eine Art von Tripelerde,
„die mit jedem Tage etwas von unserer bäu=
„rischen Rohheit wegschleift, und uns immer
„stärker das Bedürfniß und die Vortheile
„besserer Bildung fühlen lehrt.“ —

So sollen wir uns also freuen, möchte
hier vielleicht gefragt werden, wenn auch noch
aus den letzten Zufluchtsörtern in unserm
Vaterlande Einfachheit der Sitten, die Ge=
nügsamkeit und stillen Tugenden, die an
Hirtenleben und Feldbau verknüpft sind, ver=
schwinden, der Frivolität, Genußsucht und dem
Luxus der Fremden selbst die einsamsten Al=
penthäler sich eröffnen und an die Stelle reiner
Empfindung und eines frommen Glaubens
Halb=Cultur, Weisheits=Dünkel und kalther=
ziger Egoismus tritt? Wenn das Gift des Neides
und der Verläumdungssucht, die Unbesonnen=
heit oder Frechheit der Zeitschriften auch den
letzten Rest von Ehrfurcht für Ordnung und
Regenten aus dem Herzen des Volks vertilgen,
ein schwindelndes Höherstreben die thörichte
Menge ergreift, jeder nur daran denkt, so

schnell als möglich die Schranken zu durchbrechen, welche Natur und Geburt um ihn gezogen haben, bis am Ende die ganze Nation im Fiebertaumel außer ihren Kreis gerückt, überspannt und ohnmächtig als Opfer des eignen Wahnsinns untergeht? —

Ich könnte, m. th. Fr., diesen Einwendungen einfach die eiserne Nothwendigkeit entgegensetzen, ich könnte hinwieder fragen: Wollen wir allein wider den Strom schwimmen, allein stehen bleiben, wenn Alles rings um uns vorwärts schreitet? Können wir den Nachbarn, ihren Bedürfnissen, ihren Gütern, ihren Ideen unser Land verschließen? Und würde unsere Felseninsel voll Gletscher hinreichen, eine isolierte Menschenmenge zu nähren, wie sie anderswo nur auf dem doppelten Raume zu finden ist? — Allein mein Glaube kennt keine eiserne Nothwendigkeit; er erblickt statt deren nur Gottes Weisheit und Liebe. Warum denn, spricht diese zu uns, soll eine meiner Gaben die andere verdrängen? warum neben Größe des Herzens nicht Stärke des

Geistes möglich seyn? Strömen nicht Licht und Wärme gleichmäßig von meiner Sonne aus? Sie geht euch auf, diese Sonne, wie sie Millionen meiner glücklichen Kinder jenseits des Weltmeeres schon lange geleuchtet hat. Diese segnen den wohlthätigen Strahl; ihr klagt, daß er blende. Thörichte! ist die Sonne Schuld daran, oder die Schwäche euerer Augen, die Hüllen, die ihr selbst darüber geworfen, die Schirmdächer, hinter die ihr voll weichlicher Scheue euch zurückgezogen habet? — Sie sind morsch geworden im Laufe der Zeiten, euch aber wachsen blühende Söhne heran; so gewöhnt denn mit vorsorgender Weisheit ihre noch jugendlichen Augen, daß sie das reine Licht der Sonne ertragen; es wird zugleich die Glut ihrer Herzen nähren, es wird sie läutern; mit Sicherheit werden sie auf gefahrvollere Bahn sich wagen dürfen, denn ihr geschärfter Blick wird den Abgrund erkennen, den eurem geblendeten Auge oft der Blumenteppich an seinem Rande verbarg. Sie ward verstanden diese

Stimme; auf das unumgängliche, auf das kräftigste Schutzmittel unter den Gefahren einer gährenden Zeit, auf dasjenige, was im Plane der Vorsehung, im Geiste der Religion, in den höchsten Bedürfnissen des Vaterlandes liegt, auf eine bessere Erziehung lenken sich überall die Blicke hin. Und dieses, theuerste Freunde, führt mich von selbst auf den zweyten Theil meines Berichtes hinüber.

Die Erziehung zerfällt in zwey Haupttheile: Die Elementar- und die Berufs-Bildung. — Die erstere hat es mit demjenigen zu thun, was Allen gemeinsames Bedürfniß ist, was sie zu Menschen, Bürgern und Christen macht. Es muß daher in einem freyen Lande die Elementar-Bildung für die Jugend aller Classen und Stände die nähmliche seyn; und, von diesem Grundsatze ausgehend, ward auch meistens dasjenige veranstaltet, was ich aus den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes von erfreulichen Fortschritten zu melden habe.

Als ein Gewinn in theoretischer Hinsicht sind vor Allem aus die von der gemeinnützigen Gesellschaft gesammelten und ihrer letztjährigen Versammlung zu Bern vorgelegten Ansichten, Erfahrungen und Räthe der einsichtsvollsten unserer schweizerischen Pädagogen über die zweckmäßigste Art der Bildung von Elementar-Lehrern anzusehen. — Die reichhaltige Arbeit ist unter der Presse; deßnahen genügt es hier, darauf hingewiesen zu haben. — Sodann sind es 3 Cantone, Thurgau, Appenzell-Außer-Rhoden und Zürich, in denen während des verflossenen Jahres eine umfassende Revision des Elementar-Schulwesens theils eingeleitet, theils zu Stande gebracht ward. — Da aus dem ersten dieser Cantone nichts eingerichtet worden, so bin ich nicht vermögend anzugeben, wie weit die wichtige Angelegenheit dort fortgeschritten sey; nur weiß ich, daß sie mit Eifer betrieben wird. — In Appenzell hingegen ward die erneuerte Schulordnung von dem Großen Rathe bereits angenommen. Zufolge derselben wird eine Cantonal-Aufsicht

über die Schulen angeordnet. Den Lehrern liegt die Verpflichtung ob, sich auf ihren Beruf so vorzubereiten, daß sie eine Prüfung vor derselben bestehen können; auch die schon früher angestellten Lehrer haben sich noch einer solchen zu unterwerfen. Zu ihrer Fortbildung wird ihnen der Besuch von Conferenzen empfohlen, und für diese erschien bereits ein von den Lehrern selbst bearbeitetes Reglement. Jedem von der Schul-Commission tüchtig erfundenen Lehrer werden aus dem Landes-Seckel 100 Gulden an die Kosten seiner Bil-ung bewilligt. Ein im September erlassenes chulmandat verweist das gesammte Volk a[illegible] die Wichtigkeit einer bessern Kinder-er[illegible]hung, und fordert die Vorsteher der Ge[illegible]inden zu möglichster Beförderung der F[illegible]schulen auf. — Eine merkwürdige, [illegible]esem Mandat enthobene, und den Fortschritt des Schulwesens bezeugende Thatsache ist, daß im Jahr 1805 in Außer-Rhoden sich 59 Schulen, worunter 28 Freyschulen, mit 2100 Schülern fanden, und gegenwärtig

73 Schulen, worunter 41 Freyschulen mit 3500 Schülern.

In Zürich gehört dem Großen Rathe das Verdienst, die Verbesserung angeregt zu haben. Derselbe sprach nähmlich schon in der Wintersitzung von 1828 seine Bereitwilligkeit aus, dem wichtigen Fache des Elementar-Schulwesens, das in der jährlichen Staatsrechnung mit einer zu geringen Summe erscheine, verhältnißmäßig größere Hülfsmittel zuzuweisen.

Da gleichzeitig auch das Bedürfniß von Reformen in einigen höhern Lehranstalten eintrat, so empfing der Erziehungsrath vom Kleinen Rathe den Auftrag, einen umfassenden Bericht über den Zustand des gesammten Schulwesens nebst geeigneten Vorschlägen zu dessen Verbesserung einzugeben. So weit dieser bereits vollendete Bericht das Elementar-Schulwesen betrifft, gründet sich derselbe auf sehr detaillierte Angaben der sämmtlichen Schulinspektoren und Pfarrämter des Cantons. Die vom Erziehungsrathe ebenfalls angenom-

menen und zur Ueberweisung an die Regierung bereit liegenden Vorschläge befassen die gesetzliche Stellung der Schulen, die ökonomischen Verhältnisse derselben, die Lehrfächer, die Lehrerbildung und die Beaufsichtigung. — Der leitende Grundsatz ist: Die Elementar-Schule soll Gemüth und Denkkraft der Kinder harmonisch entwickeln, weniger durch Mannigfaltigkeit der Lehrfächer als durch gründliche Behandlung der wichtigsten. — Unter diesen letztern tritt vornähmlich die Muttersprache hervor. Die Richtung des Unterrichtes soll religios und vaterländisch seyn, was vorzüglich bey der Wahl des Lehrstoffes zu berücksichtigen ist. Die Lehrerbildung soll nicht bloß auf theoretisches Wissen, sondern vorzüglich auch auf praktische Tüchtigkeit berechnet seyn. Zu diesem Ende werden Normal-Schulen vorgeschlagen mit gleichzeitigen wissenschaftlichen und Uebungs-Cursen, so wie dann für diejenigen, die aus eignem Antrieb noch eine erweiterte Bildung wünschen, oder für obere Elementar-Classen und

Sekundar-Schulen bestimmt sind, eine Central-Schule, welche aber ebenfalls sorgfältig auf das religiose Prinzip zu begründen und möglichst aufs Praktische zu leiten ist. — Die Kosten der Lehrerbildung und der Beaufsichtigung trägt der Staat; diejenigen der Lehrmittel, der Besoldung, der Schulbauten fallen theils auf die Eltern, theils auf die Gemeinden. Die außerordentliche und nothwendige Nachhülfe, zu welcher indeß auch hier der Staat sich bewogen finden dürfte, würde den Charakter einer Unterstützung, jedoch nicht der Gemeinden selbst, sondern ihrer bedürftigeren Individuen annehmen. *)

---

*) Erst nach Vorlegung des Berichtes erfuhr der Referent, daß auch in Nidwalden im Laufe des verflossenen Jahres wesentliche Verbesserungen des Elementar-Schulwesens Statt gefunden hätten, theils durch Aufstellung eines besondern Schulrathes; und durch Anordnung von Schulvorsteherschaften für die einzelnen Gemeinden, theils durch Aussetzung einer jährlichen Summe von 300 Gulden für Gehaltserhöhungen und andere zweckmäßige Einrichtungen. Ebenso empfing er den vom Großen Rathe

Geleitet ebenfalls von rühmlichem Eifer für Verbesserung hat auch der katholische Rath in Glarus der Landsgemeine seiner Confession den Antrag zu künftiger Beaufsichtigung und Leitung der Elementar-Schulen durch eine besondere Commission gemacht. Bekanntermaßen wurde derselbe verworfen, soll aber im nächsten Jahre erneuert werden. Der evangelische Rath hat seiner Schulkommission auf ihren Antrag hin einen jährlichen Credit

---

in Luzern nunmehr angenommenen Gesetzesvorschlag über das gesammte Erziehungswesen des Cantons. Derselbe betrifft die Organisation und Competenz des Erziehungsrathes, die Beaufsichtigung der sämmtlichen Landschulen durch einen Referenten dieser Behörde, so wie durch acht von dem Kleinen Rathe auf den Vorschlag des Erziehungsrathes gewählte Schul-Commissionen, die Bildung der Schullehrer durch ein Seminar und vorbereitende Musterschulen; die Wahl und erforderlichen Eigenschaften der Schullehrer, ihre Besoldung mit 100—200 Franken neben freyer Wohnung aus der allgemeinen Erziehungs-Casse unter Nachhülfe des Staates; die Eintheilung der Schulen, die Schulzeit, die Lehrmittel und Lehrfächer; diese letztern

von 20 Louisd'or eröffnet, um durch diese zwar kleine, aber mit den beschränkten Staatskräften im Verhältniß stehende Summe, den Einfluß dieser Behörde factisch zu vergrößern, indem das Schulwesen von den meisten Gemeinen noch ausschließend als ihre Angelegenheit betrachtet, und deßnahen nicht überall gleich gut geleitet wird. Unterdessen läutern sich die Begriffe mit jedem Jahre, vorzüglich auch durch Anschauung der Resultate besserer

---

sind Religions- und Sittenlehre, die Deutsche Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Gesang. Sodann sollen in Zukunft in den verschiedenen Theilen des Landes wenigstens acht Sekundar-Schulen bestehen, als deren Lehrfächer, Religions- und Sittenlehre, so wie Deutsche Sprache in höherem Umfang, die gemeinnützigen Kenntnisse, Schreiben in seiner vollkommneren Anwendung; Rechnen, nebst Meßkunst und Buchhaltung und Linear-Zeichnung benannt sind. Auch der Wirkungskreis und die Unterrichtsweise an den höheren Lehranstalten werden bezeichnet. Es sind dieselben, das Gymnasium für Vorbildung, sodann das Lyzäum, sowohl für die allgemeine wissenschaftliche, als für die theologische Bildung und das polytechnische Institut.

Schulen wie z. B. derjenigen von Bilten, und als Beweis, daß auch von einzelnen Gemeinen bereits mehreres geleistet worden sey, führt unser Correspondent nachstehende Thatsachen an: die Errichtung einer Art von Realschule in der Gemeine Schwanden, sowie die ebendaselbst für den Ankauf eines geräumigern Schul=Lokals gesammelte Steuer von 1400 bis 1500 Gulden; die Erwählung eines Oberlehrers an die Gemeindeschule von Mollis mit der Verpflichtung für den gewählten fähigen jungen Mann, vor Antritt seines Amtes noch eine gute Bildungsanstalt zu besuchen. Da jedoch das bisherige Schulgut zu Bestreitung der ihm zugesicherten Besoldung von 40 Louisd'or nicht hingereicht hätte, so nahm man auch hier zu freywilligen Beyträgen seine Zuflucht, welche die Summe von 3400 Gulden ertragen haben. Durch Auflösung einer wenig bedeutenden Nebenschule, in deren Folge sich eine größere Anzahl von Aeltern der seit länger als 40 Jahren bestehenden Privat=Lateinschule angeschlossen haben, ward es

möglich, auch an dieser einen zweyten Lehrer anzustellen. Ueberhaupt arbeiten in diesem Augenblick sämtliche evangelische Gemeinden mehr oder weniger an Verbesserung ihrer Schuleinrichtung und benutzen die durch den Zufluß der Wiener=Receßgelder bewirkte Aeuffnung ihrer Schulfonds — die einen — wie z. B. Enneda, zu Erbauung eines neuen Schulhauses, andere zu besserer Besoldung ihrer Lehrer, und noch andere zu Vermehrung des Lehrapparats. Die meisten Schullehrer zeigen redlichen Willen, nur mangelt es leider der Mehrzahl an genügender Bildung. Als Nachhülfe dienen die im Jahr 1826 angeordneten, seit dem letzten Sommer von dem würdigen Herr-Pfarrer Heer in Glarus geleiteten Conferenzen, so wie die theils aus Geschenken, theils periodischen Geldbeyträgen der meist armen Mitglieder des Schullehrervereines gestiftete kleine Bibliothek, welche sich fürohin auch einer Unterstützung von Seite des Schulrathes zu erfreuen haben wird.

Aus St. Gallen gehören, in Ermanglung

andrer Berichte, wenigstens folgende ehrenvolle Angaben aus dem Erzähler vom Juni 1829 hieher: „Von sechs zu sechs Jahren legen die „Oberbehörden beyder Confessionen die Ueber=„sicht ihres zwar getrennten, aber einsinnig im „frühern guten Geiste geleiteten Erziehungs=„wesens der Regierung und gedruckt dem „Publikum vor. Dießmahl traf die Reihe die „Katholiken, deren Bericht auch nicht gemeine „Vorschritte aufweist.“ Seit sechs Jahren wurden 11 neue Schulen errichtet, 26 Schul=häuser erbaut und 42 erneuert; die Schul=Capitalien wurden um 63127 Gulden vermehrt, die Schullehrer=Salarien um 4313 Gulden verbessert. Die Gesammtübersicht weist 118 eigene Schulhäuser der Gemeinden und wo keine solche sind, 26 eigene und 63 gepachtete Schulstuben, 234655 Gulden an Schul=Capi=talien und 21452 Gulden für Lehrerbesoldun=gen, endlich auf 13938 schulpflichtige Kinder 209 Schulen und Lehrer. In diesen sechs Jahren unterstützte der Administrations=Rath die Gemeinden mit 14700 Gulden. Von der

Regierung erhielt jede Confession 12000 zu diesem Zwecke; dann wurden 4362 Gulden an den Unterricht der Schullehrer und 1210 Gulden an ihre Conferenzen verwendet.

Für Neuchatel, wo die Schulen durchaus als CommunalAngelegenheit betrachtet werden, hat indessen zu Hebung des Elementar-Unterrichts durch eine Ordonnanz vom October des verflossenen Jahres der König von Preußen eine jährliche Summe von 6000 Schweizerfranken an die Verfügung einer Commission von 15 Mitgliedern aus den verschiedenen Theilen des Cantons gestellt. Es soll diese Summe theils zu Stiftung neuer Schulbesoldungen, theils zu Verbesserung der bestehenden verwendet werden. In der Hauptstadt wird neben einer Schule für arme kleine Kinder, die bereits existierte, noch eine zweyte errichtet und auch sogleich durch das Legat von 40000 Franken einer Mslle. Dupasquier ausgesteuert. In Wallis ist durch den verdienstvollen Chorherrn Bertold, einen der unterrichtetesten Männer des Cantons, zu Sitten eine

Normal=Schule errichtet worden, welche sehr wohlthätig zu wirken anfängt. In verschiedenen Elementar=Schulen findet sich der wechselseitige Unterricht eingeführt. Unser Correspondent rühmt den Erfolg desselben, ganz vorzüglich unter der geschickten Leitung des Herrn Ransis in Martigny.

Unter den Bemühungen von Privatvereinen für Verbesserung des Elementar=Schulwesens darf angeführt werden, daß derjenige in Zürich im verflossenen Jahr neben seiner Ausgabe von Gulden 1500 für erhöhete Besoldung noch 600 Gulden an die Bildungskosten von Schullehrerzöglingen verwendet hat, die meist dem mit ebensoviel Thätigkeit als Uneigennützigkeit geleiteten Lehrcurse des Herrn Pfarrer Wirz beywohnten; daß die Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel durch ihre letztjährigen gedruckten Berichte über den sonntäglichen Elementar=Unterricht, sowie über die sogenannte amerikanische Schreibmethode gezeigt hat, daß sie auch diesem wichtigen Zweige ihres umfassenden Geschäftskreises

fortwährend ihre Aufmerksamkeit zuwendet; und daß in Chur im Laufe des letzten Jahres ein erster und zweyter Bericht über Stand und Wirksamkeit eines Vereines zu Verbesserung des evangelischen Volks-Schulwesens erschienen ist. Dieser Verein, bereits auf 300 Mitglieder aus allen Ständen angewachsen, sucht hauptsächlich durch Verbreitung von guten Volksschriften und Mittheilung besonders von Schulbüchern nützlich zu seyn. Er hat sich in neun Kreis-Conferenzen getheilt, die ihre Protokolle an die Hauptversammlung zum Behufe des allgemeinen Jahresberichtes einsenden. Eine Arbeit, die von demselben unter Billigung und Beyhülfe des Kirchenrathes unternommen ward, — nächstens erscheinen soll, und als solide Grundlage künftiger Verbesserungen betrachtet werden darf, ist ein General-Conspekt über den gegenwärtigen Zustand des evangelischen Volks-Schulwesens im Canton.

Endlich darf bey dieser Gelegenheit auch die kürzlich erschienene Schrift des Herrn von

Fellenberg, veranlaßt durch die Verhältnisse der Linth-Kolonie, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wie verschieden auch das Urtheil über des Verfassers eigenthümliche Ansichten und Vorschläge sich gestalten mögen, der Aufruf zu Erhaltung einer Anstalt, für welche das gemeinsame Vaterland und ganz besonders der Canton Glarus so edelmüthige Opfer gebracht hat, ist beherzigenswerth, und es bleibt wenigstens ein erhebender Gedanke, daß auf dem nähmlichen Boden, den die vereinte Nationalkraft von physischem Verderben gerettet hat, in einer neuen, ebenfalls durch harmonisches Zusammenwirken aller Eidgenossen gegründeten, Schutzanstalt gegen moralische Ausartung das würdigste Denkmahl dessen gesucht würde, der einst so wohlthätig hier gewirkt hat. Herr von Fellenberg hat sich an die Regierungen der Cantone gewendet. Die Schwierigkeiten der Ausführung werden von diesen zuverläßig erwogen werden. Eine andere nationale Bestimmung, als diejenige einer Pflanzstätte

ausgezeichneter Elementar-Lehrer, ließe sich für die Anstalt kaum gedenken. Kann die Ausführbarkeit dieses Zweckes vorzüglich durch Nennung geeigneter Personen und ganz besonders eines Direktors gezeigt werden, der der andern Confession gefällt, ohne um deßwillen der eigenen zu mißfallen, der das Hülfsmittel zur religiösen Erziehung, dieser Grundlage aller Elementar-Bildung in seinem eigenen praktischen Christenthum findet, der auf einem hohen wissenschaftlichen Standpunkt dennoch alle Reinheit des Gemüthes beybehalten hat, um seine Zöglinge in das Heiligthum des Kindersinnes einzuführen, der ebenso frey von modernen Schwindel-Theorien als von Casten-Vorurtheil das Volk weder von vorne herein an Erdscholle und Webstuhl binden, noch in Sprüngen zu den Nebel-Regionen eines täuschenden Weisheitsdünkels führen will; der es versteht und seine Zöglinge lehren kann, schon in zarten Kinderherzen jenen Keim der Charakterstärke zu entwickeln, an welcher gefahrlos späterhin

auch ein wechselndes Lebensschicksal vorübergeht; dann dürfte der schwerste Stein gehoben, und wenn auch einzelne Cantone für ihre unmittelbaren Bedürfnisse bereits gesorgt hätten, bey denjenigen so mancher anderen die unzulänglichen ökonomischen Hülfsmittel kaum zu befürchten seyn. Mit Verehrung vernahm einst die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft von einem solchen Manne die Grundsätze seiner Elementar-Bildung. Er ward seither für den eigenen Canton in Anspruch genommen. Möge dieses auch für das gemeinsame Vaterland auch noch möglich seyn!

Hat nun die Elementar-Bildung ihr Ziel erreicht, sind durch dieselbe Verstand und Herz angeregt, ihre Fähigkeiten und Kräfte entwickelt worden, so folgt die Berufs-Bildung. Auch bey dieser ist zwar fortwährend das Gemüth zu berücksichtigen; aber stufenweise treten doch immer mehr die scientifischen Bedürfnisse hervor. Es handelt sich um Geschick, Kunst und Wissenschaft. Im Allgemeinen läßt sich indeß eine gedoppelte Richtung der Berufs-

Bildung unterscheiden, die reale und die ideale, oder vielleicht richtiger ausgedrückt, die technische und die classische. Dieses ist indeß keineswegs so zu verstehen, als ob dem technischen Studien=Gang alles Ideale, oder dem classischen alle Real=Kenntniß fremde bleiben dürfe; nur wird die eine, oder die andere Tendenz immer vorherrschen.

Unter demjenigen, was das verflossene Jahr für die technische Bildung Erfreuliches brachte, gebührt unstreitig der neu eröffneten Real=Schule in Bern der erste Rang. Der Reichthum der Lehrfächer, das Großartige der ganzen Anlage und der ökonomischen Ausstattung der Anstalt, die derselben zugewendete Theilnahme, die Wahl der Lehrer lassen schöne, für Bern gewiß tief einwirkende, Resultate erwarten. In Luzern hat die Stadtbürgerschaft einen jährlichen Zuschuß von 1000 Franken decretirt, um theils die Besoldungen der Lehrer an den Bürgerschulen zu erhöhen, theils einen Lehrer mehr anzustellen; der Flecken Münster aber hat aus

eigenen Mitteln eine Sekundar-Schule errichtet. Zu Schwyz durfte von einer Gewerbsschule wenigstens öffentlich gesprochen werden. Das dortige Volksblatt, welches, sehr verständig redigirt, gewiß alles leistet, was unter den obwaltenden Umständen zu Anregung des Bessern gethan werden kann, enthielt in mehrern seiner Nummern im Anfange des Jahres über Anlegung einer solchen herzliche und einfache Vorschläge. In Einsideln ward durch die dortige Lesegesellschaft eine freye Sonntagsschule gestiftet, wo Französische und Teutsche Sprache, Anleitung zu Aufsätzen, Zeichnen und einige andere Realien gratis gelehrt werden. Die HHn. Rathsherr und Landschreiber Kälin befinden sich selbst unter den Lehrern. Die Zeichnungsschule in Basel hat im Verlauf des letzten Jahres eine neue Organisation, und durch die Güte des dasigen Stadtrathes in dem sogenannten Margräfischen Hofe ein Local erhalten, wie sich, dem Berichte zufolge, dessen weit und breit keine ähnliche Anstalt erfreut. 143 Schüler in fünf Classen abgetheilt,

benutzten den Unterricht, über dessen stufenweise Entwicklung der gedruckte, dem Jahresberichte der Gesellschaft zu Beförderung des Gemeinnützigen und Guten beygelegte Rapport belehrt. — Auch die Direktion der technischen Lehranstalt in Zürich hat durch Anstellung eines aus Deutschland vozirten Lehrers der mathematischen und architektonischen Zeichnung derselben eine zweckmäßige Erweiterung gegeben. Höchst wohlthätig für die Berufsbildung künftiger Ackerleute und Handwerker ist auch dasjenige, was im verflossenen Jahre zu festerer Begründung der landwirthschaftlichen Schule bey Basel und derjenigen in der Schurtanne bey Trogen geleistet ward. Für die erstere ward nach Revision ihrer Statuten ein weitläufiges Gut des Spithals mit 220 Jucharten Landes auf 24 Jahre in Pacht genommen, wo zugleich ein Gebäude errichtet werden soll, über welches der Accord mit 16800 Franken geschlossen ist. Diese bedeutenden Ausgaben vermag die Anstalt aus

eigenen Kräften zu bestreiten. Auch die, hauptsächlich für Waisen bestimmte, Schule in der Schurtanne, wo neben einem gründlichen Elementar-Unterricht zugleich noch derjenige im Weben ertheilt wird, ist im Laufe des verflossenen Jahres gewissermaßen neu begründet worden, indem durch zwey neue Geschenke der Herrn Caspar Zellweger und Oberst Honerlag, jedes von 2000 Gulden die Gemeine Trogen zu definitiver Zusicherung der fernern Unterhaltung derselben auf den bisherigen Fuß bewogen ward.

Mit Erfolg wurde in den meisten der erwähnten Anstalten für technische Berufsbildung eine einseitige materielle Richtung vermieden. Fortgesetzter Religionsunterricht, und Lehrfächer von allgemeinem Interesse, wie Musik, Naturgeschichte, Geschichte und Erdkunde, neuere Sprachen, nicht bloß für das Comptoir-Bedürfniß betrieben, erheben den Geist über den niedrigen Standpunkt einer ausschließend auf Gewinn und Erwerb berechneten Industrie, indem sie zugleich die edlern Empfindungen der

Vaterlandsliebe und des Gemeinsinns beleben und unterhalten.

Indem die classische Bildung den Jüngling in die entschwundene Kraftwelt der Griechen und Römer einführt, steigert sie seine Gemüths- und Geisteskräfte zur Richtung auf ein höheres, ideales Ziel. Ohne diese würde der künftige Staatsmann, Gesetzgeber, Richter, Arzt, Gelehrte im Kampfe gegen die Masse von Vorurtheilen, Sophismen, unreifen Systemen, gegen Leichtsinn und Frivolität auch im geistigen Streben untergehn. Selbst das Christenthum wird erst von demjenigen, der das classische Alterthum kennt, in seiner welthistorischen Größe und universalen Bestimmung vollkommen gewürdigt werden, wie im Plane der göttlichen Weltregierung die Erziehung des Menschengeschlechts durch nationale und confessionelle Formen der höhern durch die Macht der Idee vorangeht.

Es sey daher, um zu beweisen, daß auch diese classische Richtung der Berufs-Studien im Vaterlande fortwährend berücksichtigt und

in ihrer Wichtigkeit anerkannt werde, die Stelle hier angeführt, wodurch in dem Entwurf einer erneuerten Schulanstalt für die Stadtgemeine Zug, die vorgeschlagene Einführung der griechischen Sprache gerechtfertigt wird: „In der „Reihe der neuen Lehrgegenstände des revi„dirten Schulplans befindet sich ferner die „griechische Sprache. Der Grund für die „Einführung dieses Idioms in unser Gym„nasium ist so wichtig als einleuchtend. So „wie in der Lateinischen, ja noch in weit „höherem Maße sind die Schätze einer frühern „glänzenden Culturperiode in dieser Sprache „niedergelegt. Wer die größten Weltweisen, „Dichter, Redner und Geschichtschreiber des „Alterthums aus den Quellen will kennen „lernen, muß griechisch verstehen. Aus den „Schätzen griechischer Litteratur bereicherten „sich die Römer. Im schönen Hellas sind „die Originale geschaffen worden, im später „aufblühenden Rom nur die Copien. Soll„ten wir also nicht unsern den Wissenschaften „sich weihenden Jünglingen ebenso gut jene

„Urwerke, als die spätern Nachbildungen zum
„Muster aufstellen? Aber es spricht noch ein
„höherer Beweggrund für die Einführung der
„griechischen Sprache. Sind ja die heiligen
„Bücher unsrer Religion größtentheils in ihr
„geschrieben, oder uns überliefert worden.
„Wie werth muß also deren Studium dem
„künftigen Theologen, ja jedem wissenschaft-
„lich gebildeten Christen seyn!“ Dieser Ent-
wurf, dessen interessante Analyse kürzlich in
einem öffentlichen Blatte erschien, und der
durch die Sorgfalt bemerkbar ist, womit neben
der wissenschaftlichen zugleich auch die prak-
tische und die Gemüthsbildung der Jugend
zu erzwecken gestrebt wird, ist von dem Rathe
zu Zug unter Zuzug der Landräthe der Stadt
genehmigt worden, und soll nun nächstens der
versammelten Bürgergemeine vorgelegt wer-
den, von welcher die dazu erforderlichen Fonds
zu bewilligen sind.

Ebenso wird nächstens der Zürcherschen
Regierung durch den Erziehungsrath der von
den sämmtlichen Lehrern am Carolinischen

Gymnasium entworfene und vorberathene Plan zu einer zeitgemäßern Organisation auch dieser Lehranstalt vorgelegt werden, von welcher noch seit frühern Jahrhunderten durch alle Classen die theologische Richtung gewissermaßen vorherrschte. In Zukunft sollen die fakultativen Studien von der allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung schärfer getrennt, und für den theologischen Unterricht daher, wie auch für die ärztlichen und Rechtsstudien solche existiren, eine besondere Anstalt mit einer propädeutischen und einer absolutorischen Classe gestiftet werden.

In Freyburg hat der Große Rath den Bau eines Lyzäums beschlossen, das übrigens durch Verbindung mit dem Jesuiten-Collegium das nöthige Gepräge erhalten soll; auch in Neuenburg beginnt nach großartigem Plane ein neues Gymnasial-Gebäude sich zu erheben. Wesentliche Erweiterungen des Lehrplans und neu begründete Lehrstellen sind damit verbunden. Aus Wallis wird die Entstehung einer

Ecole de droit unter der Leitung eines Herrn Professor Cropp berichtet.

Die Hochschule in Basel hat sich durch die Berufung mehrerer rühmlich bekannter neuer Lehrer bereichert. Einem derselben, uns allen, als ehemahliger Vorsteher dieser Gesellschaft, in verehrtem Andenken, ist das beneidenswerthe Loos geworden, den vaterländischen Jüngling durch eine der erhabensten Wissenschaften zur Selbstkenntniß und Selbstveredlung, und auf diesem untrüglichen Pfade zur lohnenden Anschauung des ewig Wahren und ewig Schönen zu führen.

Noch muß ich diesem Abschnitte wenigstens die kurze Erwähnung dessen anreihen, was mehr im Allgemeinen in wissenschaftlichem Sinne und für die Wissenschaft unternommen, oder überhaupt zu Beförderung einer wahren Aufklärung unsers Volkes geleistet ward. So die kühnen Alpenreisen des Herrn Professors Hugi in Solothurn, die edelmüthige Handreichung des dortigen Stadtrathes

zu besserer Aufbewahrung der Bibliothek und des Naturalien-Cabinets; die Schenkung des mineralischen Cabinets des Hrn. alt Stadtrath Bernoulli an das naturhistorische Museum der Hochschule in Basel, sowie diejenige der Bibliothek und mathematischen Instrumente des Herrn Professor Huber daselbst an die Regierung zu deren gutfindender Disposition; die Oeffnung der Bibliothek der Cantonsschule in Trogen zu allgemeinem Gebrauch; die Aeuffnung und loyale Benutzung der Gesellschaftsbibliothek in Herisau; die von der ökonomischen Gesellschaft in Luzern errichtete besondere Section für Verbesserungen im Erziehungswesen; der gemeinsame Entschluß einiger Herrn Oberamtmänner im Canton Bern für ihre Aemter ein belehrendes und anregendes Volksblatt zu begründen; das Bestreben der eidgenössischen Künstlergesellschaft, einen Verein zu Belebung vaterländischer Kunst zu begründen; die Vorlesungen Monards, das litterarische und artistische Streben in Genf, und wie viel andres Einzelnes,

das gewiß dem Referenten noch hätte mitgetheilt werden können.

Aber es ist Zeit, daß ich noch mit einem kurzen Hinblick auch auf dasjenige, was aus dem Standpunkte einer practischen Religionsübung uns als erfreulich sich darstellt, meinen Bericht beendige. Zwar wissen Sie alle mit mir — theuerste Freunde — daß gerade die edelsten Handlungen oft am wenigsten zur Kenntniß der Welt gelangen und daß der wahren Tugend das stille Bewußtseyn und der Beyfall des Höchsten genügt; aber gerade weil das Gute so oft weniger ans Licht gezogen wird als das Böse, sucht ein selbst zu Edlerem unfähiger Egoismus nur zu gerne seine Waffen in dem anscheinenden Uebergewichte des Letztern. Darum also, damit der Glaube an das Bessere im Menschen, damit besonders derjenige an das Fortschreiten eines geläuterten Christenthums bey uns sich lebendig erhalte, zu eigener Anregung erlaube ich mir, Sie an die thätige Menschenliebe während der Kälte des verflossenen Winters

zu erinnern; an die reichen Gaben, die auf den ersten Aufruf in Luzern, Basel, St. Gallen, Zürich, die auch in kleinern Orten, wie Biel, Nidau u. s. w. zusammen kamen; an die Steuern für Schüpfheim von protestantischen, wie von katholischen Eidsgenossen, an die Unterstützung, die Basel und Genf den Nachbarn auch außer der eidsgenössischen Grenze zukömmen ließen, an die Summe, welche den Wasserbeschädigten in Ost-Preußen geschickt ward. Neben diesen größern und außerordentlichen Anstrengungen, entstanden die Vereine für Heimathlose, es ward in Luzern ein Cantonal-Irrenhaus, in Neuchatel ein Altersspital gegründet; es ging die Privat-Wohlthätigkeit fort, zeigte sich sogleich, wo irgend ein neues Bedürfniß zur allgemeinen Kenntniß kam. Auch ihr ward die Oeffentlichkeit zum wohlthätigen Vehikel. Bisweilen nahm sie, nur um so liebenswürdiger, den Charakter heiterer Festlichkeit an. Ich erlaube mir als Beleg hiefür die Anführung nachfolgender Anekdote aus der neuen Schweizerzeitung: „Den 27. Januar

hatte in dem, noch zum Trubthale gehörigen, Dörfchen Kröschenbrunnen, eines der genußreichsten und anmuthigsten Freudenfeste Statt, zu dessen Feyer katholische und reformierte Brüder in trauter Harmonie sich versammelten. Nachdem nähmlich schon früher die vermöglichen und wohlthätigen Einwohner des Amtsbezirks Signau ihren brandbeschädigten Nachbarn von Schüpfheim im Entlibuch an freywilligen Geldbeyträgen Franken 500 gesteuert hatten, so sollten diese nun auch noch das ihnen mangelnde Bau-Materiale an Holz von jenen in Empfang nehmen, und es stand zu erwarten, daß die Truber, deren mittelmäßiger Reichthum hauptsächlich in schönen Waldungen besteht, obgleich sie auch in den Geldsteuern nicht zurückblieben, sich hierin um so mehr auszeichnen würden, da sie, aus Anlaß der Einäscherung ihres schönen Gemeind-Spitals, von den Brüdern in Schüpfheim die thätigste Beyhülfe erfahren hatten. Einer gegenseitigen Abrede zu Folge, wurde dann heute das sämmtliche von Trubischen Partikularen an die Wiederaufbauung

der abgebrannten Wohnungen in Schüpfheim gesteuerte Holz, bestehend in 35 Sägehölzern von 30 — 32 Bautannen (denen auch die Holzbeyträge von Langnau und aus dem Schangnau folgen werden), von den Gebern selbst in wohlgeordneten Schlittenzügen bis an die Gränzen des Entlibuchs abgeführt, und daselbst von den ihnen nach Kröschenbrunnen entgegen gekommenen Schüpfheimern abgeholt, worauf die Besteuerten ihre Wohlthäter mit Suppe, Fleisch und Wein gastfreundlich bewirtheten, und Alle sich der ungetrübtesten Freude überließen."

Was diese Erzählung noch doppelt erfreulich macht, ist die Confessions-Verschiedenheit der G[illegible]r und der Empfänger. Von so liebreicher gegenseitiger Gesinnung zeugen auch andere Thatsachen noch. Wenn zu Romanshorn die katholische und reformierte Gemeine sich zum gemeinsamen Ankauf ihrer Glocken verbindet, jene aus Zartgefühl gegen die protestantischen Brüder den Altar in der Kirche etwas rückwärts setzt, diese in Erwiederung

den Katholischen unentgeldlich die Sacristey baut; wenn man in der Kirche zu Zofingen den Sängerchor, mit demjenigen von Olten vereinigt, das erhabene: „Wir glauben alle an einen Gott“ anstimmen hört, ist dieses nicht der Geist der heiligen Lehre, zu der wir uns alle bekennen, der Wurzel geschlagen hat, der sich verbreitet im Vaterlande und den Eidgenossen verbürgt, daß ihre Geschichte kein zweytes Cappel, kein neues Vilmergen mehr nennen wird? Hat nicht in diesem Geiste auch das Volk von Appenzell Inner-Rhoden gehandelt, als es jenen Act der Versöhnung beging, und mit den Empfindungen einer achtungswerthen Reue die Gebeine jenes Opfers frühern leidenschaftlichen Partheygeistes zu ihrer ehrenvollen Ruhestätte begleitete.

Habe ich Ihnen dann ferner, theuerste Freunde, berichtet, in welch' wahrhaft christlichem Sinne ein Zellweger, ein Honerlag, ihre großmüthigen Gaben für Erziehung der Waisen verdoppelten, so darf ich dasjenige

um so weniger zurückhalten, was auch aus andern Gegenden von ähnlichen Opfern einzelner Personen auf den Altar der Menschenliebe mir für diesen Bericht mitgetheilt ward. So schenkten die Geschwister Rosselet zu Verrieres, Cantons Neuenburg, diesen Winter 2000 Gulden zu Unterstützung der Armen ihrer Gemeine und zu besserer Erziehung der Kinder derselben; es bestimmte für eben diesen Zweck in der nähmlichen Gemeine Herr Heinrich Lembelet sein beträchtliches Eigenthum. Es vermachte Mademoiselle Düpasquier außer den 40000 Franken für die bereits erwähnte Kleinkinderschule, 40000 andre der Anstalt der Mademoiselle Calame in Locle zu zweckmäßiger Erziehung minder begüterter Töchter und 50000 Franken zu Erhöhung der Besoldungen der Landgeistlichkeit, und Mademoiselle Montmollin gab 5000 Gulden zu Begründung eines neuen Kranken-Spitals. Auch Aarau hat ein Beyspiel ähnlichen großartigen Gemeinsinnes aufzuweisen. Noch fehlte für die technologischen Sammlungen, Naturalien,

Modelle, u. s. w. der dortigen Gewerbschule ein großer Saal, noch sollten die nöthigen Einrichtungen zu deren benutzbarer Aufstellung getroffen werden, wozu eine Summe von mehreren 1000 Franken erforderlich war. Mit edler unerbethener Bereitwilligkeit sorgte Herr Stadtammann Hunziker, der, wie früher auch Herr Carl Herose, bereits 50000 Franken der Anstalt geschenkt hatte, auch noch für dieses Erforderniß. — Wenn Herr Ferdinand Köhli von Biel, der durch kühnen Sprung von einer 20 Schuhe hohen Mauer, ein Mädchen vom Ertrinken rettete, wenn der wackere Postillion Abraham Morier von Bevay, der die nebst ihm am Dent de Jaman verschütteten Reisenden, aus dem Schnee herausgrub, wenn die heldenmüthigen Aargauischen Fischer Paul, Battiste, Carl, Joseph, Reichard und Fidel Schmid, welche sechs Personen den Fluthen des tobenden Rheines entrissen, durch ehrenvolle Anerkennung und Geschenke ihrer Regierungen belohnt wurden; so dürfte es vielleicht in der Stellung, wie in den Statuten unsrer

Gesellschaft liegen, einige andre, zwar weniger groß hervortretende, aber ebenfalls aus edelm Sinne und reiner Religiosität hervorgegangene Handlungen, die ihr gemeldet wurden, sey es durch öffentliches Lob, oder irgend ein Zeichen liebreicher Ermunterung zu ehren. Aber vielleicht möchte gerade dadurch hier das Zartgefühl der Thäter verletzt, dort der anspruchlose Sinn verwischt werden, der das Gute übte, ohne zu denken, daß damit etwas Besonderes, etwas Lobens- oder Belohnenswerthes geschehe. Es möchten einige wenige ausgezeichnet werden, weil zufällig gerade, was sie gethan, zu Andrer Kunde gelangte, während Hunderte, die in der Stille Aehnliches, vielleicht Größeres, geleistet, ungenannt blieben. Aus diesen Gründen unterbleibt wohl zweckmäßiger die Anführung der mehrfachen Züge der Genügsamkeit, Selbstbeherrschung, Gutmüthigkeit und Theilnahme Einzelner an Anderer Leiden selbst bey eigenen, die, besonders aus einer der westlichen Gegenden des Vaterlandes berichtet, ein erfreuliches Gegenstück bilden zu den Klagen über abge-

schlossenes Gemeindeleben und phlegmatisches Vegetieren, die von andern Stimmen ebendaher laut wurden. Wenn die Ursachen dieser letztern Erscheinungen großentheils in den Staatsformen und Regierungsgrundsätzen zu suchen seyn dürften, so sprechen jene erstern für die stets noch vorhandene Kraft des Volkes, sie zeigen einen der bessern Pflege und Entwicklung würdigen Kern; sie zeigen in der Veredlung der Individuen, den sichersten Weg zur Veredlung der Gesammtheit zur Anregung und Hebung der Nation.

Zu lange schon habe ich — theuerste Freunde — Ihre Geduld in Anspruch genommen, und dennoch nur lückenhaft, nur einen Theil des Erfreulichen berichten können, welches in unserm schönen Vaterlande die Sonne der Freyheit, der Strahl des Lichtes und der Liebe ins' Leben rief. Danken wir dafür dem Allmächtigen, aber in Demuth ohne eitles Selbstgefühl. Manche Anregung zum Bessern kam uns, wir müssen es gestehen — von außen

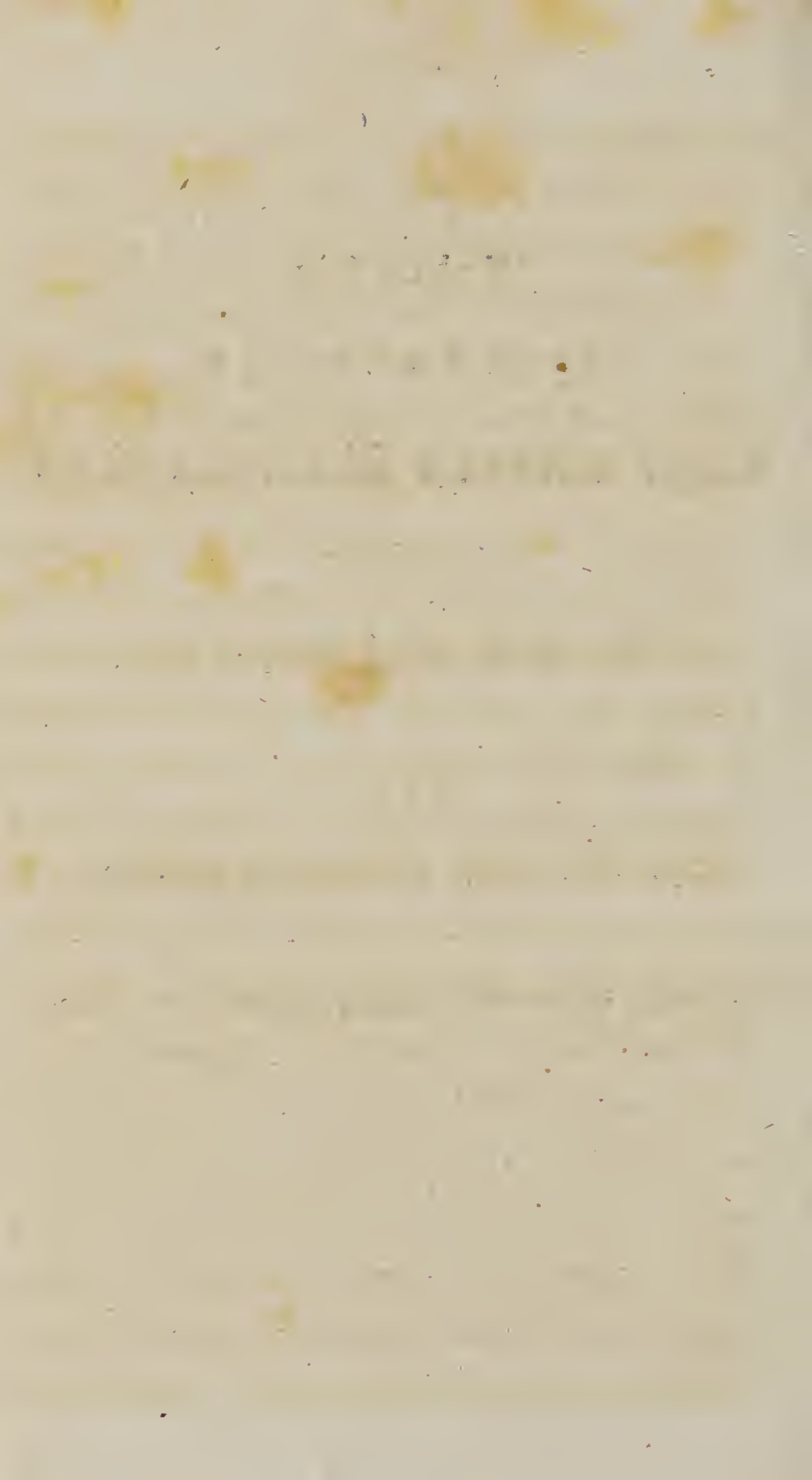
her, und drohend steht den heitern Bildern nur zu manches düstre noch gegenüber. Darum darf auch bey dem Lobe des Guten die Ermahnung zum Kampfe gegen das Böse nicht fehlen. In ihm bewähre sich unsre Kraft; in der freudigen Pflege alles Schönen unsre Liebe und unser Glaube!

Ueber die gegenwärtige Lage unsers Vaterlandes in ihrer Licht- und Schattenseite.

Von

Herrn Dr. und Oberrichter Schinz.

Vorgelesen in der Helvetischen Gesellschaft. 1830.



Welcher Freund des Vaterlandes kann sich beym ernsten Nachdenken enthalten, für die Zukunft desselben große Besorgnisse zu hegen, wenn er die Rückschritte bedenkt, welche in unsern innern Verhältnissen seit 1814 vorgegangen sind. Kaum darf man das lange Sündenregister aussprechen, welches wir uns seit jener Epoche, die man wohl auch die Restaurations-Zeit zu nennen beliebt, haben zu Schulden kommen lassen, geht es so fort, so muß nothwendig der junge Staat bald an Altersschwäche unterliegen. Welchem unbefangenen Beobachter konnte es entgehen, daß die Mediations-Verfassung wohl diejenige war, welche unserm Charakter und unsern Bedürfnissen am besten entsprochen hätte, wenn sie noch von einigen Mängeln, die ihr anklebten, gereinigt worden wäre. Napoleons

Geist hatte wahrlich unsere Schwäche weit besser erkannt, als wir selbst. Wahr ists, daß auch wir höchst wahrscheinlich der Allgewalt des nach Universalherrschaft Strebenden unterlegen wären, wann der eisige Norden die Kraft des Löwen nicht gebrochen hätte. Aber wir allein hatten ihm eine Schonung zu verdanken, welche er gegen keine Nation in so hohem Grade geübt hat. Die Spuren der Revolution waren nach und nach verschwunden, der Geist der alten Aristokratie hatte nach und nach seine Kraft verloren, die Verfinsterer wagten nicht mehr öffentlich aus ihren Schlupfwinkeln hervorzutreten; der Genuß gleicher bürgerlicher Rechte, verbunden mit der Bändigung einer allzurohen Demokratie, trug immer mehr und herrlichere Früchte. Der allgemeine Bundesverband, durch eine beschränkte Centralität, zeigte sich sehr heilsam. Allgemeine Zufriedenheit herrschte unter allen Classen, nur nicht in der Seele einiger unverbesserlicher Aristokraten, die es nicht verschmerzen konnten, daß man das Joch, welches sie ihren ehmahligen Unterthanen auf=

gelegt hatten, zu brechen gewagt habe. Künste und Wissenschaften blühten allmählig unter allen Classen mehr und mehr auf, und es hätte nichts als der Freyheit der Presse bedurft, um vollends die Geister zu wecken. Als die Ueberreste der französischen Heere sich wieder in Deutschland zurückgezogen hatten, als die Schlacht bey Leipzig die Uebermacht Napoleons für immer gebrochen hatte, und die Heere der Allierten sich unserm Vaterlande zuwälzten, da zeigte sich ein allgemeiner Enthusiasmus für Erhaltung der Verfassung, und man glaubte kein Opfer zu groß, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten. Ein herrlicher Geist regte sich durch die ganze Eidsgenossenschaft, und nie wären wir stärker gewesen, als damahls, wenn man diesen Geist hätte benutzen wollen. Allein der Geist des Verderbens schlich schon im Finstern umher. Auswürflinge der Nation, Haller und Consorten, wurden benutzt, alte Leidenschaften wieder zu wecken, den Samen der Zwietracht auszustreuen. Waldshut war der Winkel, wo diese

Ultras sich vereinigten, und von wo sie ihre Minirer aussandten. Statt jene Verräther öffentlich bekannt zu machen und zu brandmarken, ignorirte man ihr Daseyn. Getäuscht und hinter das Licht geführt von jenen Ehrgeizigen, denen Herrschsucht mehr galt, als das Wohl des Vaterlands, erklärte die Tagsatzung die Neutralität der Schweiz, stellte aber, statt den wirklichen Geist zu benutzen, kaum einige tausend Mann auf die Beine, viel zu wenig um nur einen Schein von Vertheidigung zu zeigen, und viel zu viel um der Schande, die sie nachher traf und treffen mußte, Preis gegeben zu werden. So betrog man unser gutes und braves Volk, wiegte es in Schlummer auf der einen Seite, und untergrub seinen gesunden Sinn auf der andern. Zu ihrer Ehre, wollen wir hoffen, sey die Mehrheit der Tagsatzung selbst getäuscht worden, sonst hätte man sich männlich für oder wider erklärt, eine Parthie ergriffen, und wir wären mit Ehren bestanden, wenn wir auch unterlegen wären. So aber wurde

ein Verrath am Vaterlande begangen, Volk und Regierungen entzweyt, und das Vertrauen zwischen Regierern und Regierten ist bis auf jetzt noch nicht ganz wiederhergestellt. Möge Gott denen verzeihen, welche dieses Unglück über uns brachten. Die Geschichte wird einst ihre Nahmen neben diejenigen stellen, welche im Jahr 1798 die Franzosen ins Land riefen. Aber ihre Schuld wird die Waage der Gerechtigkeit als die größere anerkennen, denn jene waren meist Verbannte und Unterdrückte und auch ohne sie hätte die alte, morsche, dem Zeitgeist unangemessene Verfassung zu Grunde gehen müssen. Diese aber untergruben das Glück eines aufblühenden Volkes auf viele Jahre, denn sie mußten, um sich zu erhalten, zu Grundsätzen schreiten, deren Verderblichkeit wie ein Krebs an der Wurzel unsers Glücks nagt.

So wurde das ruhige und glückliche Land plötzlich in ein Chaos geworfen, in welchem die wildesten Leidenschaften gährten. Die Einigkeit war dahin, der elende, verderbliche,

nur dem Ehrgeiz einiger, sich privilegiert glaubender Kasten nützliche Cantonalgeist fing an sich zu regen. Die berühmte Senft-Pilsachische Proklamation enthüllte nun plötzlich den Geist und die trüben Absichten dieser Kasten, die nun einmahl regieren wollten, und sollte es auf den Trümmern der Nation geschehen. Kein Geld wurde gespart, um die sogenannten Urstände zu gewinnen, und selbst in den Schooß der Tagsatzung wurde der gelbe Same gestreut, der bey den Menschen so lange seine Wirkung nicht verliert, als die auri sacra fames nicht verbannt werden kann. So entstund die lange Tagsatzung, und, erbärmlich genug, wir konnten uns nicht einigen; abermahl mußten wir fremden Mächten unsere Wiedergeburt und unser Daseyn verdanken. Man hatte die Mediations-Akte schnell und unbesonnen verworfen, weil sie den Absichten der nach Alleinherrschaft dürstenden Kasten im Weg war, und dieselben Menschen, welche wenige Monathe vorher sie den Rettungsbalken nannten, an den wir uns

allein festhalten müßten, betitelten sie nun als eine Geburt des Despotismus oder gar der Hölle. Sie hatten vergessen, daß wenn auch schon ein verhaßter Machthaber sie decretirt hatte, sie dennoch aus der Zusammentragung der Meinungen der Weisesten und Edelsten der Nation entstanden war, welche in Paris sich um den ersten Consul versammelt hatten, der beyde Partheien im Auge behaltend, im wahren Sinne als Vermittler beyder Partheyen aufgetreten war. Statt dieser wurde nun endlich ein Bastard geboren, den aber niemand als ein Kind der Liebe, sondern als eine Geburt des Zankes betrachten mußte, welche die größten Gebrechen mit auf die Welt brachte; und den Keim von Krankheiten in sich trug, welche sich nur zu sichtbar entwickelten.

Der alte aristokratische Geist griff, in den, nunmehr durch keine wirksame Central-Gewalt gebundenen, Cantonen gewaltig um sich; und wurde, da er so ansteckend ist, als das gelbe Fieber, in den neuen Cantonen fast noch fühlbarer, als in den alten. Denn wenn auch

die Kunst zu regieren und zu herrschen nicht angeboren ist, so ist es doch der Gelust dazu, und der Gelust gebirt die Sünde. Um die Cantonal-Souverainität recht deutlich zu machen, verschlossen sich die Cantone immer mehr in sich und wollten zu nichts Gemeinnützigem mehr Hand geben, so bald nur der Schein der Möglichkeit eigener Vortheile sich zeigte. Auch darin sündigten die neuen Cantone so viel als die alten. Die erste wichtigste Folge unsers lockern Verbandes war die Zulassung der Jesuiten, dieser Vipernbrut, dieser Pest alles freyen Denkens und der Fortschritte des Geistes, im Wallis und Freyburg. Niemals hätten sich diese schwarzen Gesellen unter der Mediations-Regierung einschleichen können, aber man ließ das Gift frey einpassieren, ohne sich nur ernstlich auf der Tagsatzung zu besprechen, ob in der Befugniß der Cantone stehe, etwas zu thun, was den übrigen Eidsgenossen zum offenbarsten Nachtheil gereicht. Dann kam die unselige Trennung von Constanz, durch die Feinde der Aufklärung und servile Römlinge

herbeygeführt, und diese folgereichen Concordats=Geschichten.

In ihrer ganzen Unzulänglichkeit und Schwäche zeigte sich unsere Verfassung in dem Hungerjahr 1817. Hier prangte der eigenmächtige Cantonalgeist in seiner ganzen schauervollen Blöße, ein Canton verbot die Ausfuhr gegen den andern, oder erschwerte sie. Dann kamen die Consumo-Steuren, wo auch die Erzeugnisse von Eidsgenossen besteuert wurden, man schrie über Bern besonders, aber haben Waadt, Argau, Luzern weniger Sünde auf sich? Jene großen Zollabgaben, wodurch der Transit fremder Waaren durch die Schweiz so zu sagen zu Nichts herabsank, die Stempelgebühren auf Schweizerische Zeitungen, die Verbote derselben in einzelnen Cantonen, die Vaterlosigkeitserklärung helvetischer Münzen, welche besser waren, als die neugeprägten; die Verbote des Cursierens der Münzen anderer Cantone, und anderes mehr, folgten nach einander. So lösten nach und nach alle Bande der Cantone unter einander sich auf,

und die Schweiz sank aus einem Bundesstaate zu einem Staatenbunde herab, verlor ihre Energie und alle die großen Vortheile, die aus einer nähern Verbindung, die unter der Mediations-Regierung die Einigkeit und das Emporblühen der Nation herbeygeführt hätten, drohen nach und nach zu verschwinden. Die Preßfreyheit war unterdrückt, und das gebeugte und mißhandelte Gemeinvaterland, konnte seine Klagen nirgends laut werden lassen. Um allem diesem Kram aufzuhelfen, und die Servilität der Regierungen gegen die Einflüsterungen einiger Gesandten recht deutlich zu machen, entstanden jene gehässigen Verordnungen gegen die Fremden. Unser Vaterland, bisher ein Asil aller blos wegen Meinungen Geflüchteter, verlor dieses schöne Vorrecht. Die großen Räthe geriethen immer mehr in Abhängigkeit von den Regierungen, die sich dadurch schützten, daß sie sich in denselben mit ganz von ihnen abhängigen Leuten umgaben. Die etwa laut werdenden Seufzer und freymüthigen Aeußerungen wurden nicht

geachtet; die Tagsatzungen wurden zu elenden Tummelplätzen leidenschaftlicher Anmaßungen, zu einem Kriege Aller gegen Alle. Diplomatische Mahlzeiten, bey denen man sich gegenseitige Hingebung heuchelte, und wetteiferte, wer sich gegen die fremden Gesandten am submissesten benehmen könne, um vielleicht irgend einen Vortheil für den eigenen Canton, oder ein Offizierspatent für diesen oder jenen, der seine Haut und Freyheit einem Fürsten verkaufen wollte, zu erlangen; Fälle, wo unsere Schönen zeigen konnten, daß es mit der republikanischen Einfachheit und der Ständegleichheit eben nicht mehr so genau genommen werde, das waren und sind bis ietzt die Hauptergebnisse der Tagsatzungen. Besonders sind dieß die Orte, wo die besternten Brüste, die gebänderten Knopflöcher, die brillantenen Dosen zur Schau gestellt werden, ob zur Ehre oder zur Schande der damit sich brüstenden, wollen wir dem schlichten eidsgenössischen Sinn zu bezeichnen überlassen, aber so viel ist sicher, daß diese Sterne gewaltig nach Sklavensinn

und Fürstenlaune riechen, und man diese Sterne nicht wohl für Merkmahle reiner Vaterlandsliebe erkennen kann, sie lassen vermuthen, sie seyen da, um durch ihren Glanz das Auge von dem unter ihnen schlagenden Herzen abzuwenden, das mehr für Kastengeist und Aristokratismus, als für ächte Freyheit schlägt.

Aus diesem Sinne ging jener Versuch hervor die Presse noch mehr zu beschränken, allein ein Schrey des Unwillens, der schnell durch die ganze Eidsgenossenschaft ging, zeigte, daß das Volk erwache, und ein besserer Geist sich allmählig auszubilden anfange, und statt mehrerer Beschränkungen ging die Freyheit der Presse hervor, welche uns ein weit sicherer Rettungsbalken seyn wird, als alle Constitutionen, denn nur durch sie wird die Constitution erhalten und kann den Bedürfnissen der Nation endlich angepaßt werden. So sind die in die Grube gefallen, welche Anderen eine solche graben wollten. Wir haben keine Staatsgeheimnisse, denn Staat und Volk ist bey

uns eins, und was der Staat weiß, darf das Volk auch wissen. Noch zuletzt hat Schwyz ein neues Beyspiel gegeben, daß auch freye Männer, gleich gewissen Königen, Eide brechen können, und daß Freyheit allein ohne wahre Aufklärung selbst nicht vor Verletzung heiliger Verpflichtungen schützt.

So haben uns wenige Jahre weit zurückgebracht; unsere Verfassung ist viel zu locker, die Tagsatzung hat keine Kraft, die wichtigsten Angelegenheiten, wie die Heimathlosigkeit, werden nie ausgemacht, alles Wichtige wird ad audiendum und referendum genommen. Cantone sind von Cantonen fast feindlich geschieden; die Jesuiten haben den alten Religionshaß an vielen Orten wieder angefacht. Glücklicher Weise sind wir zu weit vorgeschritten, als daß es ihnen gelingen könnte, noch viel weiter zu gehen. Viele Regierungen stehen mit ihrem Volke nicht im Einklang, weil dieses das Bessere will; die Niederlassungen von Schweizerbürgern in andern Cantonen,

obschon eine Hauptgrundlage unserer Verbindung, sind an vielen Orten erschwert, der Verkehr ist gehemmt, der Transit, ungeachtet der trefflichen Straßen, deren immer neue angelegt werden, hat abgenommen, weil die großen Zölle ihn zu theuer machen. Es ist eine merkwürdige Erfahrung unserer Zeit, daß die ernsten Lehren, welche wir erlebt haben, so bald ganz vergessen waren, so wenig für die Zukunft benutzt wurden. Die Ursachen, welche bey uns die Revolution hervorbrachten, scheinen von manchen rein vergessen zu seyn. Man hört noch zuweilen lächerliche Jeremiaden über das entsetzliche Unglück, welches die Revolution hervorgebracht habe, sie können es immer noch nicht begreifen, daß das Volk die väterlichen Fesseln, in die man es nach und nach geschmiedet hätte, nicht länger habe tragen wollen. Wahr ist's, einige Jahre war alles aus seinen Fugen gerissen, fremde Kriegsheere zertraten unsere Felder, und Millionen sind dem Lande entrissen worden. Aber es brauchte einer solchen Erschütterung, um eine Wieder-

geburt der Nation hervorzubringen. Das Gebäude der alten Eidsgenossenschaft war morsch, es konnte kein Flickwerk ertragen, es mußte ganz eingerissen werden, und nur dadurch schritt die Nation auf einmal ein Vierteljahrhundert vorwärts, und wer noch die sogenannten alten guten Zeiten erlebt hat, wird sich, wenn er unbefangen ist, dahin nicht mehr zurück wünschen können, wo nur die Bürger der Städte frey, die Landleute Unterthanen waren, wo nur die erstern die Vorrechte, selbst der Geistesbildung, allein besassen. Ist einmal jene Generation verschwunden, welche damals herrschte, so wird auch ein besserer Geist noch allgemeiner unter uns werden. Unter der Mediations-Regierung erhielt die Nation einen allgemeinen Aufschwung, und jene Millionen waren leicht zu verschmerzen, die Freyheit ward nicht zu theuer erkauft, diese Gelder lagen ohnehin müßig und dem Umlauf entzogen in den Schatzkammern der Städte. Mit der Gewerbsfreyheit lebte auch der Gewerbsfleiß auf, und nur da, wo man

noch zu sehr an der alten guten Zeit, das heißt an der Gewohnheit des Müßiggehens klebte, wie in den Urcantonen, blieb man auch zurück, und ein Theil des souverainen Volks zieht im Bettel umher und belästigt seine thätigern Miteidsgenossen, oder hat sich zu Sklaven fremder Souveraine verkauft, und dort heißt es, graben mag ich nicht, betteln oder Soldatenbrot ist besser; unsere lieben Miteidsgenossen mögen für uns bezahlen, wir ruhen auf den Lorbeeren unserer Väter. Weist man den Bettler auf die unvertheilten Allmenden, und sagt man ihm, bearbeite sie, dann hast du Brod, oder arbeite etwas anderes, so sagt er, ich bin ein freyer Mann, du hast mir nichts zu befehlen, wir sind Schuld an deiner Freyheit, und darum sollst du uns geben. Sobald aber von ihnen gefordert wird, etwas zu den allgemeinen Lasten beyzutragen, und etwas lästigere Bundespflichten zu erfüllen, so sind sie nirgends zu finden, da sind sie zu arm, oder zu träge.

Ist diese Lage des Vaterlands aber von

einer Beschaffenheit, welche dem Vaterlands-freunde nicht die trifftigsten Besorgnisse erregen muß, wenn er an die Zukunft denkt. Dieser Stand der Dinge kann zwar, es ist möglich, noch lange Zeit bestehen, wenn von Außen her Friede herrscht; aber besteht er, wir wollen nicht einmahl fragen, ob zum Wohl des Ganzen, sondern auch zum Wohl der Cantone, um deren willen er eingetreten zu seyn scheint. Was kann der einzelne Canton dabey gewinnen, wenn er einige, zwar reichlichere Einnahmsquellen hat, die aber leicht durch andere weniger lästige ersetzt werden können, wenn bewiesen werden kann, daß diese Einnahmsquellen den Grundsätzen eines Bundesstaates und dem Geiste der Verfassung durchaus entgegen sind. Wenn dadurch freyer Handel und Wandel, wenn der Transit, doch gewiß eine reiche Erwerbsquelle für andere, darunter leiden. Was gewinnt der Luzerner mit seiner großen Abgabe auf den Wein seiner Nachbarn, da er selbst wenig oder keinen Weinbau hat, was der Berner von seiner Consumsteuer.

Der Bernerschatz wird dadurch wieder angefüllt, aber der ganze Canton gewinnt dabey wenig oder nichts, und hat dazu die Pflichten gegen seine Brüder förmlich verletzt. Nicht alle Bürger gewinnen, sondern nur einzelne Kasten, nur diese werden durch ein solches System begünstigt, aber der Bundesstaat wird dadurch zum Staatenbund umgewandelt; der Verband wird mit jeder solchen Verfügung lockerer. Besteht dann das wahre Wohl der Eidsgenossenschaft etwa im Reichthum eines einzelnen Cantons, oder darin, daß einzelne Familien das Mark des Landes an sich ziehen? Wohl nicht, sondern das wahre Glück eines Staates besteht doch nur im Wohlstand und Glück seiner Gesammtheit, im richtigen Zusammenhang des Ganzen. Es ist das jetzige Verhältniß ein durchaus verkehrtes, ein Auswuchs eines schmutzigen, eigennützigen Cantonalgeistes, und ein Mißbrauch des so übel verstandenen Souverainitäts-Rechtes der Cantone, welche keine andere Folge, als das Zusammenstürzen des Ganzen haben kann,

wenn Gefahr von Außen droht. Unsicherheit unserer Existenz, gewisser Untergang in Gefahr, ist unser Loos, wenn wir hierin verharren. Eidsgenossen, Freunde und Brüder! sollen wir denn zusehen, wie unser unvermeidliche Untergang bereitet wird, soll das neue Gebäude, das eben so fundamentlos, eben so morsch ist, wie der alte Bund, denn beym ersten Sturme zusammenstürzen, sollen wir nicht in Zeiten trachten, ein neues sicheres aufzuführen. Wenn einzelne Cantone ihre Constitutionen ändern können, könnte das nicht auch mit Ruhe, mit Ueberlegung mit der ganzen Staatsverfassung geschehen. Liegen die Mittel nicht in unserer Hand. Schon höre ich schreyen: ein furchtbarer, ein jakobinischer Gedanke! will man wieder Revolutionen? Nein, eben das will man nicht, aber unsere Regierungen müssen wissen, daß sie um unsertwillen, nicht wir um ihretwillen da sind. Fällt die Schweiz, so fallen auch die Souverainitäts-Rechte der Cantone, die Regierenden bleiben oben auf, aber der Bürger, der regierte, verliert seine Freyheit.

Wer soll uns hindern, eine bessere Verfassung zu machen, wenn der feste Wille der Eidsgenossen es will. Nur Feiglinge, welche das Wort eines hohen Hauptes in Schrecken und Zittern bringt, welche vor dem Einflusse des Auslandes erschrecken, oder ihrer Ordensbänder und im Ausland erworbener Titel wegen in Angst sind, und fürchten diese Elendigkeiten, die im Vaterlande nie gezeigt werden sollten, und nicht ihren Adel, sondern ihre unrepublikanische Servilität verrathen, zu verlieren, oder solche, welche glauben, von Gottes Gnaden regierende Herrn und Patrizier zu seyn, können daran zweifeln daß bey uns die Regierung nur durch das Volk seyn und bestehen soll, und daß wir unsere Verfassung nicht verändern oder verbessern dürfen sollten. Sie, unsere Regierungen sind oder sollen nichts anders seyn, als Repräsentanten des Volkes, geheiligte Personen, Väter des Vaterlandes, wenn sie die Freyheiten aller schätzen und schützen, und immer auf das Wohl des Ganzen sehen. Aber, Freunde, Brüder, Eidsgenossen, denkt

der Tage von 1798 und 1814, denkt an die Gefahren, denen wir glücklich entgangen sind, denkt der großen Lehren unserer Zeit, denkt daran, daß nicht Trennung, nicht Absönderung, nicht Cantonal=Souverainität, sondern bloß Einigkeit uns retten kann. Noch haben wir unter uns Escher von der Linth, Usteri, Cesar Laharpe, Monnards, Sydler, Zellweger und andere, hört ihren Rath, hört ihre warnenden Stimmen, verachtet jene Wetterfahnen, welche immer die Farben des Augenblicks tragen, sammelt euch um das Panier des Vaterlandes, laßt den Ruf nicht ungenützt verhallen. Arbeitet in den großen Räthen, in allen Staats=Collegien auf Einigkeit, nicht auf Trennung, denkt, daß wir unsern Kindern das schönste Erbtheil, welches wir erhalten haben, hinterlassen sollten. Haltet fest an der Preßfreyheit, sie ist das Organ, durch welches wir einander zurufen, warnen können, sie ist der Schreken aller Obscuranten, sie duldet keine Staatsgeheimnisse.

Aber soll man sich denn wirklich beym Anblick einer solchen Versammlung von Eidsgenossen, wie die heutige ist, um die Zukunft ängstigen? Zeigt nicht gerade sie den Drang nach Einheit und Einigkeit; ich sage Einheit, denn sie mag und kann gar wohl ohne alle Veränderung der Cantonalverfassungen bestehen. Es mag wohl seyn, wir hoffen es nicht, daß nicht alle mit gleich reinem Herzen fürs Vaterland hier erschienen sind, aber der Donnerhall der inhaltschweren Worte unsers hochverdienten Vorstehers, der am Tage der Eidsgenossen in Solothurn sich kräftig gegen die Eingriffe Napoleons auflehnte, möge tief in ihre Gemüther eindringen, und ihnen und allen unsern Miteidsgenossen zeigen, daß unser Zweck nicht sey Revolutionen hervorzubringen, Verfassungen zu stürzen, sondern Einheit und Einigkeit zum Wohl des Ganzen zu pflanzen, dadurch, daß ein jeder hingehe an seinen Ort, und offen spreche und thue, was er für des Vaterlands Wohl am dienlichsten hält.

Ein Blick auf die zwey letzten Jahre und

wir müssen erstaunen, was alles für Verän=
derungen unter uns vorgingen. Luzern leuch=
tete voran, Zürichs großer Rath hat endlich
seine wahre Stellung erkannt; Tessin selbst
sucht sich aus seinen schmählichen Fesseln zu
befreyen, in Wadt spricht man von Verän=
derungen, alle Regierungen der Schweiz müs=
sen es erkennen, daß sie bloß aus dem Volke,
durch das Volk und für das Volk da sind.
Auf das jüngere Geschlecht der Eidsgenossen,
das nicht mehr im Purpurgeborne unter sich
zählt, es müßte dann seyn, daß die neuen
Regenten sich bepurpurt wähnten, hoffen wir,
Euch, liebe jüngere Brüder, Freunde, Eids=
genossen, fordern die Lehren dieses Jahrhun=
derts, die Stimmen der Edlen unter uns auf,
Euch zu einigen, den Cantonalgeist zu verban=
nen, so bald er etwas fordert, was andere
benachtheiligen kann, und dahin zu arbeiten,
daß ein neuer kräftiger Bundesstaat erwache.
Wir nennen uns helvetische Gesellschaft, diese
soll ein Vereinigungspunkt aller Eidsgenossen
seyn, denen alles, was das Wohl des Gesammt=

vaterlandes betrifft heilig ist. Kein Solothurner, kein Zürcher, kein Wadtländer, kein Berner, soll hier als solcher erscheinen, sondern nur als Eidsgenosse, welcher im Glück des gemeinsamen Vaterlandes auch das Glück seines Cantons findet. Die Schweiz gleicht einem Baum, dessen meiste Aeste in raschem Triebe stehen, und schöne Blüthen tragen, aber ein Wurm nagt an seiner Wurzel, der schon den Trieb der Säfte vielfach gehemmt hat, er hat besonders in einige Aeste sich eingewühlt, und sich vermehrt, und diese schwarzen Gesellen drohen auch auf die gesunden überzugehen und sie anzustecken. Diese Würmer sind der Cantonalgeist, der Obscurantismus, und die übelverstandene Cantonal-Souverainität. Nur ein gemeinsamer Angriff kann sie tödten, und den Baum vor dem Untergange retten. Eine offene Verbindung aller Gleichdenkenden, freyes Aussprechen in Rede und Schrift, in Großräthen und Regierungen, das sind die Mittel, die am Ende, wenn auch langsamer doch zum Zwecke führen, die Nation ist der Trennung

abhold, und wünscht Vereinigung, dieß gehe aus den immer sich mehrenden Vereinen hervor, welche alle zahlreich besucht werden, daher sind sie auch bey den Machthabern in übelm Geruch, allein sie können und dürfen sie nicht lähmen oder gar verbiethen, wie ehemals.

Man staunt die Linthunternehmung als ein erhabenes National-Unternehmen an, ich kann darin gar nichts Besonderes sehen, daß die Schweizer einmahl thaten, was sie längst hier und anderswo hätten thun sollen, wo ihre Mitbürger in ähnlichen Gefahren waren, zu einem gemeinsamen Zweck hinarbeiten. Aber der Mann war groß, der uns nicht nur auf unsere Pflichten aufmerksam machte, sondern sich durch die unendlichen Hindernisse, welche der Cantonalgeist und diejenigen, welche er beglücken wollte, selbst ihm in den Weg legten, durcharbeitete, und diesem Zweck wahrscheinlich sein Leben aufopferte. Was ist's denn auch, eine Million Franken zusammen zu legen, ein solches Werk zu vollenden, es ist wohl etwas Löbliches, aber solche Werke sollten

wir wohl, größere und kleinere mehrere aufzuweisen haben. Aber gegenwärtig käme auch kaum etwas Aehnliches zu Stande, wenn auch ein zweyter Linth-Escher sich vorfände; die Mediations-Regierung könnte es weit eher zu Stande bringen. Ist etwa das Uebel der Heimathlosigkeit kleiner, als die Linthversumpfung? bedürfte es so großer Kräfte? aber, o Schande! noch immer wird dagegen so viel wie nichts gethan, warum? aus der Furcht dem einen Canton einige Last abzunehmen, und die Cantonal-Souverainität etwa gar zu gefährden; also aus elendem Cantonalgeist.

Doch Muth, vorwärts geschritten und ein besserer Sinn wird nicht mehr lange ausbleiben, er bildet sich durch die öffentliche Meinung, durch die Freyheit der Presse und besseren Unterricht, und unsere Gesellschaft kann auch dazu beytragen und zum Segen des Vaterlandes wirken.



